

Wolfgang Schultheiß

Die „Bonn-Generation“

Schulzeit in Bonn 1951-1964



Vorwort

Ich war sechs Jahre alt, als ich nach Bonn kam. Dort ging ich dann zur Schule, von 1951 bis 1964. Meine Klassenkameraden und ich gehörten damit zur ersten „Bonn-Generation“. Wir wuchsen in den Anfangsjahren der „Bonner Republik“ auf, einer hoffnungsfrohen Zeit wie aus einem Guss. Die nächste Generation, vielleicht sechs Jahre jünger, geriet schon in den Umbruch des Jahres 1968.

Es war eine besondere Zeit, ein ganz eigener Abschnitt der Nachkriegszeit. Sie lag im Schatten des politischen und moralischen Zusammenbruchs des Dritten Reichs, gleichzeitig aber auch in den Anfangsjahren des wirtschaftlichen und politischen Aufschwungs der Bundesrepublik Deutschland. Durch unsere Väter, die überwiegend in den Bonner Ministerien arbeiteten, erlebten wir diese Anfangsjahre hautnah, auch am Abendbrotisch, wenn die Väter erzählten.

Trotz der so proklamierten „Stunde Null“, die sich auf die politischen Verhältnisse bezog, war es in schulischer und gesellschaftlicher Hinsicht eine Zeit der Restauration. Was? Der Neuanfang eine Restauration? Ich werde darauf eingehen.

In der Schule wirkte sich dieser restaurative Geist für mich und meine Altersgenossen positiv aus. Und zwar durch den Anspruch auf eine weit gespannte, auch humanistische Schulbildung. Erst ab 1962 gab es die Möglichkeit, in eng begrenztem Rahmen Schulfächer vor dem Abitur abzuwählen. Das meiste musste man beim Abitur parat haben. Ich glaube, ich war nie so umfassend gebildet wie im Frühjahr 1964, als ich Abitur machte. Deswegen ist das Buch auch eine *hommage* an meine Schule und Lehrer.

In der Schule ging es streng, aber überwiegend verständnisvoll zu. Man konnte sitzenbleiben, es wurde viel verlangt. Es gab strenge Noten, ein „sehr gut“ war extrem selten, und gelegentlich gab es Ohrfeigen. Letztere waren zwar nicht schön. Aber sie revoltierte uns nicht, von Ausnahmefällen abgesehen. Sie waren gesellschaftlich akzeptiert.

Für die gesellschaftlichen Umgangsformen gab das Benimmbuch „Etikette neu“ von Erica Pappritz aus dem Jahr 1957 den Ton vor. Zumindest für das Bürgertum und die sogenannten „besseren Kreise“. Es enthielt allerdings gleich im Titel einen „Etiketten-Schwindel“. Denn ihm wurde zu Recht vorgeworfen, alte, konservative Anstandsregeln aufzuwärmen. Eigentlich war es daher ein Buch der „Etikette heute wie gestern“. Das kann man auch für den gesellschaftlichen Grundtenor dieser Zeit sagen, bis das Jahr 1968 Vieles hinwegfegte.

Die Ausklammerung des Dritten Reichs klappte in vielen Bereichen des gesellschaftlichen Lebens. Auch bei der Politik versuchte man eine harte Zäsur, schnitt das Dritte Reich aus der deutschen Vergangenheit heraus und knüpfte staatsrechtlich – mit Verbesserungen – an die Weimarer Republik an. Die Übernahme der Weimarer Reichsverfassung in das Grundgesetz von 1949 zeigt das.

Personell war ein harter Schnitt aber nur sehr unvollkommen möglich und wohl auch nicht gewollt. In vielen Bereichen gelangten alte Nazis wieder in Schlüsselpositionen. Das hatte im Allgemeinen keine Auswirkungen auf die Regierungspolitik. Die alten Parteigenossen, was immer der Grund für ihre Parteimitgliedschaft gewesen sein mochte, dienten, flexibel wie viele von ihnen nun mal waren, loyal dem neuen Staat.

Wir Jungen waren frei von beengendem „Kantönlisgeist“. Krieg und Vertreibung hatten zu einer tiefgreifenden regionalen Durchmischung der deutschen Bevölkerung geführt. Kaum einer meiner Mitschüler war in Bonn geboren. Die meisten waren wie ich ihren Vätern aus allen Teilen Deutschlands nach Bonn gefolgt, wo die neu geschaffenen Ministerien mit Männern – auch Frauen, aber die waren eine verschwindend geringe Minderheit – besetzt werden mussten. Es gab sicher Ausnahmen, aber insgesamt kam in Bonn eine Beamten- und Soldatenelite aus ganz Deutschland zusammen, die ihresgleichen suchte. In diesem Umfeld wuchsen wir auf.

Vielen der Zugereisten wird es wie meinem Vater ergangen sein, der in München aufgewachsen war und vor dem Krieg in Berlin gearbeitet hatte. Das „Bundesdorf“ Bonn konnte bei einem Vergleich mit diesen Städten natürlich nicht mithalten. Dem gab er häufig Ausdruck. Aber Bonn schlich sich den Zugereisten langsam ins Herz. Mein Vater machte sein Vorhaben „Nach der Pensionierung ziehe ich nach München“ nie wahr.

Meine Mutter, die aus Breslau kam, zu Demonstrationen sicher nicht neigte und glücklich war, 1951 nach zehn Ehejahren in Bonn endlich die erste eheliche Wohnung beziehen zu können, hatte seit 1991 den Sticker „It's an honour to be a Bonner“ auf die Stoßstange ihres Autos. Des Autos, mit dem sie 30 Jahre lang in der Bonner Innenstadt „Essen auf Rädern“ ausfuhr.

Wir Kinder waren vorbehaltlos glücklich. Wir hatten die richtigen Spielkameraden und eine familienfreundliche Umgebung. Wir profitierten davon, dass wir von Mitschülern aus „gutem“, bildungsnahem Elternhaus umgeben waren, sodass wir uns gegenseitig beflügelten. Es gab Unterrichtsfächer, wie etwa Geschichte, wo wir von

den Mitschülern mehr lernten und in unserem Interesse mehr befeuert wurden als von den Lehrern.

Entgegen einer häufig geäußerten Meinung haben wir von den Verbrechen des Dritten Reichs gehört und uns kritisch mit ihnen auseinandergesetzt. Wir taten es in der Schule. Wenn heute gesagt wird, in den fünfziger und sechziger Jahren des letzten Jahrhunderts habe man das weder in der Öffentlichkeit noch in der Schule getan, so ist das entweder eine (typische?) Selbstüberschätzung der „68er“, oder wir hatten im Bonner Beethoven-Gymnasium einen untypisch guten Geschichtsunterricht.

Ich räume der Behandlung der Vergangenheit in diesem Buch breiten Raum ein. Das Thema beschäftigt mich seit dem Erscheinen (2010) des Berichts einer Historikerkommission über „Das Amt und die Vergangenheit. Deutsche Diplomaten im Dritten Reich und in der Bundesrepublik“. Seine Verfasser sind von einem moralischen Furor getrieben, der den Menschen in der Nazi-Diktatur nicht immer gerecht wird.

Ist die Zeit 1951 bis 1964 überhaupt wert, vergegenwärtigt und aufgeschrieben zu werden? Ich glaube ja. Viele heutige Reflexe, politische wie gesellschaftliche, haben ihre Wurzeln in ihr. Zeitzeugenberichte erhellen diese Jahre anders als historische Analysen.

Im Vertrauen auf die alte Verwaltungsmaxime „Wer schreibt, bleibt“, ist das Buch auch an meine Kinder und vielleicht einmal Enkel gerichtet. Sie sollen wissen, wie es in meiner Jugend war. Diese Zeit liegt für sie so weit zurück wie für mich, als ich geboren wurde, das Kaiserreich. Um den Erinnerungen ein wenig historische Tiefenschärfe zu geben, verbinde ich meine persönlichen Erinnerungen mit einer kurzen Schilderung des politischen Umfelds.

Und schließlich schreibe ich das Buch auch für meine Klassenkameraden. Für sie gilt, was mir mein Freund Georg-Hinrich Hammer zum Geburtstag schrieb: „*Ich denke an unsere erste Begegnung auf dem Spielplatz zwischen den Häusern an der Buschstraße und der Koblenzer Straße und unsere Streifzüge durch verbotene Gärten. Das Schöne ist ja, dass wir durch solches Vergangene nichts verloren haben, sondern dass es uns bis heute durch seine Vergegenwärtigung bereichert.*“

So ist es.

Jedes bessere Vorwort verlangt eine Danksagung. Aber nicht nur deshalb danke ich meinen Freunden, Rolf Geisser, Georg-Hinrich Hammer, Wolfgang Knapp, Bernd Sewingdie dieses Buch bei der Entstehung begleitet, es ergänzt und manche Erinnerung zurechtgerückt haben. Und ich danke Stefan Zweig und Harald Jähner, deren faszinierenden Beobachtungen ich gelegentlich, sei es zum Vergleich, sei es ergänzend, zitiert habe.

Berlin, den

Wolfgang Schultheiß

Inhalt

I. Martin-Luther- (Maarflach-) Schule (1951-54)

1. Anfangsschwierigkeiten	1
2. Freunde und Klassenkameraden	7
3. Aufnahmeprüfung	12

II. Im Beethoven-Gymnasium (1955-64)

1. Schulunterricht in den 1950er Jahren	13
a) Ein Blick zurück	13
b) Unsere Wirklichkeit	14
aa) <i>Ohrfeigen</i>	15
bb) <i>Zeichen des Respekts</i>	17
cc) „ <i>Junger Mann</i> “	19
dd) <i>Schülervereinigung „Stolze-Schrey</i>	20
ee) <i>Fazit</i>	22
c) Das Beethoven-Gymnasiums	24
aa) <i>Geschichte: Eine katholische Schule?</i>	24
bb) <i>Struktur</i>	28
cc) <i>Ein Wort zur humanistischen Bildung</i> <i>und zur „Erasmischen Aussprache“</i>	31
dd) <i>Die hohe Kunst des Schummelns</i>	36
ee) <i>Gründe für den Zusammenhalt der Klasse</i>	38
2. Das Schulgebäude	41
3. Die Lehrer	51
a) Der engere Kreis	51
<i>Schüller 51, Riecks 55, „Bibi“ Henseler 56,</i> <i>Scholl 64, Krandick 67, Görtner 76,</i> <i>Hochstein 80, Schröder 84, Worm 90,</i> <i>Locke 92, Meuser 94</i>	
b) Der weitere Kreis	96
<i>Streck 96, Bongartz 98, Weinrich 100,</i> <i>Gebhardt 102, Thomé 103, Ziemons 105</i> <i>Kamp 108, Limbeck 109, Grenzmann 110,</i> <i>Sadée 110, Becker 111, Böhmer 111,</i>	

*Lorenz 111, Lehnhof 112, Servos 113,
Kissenbeck 114, Feuerborn 115, Müller 116,
Pfeiff 116, Heusch 116, Breier 117,
Frau von Borcke 117*

4. Die Schüler	119
a) Der engere Kreis (die AOIa 1963/64)	119
<i>Knapp 119, Hammer 123, Geisser 124, Gerhards 125, Janßen 128, Wetzell 130. Bierbaum 130, Kliegel 131, Sewing 132, Schwippert 133, Klein 133, Kippenberg 134, Neef 134, Schneemelcher 135, Steinhaus 135, Hormes 135, Wassmann 136, Euskirchen 136, Mittelbach 136, Schmidt 136, Moll 136, Zschoch 137, Winterberg 137, Schultheiß 140</i>	
b) Der weitere Kreis aus neun Schuljahren	141
<i>Bohne 141, von Gaudecker 141, Block 141, von Brunn 142, Heinemann 142, Müllenbach 142, Jakobs 143, Klais 143, Lunze 143, Biederbick 147, Tyczka 144, Macke 145, Maetzel 145, Gädtcke 145</i>	
6. Schullandheim	146
7. Klassenfahrten	159
8. Die 50 Jahren danach	165
9. Der Gymnasial-Turnverein (GTV)	181
a) Walter Hasenbusch	185
b) Günter Platz	188
c) Training und Wettkämpfe	189
d) Altes Denken	200
e) Résumé	203
10. Bundesjugendspiele und Leichtathletik	204

III. Nachkriegszeit

1. „Roaring Fifties?“	211
2. Trümmerlandschaft und Kriegsversehrte	215
3. Die Vertriebenen	217
4. Lastenausgleich	222
5. Stellung der Frau.....	225

6. Moral und Kirche	228
7. Eros matutinus	239
IV. Das Leben in Bonn	
1. Die Stadt	245
2. Spaziergänge und Ausflüge	256
3. Die Bescheidenheit der ersten Jahre	261
4. Anpassen oder nicht? Karneval und Schnörzen	274
5. Spiele und Hobbys	277
a) Briefmarkensammeln	281
b) Vom Knipsen zum Fotografieren	285
V. Außerschulische Prägung	
1. Bücher	289
2. Kino	300
3. Musik und Theater	306
4. Sport	312
VI. Lehrjahre des Gefühls	
1. Tanzstunde	317
2. Party!	321
3. Alkohol	327
VII. Politik – und was wir davon mitbekamen	
1. Nachkriegszeit	329
2. Der Kalte Krieg	338
3. Die Teilung Deutschlands	348
4. NATO/ EWG/ Vive l'amitié franco-allemande!	362
5. Politiker und Parteien	366
6. Stoff für Illustrierte	378
VIII. Auseinandersetzung mit der Vergangenheit	
1. Geschichtsunterricht	381
2. Entschuldigungsmuster „Die anderen auch“ Und „es war nicht alles schlecht“	383
3. Die „Bewältigung“ der Vergangenheit	385
4. „Saubere Wehrmacht“	396
5. Die Eltern	402

6. Die Lehrer	406
a) Dr. Anton Henseler	406
b) Dr. habil. Heinrich Otto Schröder	407
c) Günter Platz	412
d) Johannes Krandick	414
7. Einordnung	415
8. Epilog aus fremder Feder	423

Anhang

1. Zeittafel429
2. Liste der Lehrer (1965)	431
3. Liste der Schüler (Abitur 1964)	433
4. Rede Wolfgang Knapp am 4.10.1997 in Brüssel	434
5. Rede Direktor Schröder am 7.3.1964 „Die kostbare Zeit“	437
7. Rede Schulpflegschaftsvorsitzender Dr. Walther Schultheiß am 27.2.1962 „Brauchen wir Helden“?	447
8. Register	450
a) der Schüler	
b) der Lehrer	
c) sonstiges Personen- und Sachregister	
9. Literatur	
10. Die Autoren	

I.

Martin-Luther-Schule 1951-1955 („Maarflachscheule“)

1. Anfangsschwierigkeiten

Der Schulanfang in Bonn war für meine Schwester und mich nicht ohne Hindernisse. Da das Nikolaus-Cusanus-Gymnasium, eine liberale Schule mit vielen Diplomatenkindern, ausgebucht war, kam meine Schwester Barbara in die Liebfrauenschule in der Königstraße. Dort war sie eine der wenigen evangelischen Kinder in einer katholischen Nonnenschule. Als Schule war die Liebfrauenschule vielleicht gut – Hanna Renate Laurien, die spätere Kultursenatorin in Berlin, über die sich sogar mein Vater anerkennend äußerte, war einige Jahre lang die Klassenlehrerin meiner Schwester –, doch war das ganze System recht einengend.

Ich kam in die erste Klasse und hatte in der Martin-Luther-Schule, nach der Straße, an der sie lag, kurz „Maarflachscheule“ genannt, weniger mit züchtigem Verhalten zu kämpfen als mit schwierigen Inhalten. In Bayern begann das Schuljahr im Herbst, in Nordrhein-Westfalen hatte es bereits Ostern begonnen, als wir im August 1951 nach Bonn zogen. In den Anfangsgründen des Schreibens lag ich also drei Monate zurück. Um das zu kompensieren, hatte ich von einem bayerischen Lehrer in dem Dorf Seehausen am Staffelsee das Alphabet beigebracht bekommen. Aber vergeblich.

In Seehausen hatte ich gelernt, in gut bayerischer Manier ein H mit zwei langen senkrechten und einem kurzen waagerechten Strich zu schreiben. In Bonn musste ich auf meiner Schiefertafel – ja, wir hatten sie noch, mit einem Loch im Rahmen, durch das zwei Schnüre mit Griffel und Schwamm gezogen waren – in Bonn also musste

ich diesen einen Buchstaben oben mit einer waagerechten Schlangenlinie nach rechts beginnen, dann herunterfahren, eine Schleife nach links machen, den Abstrich querend in ein kleines l übergehen und mit dem Strich des l nach unten und einem kurzen „Bögelschen“ nach rechts enden. Das alles wohlgemerkt für nur einen einzigen Buchstaben und natürlich ohne abzusetzen. Ein Albtraum! Das Alphabet hat 26 Buchstaben. Sie trieben mich nicht nur zur Verzweiflung, sondern mir auch die Tränen in die Augen.

Dementsprechend hatte ich in der Maarflachschule in den ersten beiden Schuljahren bei Rektor Wickel die schlechtesten Noten meiner Schulzeit. Das änderte sich erst, als Frau Tolle als Lehrerin in mein Leben trat. Plötzlich erschien auch mal ein vereinzelt „gut“ in meinem Zeugnis. Meine Eltern und ich schöpften Mut. Aber noch vor der Aufnahmeprüfung zum Gymnasium im Jahr 1955 machte Rektor Wickel meinen Eltern keine großen Hoffnungen („Na ja, er kann es ja mal versuchen“).

Mein Klassenkamerad Georg-Hinrich Hammer und ich haben Frau Tolle nach dem Abitur 1964 mit einem Blumenstrauß besucht, weil wir fanden, dass die Volksschullehrer (heute Grundschullehrer) zu Unrecht vergessen werden, wenn ihre früheren Schüler Abitur machen. Ohne Frau Tolle, nur mit Rektor Wickel, hätte ich das vielleicht gar nicht geschafft.

Ich war zugegebenermaßen in der Rechtschreibung nicht gerade stark, in den anderen Fächern übrigens auch nicht. Und in Basteln und Werken, oder wie immer das hieß, schon gar nicht. Ich weiß noch, dass ich einen Scherenschnitt verfertigte, der unter einen großen gläsernen Untersetzer geklebt wurde. Auf dem Nachhauseweg fiel mir das Kunstwerk zu Boden und zersprang. Da war das schöne Weihnachtsgeschenk für meine Mutter hin. Das

ist zwar nicht der Schule anzulasten, mag aber zeigen, dass ich in der Volksschule mit Erfolgserlebnissen nicht gerade verwöhnt wurde. Glücklicherweise wurde ich von meinen Eltern wegen meiner schulischen Leistungen nie getadelt, sondern nur getröstet.

Im Februar 1954 wurde ich freundlicherweise vom Schulunterricht befreit, um mit meinen Eltern drei Wochen in Bayern Ferien machen zu können. Um meine Rechtschreibkenntnisse zu verbessern, rückte ich morgens mit Bleistift und Papier im Schafzimmer meiner Eltern an, und mein Vater diktierte mir beim Rasieren „Mecki-Diktate“. Sie handelten von meiner Lieblingsfigur Mecki, deren Abenteuer ich in den Salamander-Heftchen verfolgte, und hatten so schönen Merksätze wie „Bloß ein bißchen Grieß“, um das ß zu lernen, denn „bisschen“ wurde damals noch mit ß geschrieben.

Mein Schulweg, den ich bald alleine ging, war erträglich. Er führte erst durch die mit Bäumen bestandene und von gut erhaltenen, alten Häusern gesäumte Buschstraße mit ihren schönen Gründerzeit- und Jugendstilfassaden. Nach einem kurzen Stück Schedestraße bog ich dann nach rechts in die Kaiserstraße ein, die entlang der Bahnlinie verlief, und ging, vorbei an der Joachimstraße, bis zur Arndtstraße, also dem ersten Bahnübergang.

Im Sommer konnte die Kaiserstraße so heiß sein, dass der Teer zwischen den Platten des Bürgersteigs schmolz und an den Schuhen kleben blieb. Natürlich war es für einen Jungen (und vielleicht auch für Mädchen) Ehrensache, auf dem Schulweg auf keine Naht zwischen den Platten zu treten. Das machte den Schulweg etwas unterhaltsamer.



*Schulanfänger,
November 1951*

*Zeugnis der 2. Klasse
(November 1952)*

2. Schulbesuchsjahr
(1. Halbjahr)

Klasse 1. B. 2.
Lernstufe 2

Zeugnis
für das Schuljahr 1952/53

1. Führung: gut

2. Fleiß: Befriedigend

3. Schulbesuch: _____ Tage mit, _____ Tage ohne Entschuldigung versäumt.

4. Leistungen:

Religion: <u>ausreichend</u>	Musik: <u>ausreichend</u>
Mündl. Ausdruck: <u>Befriedigend</u>	Zeichnen: <u>Befriedigend</u>
Lesen: <u>Befriedigend</u>	Schreiben: <u>Befriedigend</u>
Rechtschreiben: <u>Befriedigend</u>	Lehrübungen: _____
Rechnen: <u>Befriedigend</u>	

5. Bemerkungen: _____

Bonn, den 15. 11. 1952

Schulleiter: [Signature] Klassenlehrer: [Signature]

Gesehen: [Signature]
(Unterschrift des Erziehungsberechtigten)

Für Fahrradfahrer war die Kaiserstraße übrigens nicht ungefährlich, da zwischen den Gleisen der Straßenbahn und der Bordkante des Bürgersteigs nur wenig Platz war. Wenn man einem Hindernis nach links ausweichen wollte, musste man nicht nur auf den Verkehr achten, sondern die Spur der Straßenbahn auch möglichst rechtwinklig queren, um in ihr nicht steckenzubleiben. Mir war das damals ja egal, ich hatte kein Fahrrad, aber meiner Schwester ist das, wenn ich mich recht entsinne, einmal passiert. Das waren blöde Stürze.

Doch zurück zu meinem Schulweg. Am Bahnübergang bog ich nach rechts in die Arndtstraße, blieb dann aber geradeaus auf der Lennéstraße, überquerte die Weberstraße, ging an schönen Villen vorbei – die des Arztes von Sambeck stach mir besonders ins Auge – und bog dann, wenn linker Hand die katholische Elisabethschule erschien, rechts in die Straße „Am Maarflach“ ein. Dann sah ich sie schon, meine Schule. Vorher musste ich aber noch an einem Büdchen voller Versuchungen vorbei, das, strategisch geschickt positioniert, Süßigkeiten für ein paar Pfennige anbot.

Die Straße „Am Maarflach“ führte weiter zum Akademischen Kunstmuseum am Hofgarten und lag schräg hinter dem erst später gebauten Juridicum. Ihr Name kommt von Maar, einem kleinen Vulkantrichter, der sich nach der Eruption mit Wasser gefüllt hat. Davon gibt es, wie ich später im Fach „Heimatkunde“ lernte, viele in der Eifel.

Heimatkunde war übrigens ein Fach, das mir Spaß machte, vom Lössboden, der das Vorgebirge so fruchtbar machte, über die „12 Apostel“, die hohen Schornsteine der Braunkohlekraftwerke in der Köln-Bonner Bucht, bis hin zum Ton, der zur Ansiedlung von Töpfern in Witterschlick führte. Es gab auf der Kaiserstraße den Dümmler-

Verlag, der für dieses Fach schöne Lehrhefte mit Zeichnungen herausgab.

2. Freunde und Klassenkameraden

Unter meinen Freunden ist zunächst Georg-Hinrich Hammer zu nennen. Wir haben fast die gesamte Schulzeit in derselben Klasse verbracht, und wir sind, wie man schon dem Vorwort entnehmen kann, bis heute verbunden. Ich wohnte in der Buschstraße 67, er in Sichtweite von unserem Balkon an der Koblenzer Straße (heute Adenauer-Allee) Nr. 218. Er hatte die tollsten Zinnsoldaten und ein Gewehr mit eingebauter Zielscheibe, sodass beim Schießen kein Geschoss den Lauf verlassen musste. Es war also gut auch für Wohn- und Kinderzimmer geeignet.

Vor allem aber hatte er Unmengen von Karls Mays in seinem Bücherschrank, die noch von seinem Großvater stammten. Von anderen historischen, meist preußisch-historischen Romanen für die Jugend ganz zu schweigen. Ich entwickelte die Gewohnheit, samstags nach der Schule (ja, das gab es damals noch, bis etwa 1961) zu Georg zu gehen und mir mindestens einen Karl May auszuleihen, den ich dann bis Montag ausgelesen hatte. Ich glaube immer noch, dass das von Karl May inspirierte Interesse an fremden Ländern zu meinem Berufswunsch „Diplomat“ geführt hat.

Im Parterre des Hauses von Georg Hammer wohnte Axel Eggert mit einem strengen Stiefvater, der sein Bein etwas nachzog, wohl eine Kriegsverletzung, und seiner schönen und, wie mir als Kind schien, immer ein wenig leidenden Mutter. Vater Bley, ein Rechtsanwalt, veranstaltete bei Axels Geburtstag immer die tollsten Wettbewerbe im Bogenschießen im Garten des Hauses. Das war eine große Attraktion. Als er 1961 starb, gingen wir alle zu seiner Beerdigung.

Axel Eggert war etwas kleiner als ich. Er, Georg und ich gründeten zusammen „Die Bande“, ein originellerer

Name fiel uns nicht ein. Dazu schlossen wir Blutsbrüderschaft, wobei es sich schwerer als erwartet erwies, sich so zu schneiden, dass so viel Blut floss, dass wir es auch vermischen konnten. Bei Karl May ging das jedenfalls mit dem Blutsbruder Winnetou viel einfacher.

Ich weiß nicht mehr so recht, was wir als Bande leisteten. Außer vielleicht, dass wir über die durch Stacheldraht geschützte und von einem Wächter bewachte Mauer in das verwilderte „Wäldchen“ kletterten, um Kirschen und anderes Obst zu „klauen“. Es war ein verwahrloster Obstgarten neben der Bahnlinie, auf dessen Gelände später das Bonn-Center gebaut wurde. Der Hausmeister verfolgte uns, wenn er unser ansichtig wurde, und warf seinen großen Schlüsselbund nach uns. Fürchterlich aufregend. Mein Wunschtraum war damals, dort an der Bahnlinie einen Schrebergarten mit Obstbäumen und -sträuchern zu haben. Die Zeiten waren schlecht, und eigenes Obst wäre wunderbar gewesen.

Es gab auch noch andere Banden, mit denen wir zwar schon aus Prinzip verfeindet waren, mit denen wir uns aber nicht wirklich „kloppten“. Darauf waren wir nicht scharf. Ich kann mich noch gut an die Umwege erinnern, die ich nahm, um nach der Schule Mitgliedern anderer Banden nicht zu begegnen. Ich fürchte, ich war kein Held.

Ein anderer Klassenkamerad, mit dem mich eine enge Freundschaft verband, war Christian Pauls, später mein Kollege im Auswärtigen Amt. Er wohnte in der Beamten-siedlung in der Schedestraße, also nur ein paar hundert Meter von mir entfernt. Sein Vater arbeitete im AA und wurde später berühmter erster Botschafter in Israel und China. Die Freundschaft mit Christian wurde dadurch unterbrochen, dass sein Vater – wir waren da schon im Gymnasium – etwa 1956 nach Atlanta versetzt wurde.

Christian war entschieden mutiger als ich und prahlte, als wir einmal Mitglieder einer anderen Bande trafen, mit meinen Körperkräften – meine Liebe zu Tarzan-Heftchen trug mir damals den Spitznamen „Tarzan“ ein. Ich machte grimmige und bedrohliche Miene zu ungewohntem Spiel, und die anderen zogen sich daraufhin vorsichtshalber zurück. Uff, das war noch einmal gut gegangen.

Mit 16 Jahren hatte ich in England eine ähnliche Erfahrung, als mich eine Gruppe von Ausländern bei einem dörflichen Tanzabend vor einer drohenden Schlägerei mit Einheimischen zu ihrem Anführer erkor. Denkbare schlechte Wahl! Ich hätte, meiner Neigung entsprechend, allenfalls als Unterhändler etwas getaugt. Aber was half es! Glücklicherweise ließen sich unsere Gegner dann doch nicht sehen.

Weiter erinnere ich mich an Tilman Gubert, der später mit mir auf das Beethoven-Gymnasium ging, bis sein Vater, er war Schauspieler am Bonner Theater, ein anderes Engagement bekam. Er war ein besonders witziger, wohl durch seinen Vater auch sprachlich versierter Junge.

Im Unterricht saß ich neben Michael Altenburg. Er spielte wunderbar Violine. Als ich dieses Instrument nach dem Wechsel in das Gymnasium auch erlernen wollte, sagten meine Eltern: „Deine Schwester lernt jetzt Violine. Du kannst auf ihrer Blockflöte Flöte spielen lernen“. Daraufhin beschloss ich, stattdessen in den Gymnasial-Turnverein einzutreten.

Ein Mädchen in meiner Klasse, die mir besonders gut gefiel, war Eva Maria Klaiber. Sie hatte ein aus ihrem langen blonden Zopf geflochtenes „Vogelnest“ auf dem Kopf. Hinreißend! Da sie so hübsch und klug war, leuchtete mir zu einem gewissen Grad ein, dass sie von den Lehrern besonders gut behandelt wurde. Ich fragte mich

erst später, ob das auch etwas damit zu tun hatte, dass ihr Vater Staatssekretär im Bundespräsidialamt war. Ihr Bruder war von 1974 bis 1976 mein Ausbildungsleiter im Auswärtigen Amt. Das Beamtendasein lag offensichtlich in der Luft.

Eva Maria Klaiber hatte eine rothaarige Freundin, die ich nicht minder attraktiv fand und die nicht nur Raspe mit Nachnamen hieß (soweit ich mich erinnere), sondern auch, so fand ich damals jedenfalls, dem Bild einer rothaarigen Frau mit grünem Kleid auf der Litfaßsäulenwerbung für die Limonade „Raspa“ verblüffend ähnlich sah.

So viel zu meinen zarten Gefühlen als Volksschüler. Ich selbst fiel diesen hinreißenden Mitschülerinnen natürlich nicht im Geringsten auf. Das Einzige, worin ich richtig gut war, war „Völkerball“ auf dem Schulhof. Geschickt wick ich allen Würfeln aus; nur wenn ich versuchte, den Ball auch noch abzufangen, machte ich den ganzen guten Eindruck wieder zunichte.

Ostern 1955, Abschluss der Volksschule



Frau Tolle



v.l.n.r.:
Manfred
(v.Mirbach?),
Uwe Lawrenz,
Christian
Pauls,
Michael
Altenburg,
Wolfgang
Schultheiß

3. Aufnahmeprüfung

„Er kann es ja mal versuchen“, hatte Rektor Wickel gesagt, als meine Eltern ihn 1954 fragten ob ich denn für das Gymnasium geeignet sei. Also versuchte ich es.

Im Beethoven-Gymnasium gab es eine zweitägige Aufnahmeprüfung. Die Aspiranten wurden in drei Klassen eingeteilt und erhielten schriftliche Aufgaben. Zwei Lehrer nahmen unserer Gruppe die Scheu. Der ältere, etwas rundliche, sagte, er heiße wie ein ausländisches Geldstück. Sein Name war Schilling. Der jüngere malte ein Bild auf die Tafel und ließ uns ebenfalls raten. Man sah dort einen Hasen neben einem Busch. Sein Name war Walter Hasenbusch. Er sollte als „Protector“ des Turnvereins (GTV) des Beethoven-Gymnasiums später noch eine große Rolle für mich spielen.

Das Warten auf den Bescheid war aufregend. Doch glückte der Versuch zur Erleichterung von Eltern und Kind. Die Gymnasialzeit konnte beginnen.

II. Im Beethoven-Gymnasium (1955-64)

1. Schulunterricht in den 1950er Jahren

a.) *Ein Blick zurück*

Stefan Zweig erinnert sich in „Die Welt von Gestern“ nur mit Grausen an seine Schulzeit. Er lässt an der Schule des ausgehenden 19. Jahrhunderts kein gutes Haar. Er schreibt, der Lehrstoff sei mit zwei toten (Latein und Griechisch) und 3 lebendigen (Englisch, Französisch, Italienisch) Sprachen und den naturwissenschaftlichen Fächern überladen gewesen, der Unterricht lieblos und mechanisch, geprägt von autoritärem Denken.

„Dunkel erinnere ich mich, dass wir als Siebenjährige irgendein Lied von der „fröhlichen, seligen Kinderzeit“ auswendig lernen und im Chor singen mussten. (...) Ich kann mich nicht besinnen, je „fröhlich“ noch „selig“ innerhalb jenes monotonen, herzlosen und geistlosen Schulbetriebs gewesen zu sein. (...) Es war ein stumpfes, ödes Lernen, nicht um des Lebens, sondern des Lernens willen, das uns die alte Pädagogik aufzwang.“¹

„Diese menschliche Lieblosigkeit, diese nüchterne Unpersönlichkeit und das Kasernenhafte des Umgangs war es, was uns unbewusst erbittert. (...) Unsere Lehrer saßen oben auf den Katheder und wir unten, sie fragten, und wir mussten antworten, sonst gab es zwischen uns keinen Zusammenhang. Denn zwischen Lehrer und Schüler, zwischen Katheder und Schulbank, im sichtbaren

¹ S.45f.

Oben und sichtbaren Unten, stand die unsichtbare Barriere der „Autorität“, die jeden Kontakt verhindert.“²

50 Jahre später war es anscheinend kaum besser. Dieter Wellershoff erinnert sich: *„Die(se) Schule wurde für mich der Inbegriff des Zwangs, der geistigen Öde und des Sadismus verkorkster, scheinheiliger Erwachsener. (...) Der Latein- und Deutschlehrer ... hatte die Gewohnheit, uns mit dem spitzen Stein seines Fingerringes auf die Köpfe zu schlagen. Ein anderer spezialisierte sich auf Boxhiebe auf die Oberarme.“³*

b.) Unsere Wirklichkeit

Unsere Wirklichkeit war angenehmer. Wir lebten in den fünfziger und der ersten Hälfte der sechziger Jahre zwar in einer Zeit der bildungspolitischen Rückbesinnung und „Elitedenken“ war kein Schimpfwort, doch die Pädagogik hatte sich in 70 Jahren glücklicherweise verändert. Die Lehrer waren keineswegs seelenlosen Maschinen, sondern gingen (meistens) auf die Schüler ein und versuchten, sie individuell zu fördern. Einen „Kasernenhof-ton“ habe ich nicht erlebt; nur der Lehrer Heusch in der Parallelklasse wandte ihn durch seine friderizianische Ausdrucksweise („Stehe er auf“) übertrieben (selbstironisch?) an, vielleicht als Alternative zu körperlicher Züchtigung. Lehrer haben die Stimme erhoben, aber richtig gebrüllt habe ich sie nur selten gehört, und wenn, dann im Affekt oder wenn sie nicht mehr weiterwussten. Nicht aber aus Prinzip, um uns einzuschüchtern.

² S.47, 49

³ „Ein Allmachtstraum und sein Ende“ in dem von Marcel Reich-Ranicki herausgegebenen Sammelband „Meine Schulzeit im Dritten Reich“, S.157f.

aa) Ohrfeigen

Allerdings waren Ohrfeigen noch üblich, zumindest in der Unter- und Mittelstufe. Sie waren aber selten. Für uns gehörte das zur Routine, nichts, über das man sich besonders aufregte. Oft wurde es als verdiente Strafe verstanden, sonst als unverdiente. Allerdings habe ich hier selbst keine große Erfahrung; ich kann mich nur an zwei Ohrfeigen erinnern. Über eine bin ich jetzt noch empört; ich werde auf sie zu sprechen kommen.

Die Lehrer bedienten sich aus dem Arsenal dessen, was aus der Vorkriegszeit beschrieben wurde. Schlagen mit Lineal oder Stöcken kam allerdings nicht vor. Einzelne hatten ganz ausgeklügelte Techniken wie Kamp, der den Schüler mit der Rechten erst am Schläfenhaar vom Stuhl hochzog, ihn dann losließ und ihm beim Heruntersinken mit derselben Hand eine Ohrfeige gab. Es gab Ohrfeigen auf die Backe und auf den Hinterkopf. Scholl trat einem auch mal in den Po. Das aber nur, weil der Betreffende einladend in gebückter Haltung irgendwo stand, wo er nicht hätte stehen sollen.

Nur ganz selten fühlte sich ein Schüler in seiner Menschenwürde verletzt und schlug reflexartig zurück. Ich sah das einmal bei Ebbe Böhne, der den Lehrer, ich weiß nicht mehr wen, empört gegen die Brust boxte. Beide blieben vor Entsetzen darüber, was geschehen war, wie gelähmt stehen und kehrten dann stumm an ihren Platz zurück. Der Vorgang hatte keinerlei weitere Konsequenzen.

Dass man Kinder nicht schlagen durfte, setzte sich erst Ende der 50er Jahre durch. Vorher war die Ohrfeige ein zulässiges Erziehungsinstrument, vielleicht nicht ideal, aber gesellschaftlich akzeptiert. Man muss das im zeitlichen Kontext sehen. Damals war eine Ohrfeige ein Fortschritt im Vergleich zum Schlagen mit der Rute oder mit

dem Lineal auf die Finger. Kinder konnten das einordnen. Natürlich bin ich mir bewusst, dass körperliche Züchtigung kein gutes pädagogisches Instrument ist. Aber damals hat es mich nicht empört; es war alltäglich.

Kurz: im Vergleich zu Stefan Zweig ging es uns wirklich gut. Die meisten unserer Lehrer waren auch nach heutiger Auffassung durchaus zivilisiert. Man hatte nicht den Eindruck, dass sie einem böse wollten. Ganz im Gegenteil. Auch Ohrfeigen wurden nicht von Sadisten verabreicht, eher aus Tradition zur Aufrechterhaltung der Disziplin. Gute Lehrer, und wir hatten viele, hatten das nicht nötig.

Und wie war es zu Hause? Ich selbst wurde von meinen Eltern nicht geschlagen; nur einmal, so kann ich mich erinnern, rutsche meinem Vater die Hand aus. Ich konnte es verstehen. Denn ich war nicht seiner mehrfachen Ermahnung gefolgt, den Raum mit dem für die Gäste gedeckten Couchtisch rechtzeitig zu verlassen. Vielmehr las ich, genüsslich im Sessel zusammengekringelt, weiter mein spannendes Buch. Als es dann an der Tür klingelte, sprang ich auf. Dabei klappte eine Buchhälfte herunter und fegte eines der schönen Gläser vom Tisch. Als mein Vater, der mich nun endgültig holen kam, das sah, rutschte ihm die Hand aus. Und zwar ausgerechnet zu dem Zeitpunkt, als die Gäste eintrafen, die mich daraufhin auch noch bemitleideten und trösteten. Für alle Seiten eine etwas peinliche Situation.

bb) Zeichen des Respekts

Einige Lehrer legten Wert darauf, mit ihrer Amtsbezeichnung als „Herr Studienrat“ oder „Herr Oberstudienrat“ angedredet zu werden. Einer machte mir das überdeutlich klar.

Das war Dr. Josef Bongartz, ein hochgewachsener Mann mit Bauch, Englisch- und Sportlehrer. In letzterer Eigenschaft versammelte er eines Tages seine Quintaner auf dem Schulhof um sich. Wir sollten in Riege, also Zweierreihe, antreten. Ich, der ich Sport liebte, stand in der ersten Reihe und wollte ihn, der sich gerade die Trainingshose über den Bauch zog, etwas fragen. „Herr Bongartz, Herr Bongartz“, sagte ich aufgeregt, um seine Aufmerksamkeit zu erhaschen. Da hatte ich auch schon eine Ohrfeige gefangen. „Wie heiÙe ich?“, fragte Bongartz. „Aber Sie heiÙen doch Bongartz“, stotterte ich verdattert und mit dröhnendem Kopf. „Das heiÙt Herr Studienrat“, antwortete er streng.

Das habe ich dem Mann nie verziehen.

Eine Anrede mit der Amtsbezeichnung war zwar in meiner Jugend noch durchaus üblich. Auch mein Vater wollte, dass ich als Kind seine Kollegen, die wir beim Spaziergang am Rhein trafen, mit „Herr Ministerialrat“ anreden sollte. Bei „Herr Ministerialdirigent“ verhaspelte ich mich allerdings regelmäßig, sodass ich lieber überhaupt nichts mehr sagte. Nicht üblich war jedoch die Durchsetzung dieser Höflichkeitsregel in der Weise durchzusetzen, wie sie Bongartz an mir praktizierte.

Viele Lehrer legten schon damals auf diese Förmlichkeit keinen Wert mehr. Die so ungewöhnlich aber auch heute nicht ist. In Österreich werden die Lehrer heute noch mit „Herr Professor“ (Universitätslehrer sind „Herr Universitätsprofessor“) angedredet.

In der Klasse durfte man natürlich nur reden, wenn man gefragt wurde. Ungefragte Meinungsäußerungen wurden geduldet, wenn man sie durch Fingerzeig vorher anmeldete, aber nur selten belohnt und niemals angemahnt. Das war nicht nur in der Schule so, sondern auch in der Universität. Professoren waren, wie viele Macken sie auch haben mochten, und es waren gelegentlich eine ganze Menge, Halbgötter oder wurden zumindest so behandelt. Bis das Jahr 1968 kam: „Unter den Talaren der Muff von 1000 Jahren!“.

Ich weiß daher noch ganz genau, wie erstaunt ich bei meinem Studienaufenthalt an der University of Virginia in Charlottesville war, dass die Studenten in der Vorlesung einfach ungefragt aufstanden und etwas sagten oder den Professor fragten. Das zeigte mir, wie wenig Eigeninitiative damals im deutschen Erziehungssystem gefragt war.

Auch war es mir unmöglich, die amerikanischen Professoren, so wie es meine amerikanischen Kommilitonen taten, mit dem Vornamen anzureden. Die Anrede mit „Herr“ und dem Nachnamen war mir so in Fleisch und Blut übergegangen, dass sie mir bei solchen Respektpersonen, denn so betrachtete ich auch die amerikanischen Professoren, ganz automatisch auf die Lippen kam. Was ja nach amerikanischem Verständnis fast eine unfreundliche Distanzierung darstellte. Ich hoffe nur, dass die so Angesprochenen mehr interkulturelles Verständnis hatten als ich und meine Anrede richtig aufgefasst haben.

cc) „*Junger Mann*“

Stefan Zweig schreibt in seinen Erinnerungen auch:

„Wir sollten jede Form des Aufstiegs erst durch geduldiges Warten uns verdienen. (...) Ein 18-jähriger Gymnasiast wurde wie ein Kind behandelt, (...) Aber auch ein Mann von 30 Jahren wurde noch als unflüggiges Wesen betrachtet, und selbst der 40-jährige noch nicht für eine verantwortliche Stellung als reif erachtet.“⁴

Diese Beobachtung habe ich auch gemacht, mehr im Beruf als in der Schule (da war das klar). Bis weit in die Mannesjahre hinein blieb ich ein „junger Mann“, egal, ob ich inzwischen eine Familie gegründet hatte und bis zur Ebene des Middle-Management vorgestoßen war. Ich fühlte mich im Ministerium als „junger Mann“ behandelt, bis ich mit etwa 50 Jahren Referatsleiter wurde.

Doch dann hieß es auf einmal gerüchteweise, dass man nach dem 55. Geburtstag nicht mehr befördert würde, da man zu alt sei; diesen Jugendlichkeitswahn für dynamische Mitarbeiter gab es auch in der Wirtschaft. Damit schrumpfte das Zeitfenster zwischen „Junger Mann“ und „Zu alt“, in dem man auf verantwortungsvollere Posten befördert werden konnte, theoretisch auf 5 Jahre. Aber nur theoretisch, wie ich selbst erfahren konnte. Das Gerücht war falsch, aber so ganz ausgerottet war dieses Denken nicht.

⁴ S.50f.

dd) Die Schülervereinigung „Stolze-Schrey“

Wir hatten nicht nur überwiegend verständnisvolle Lehrer. Wir hatten auch viele Freiheiten für „*extra curricular activities*“, vom Schulorchester über den Turnverein bis zum Filmclub, um nur einige zu nennen. Auch Eigeninitiative wurde unterstützt. Einige der Angebote nahm ich wahr. So belegte ich mit 14 Jahren einen Italienischkurs. Ich war der weitaus Jüngste und hatte mich übernommen. Ich hielt es nicht länger als ein Jahr aus.

Doch bekam ich eine, wie ich glaubte ungewöhnliche Erlaubnis. Ich gründete mit meinem Freund Wolfgang Knapp und anderen Schulkameraden die Schülervereinigung „Stolze-Schrey“, also einen Steno-Club, und führte ihn über mehrere Jahre fort. Das halte ich heute noch für ungewöhnlich liberal. Zwar waren die Clubmitglieder Schüler, aber sonst bestand keine Beziehung der Schule zu der Kurzschrift und seinem Lehrer. Und außerdem handelte es sich nicht um die in Deutschland allgemein übliche „Deutsche Einheitskurzschrift“.

In Köttings Schulchronik des Beethoven-Gymnasiums lese ich allerdings, dass es bereits 1901 einen Schülerverein von 50 Mitgliedern „zur Einübung der Kurzschrift Stolze-Schrey“ unter der Leitung eines Oberstufenschülers gab.⁵ So originell war ich also doch nicht.

Auslöser war bei mir, dass mein Vater mit Begeisterung Stenographie nutzte und alle ihm wichtig erscheinenden Gespräche mitstenographierte. Er benutzte das System des Herrn Gabelsberger, während wir mit dem System der Herren Stolze und Schrey vertraut gemacht wurden, das heute vor allem in der deutschsprachigen Schweiz gebraucht wird. Die Deutsche Einheitskurzschrift ist eine Kombination dieser beiden Systeme.

⁵ Helmut Kötting, *Aus Tradition modern*, S.42

Der für Stolze-Schrey begeisterte Herr Paul Ochs, ein Amtmann im Bundeswirtschaftsministerium, brachte uns diese Kurzschrift nahe. Unter seiner fachlichen Leitung gründeten und betrieben wir seit dem Juni 1960 vier Jahre lang die „Schülervereinigung Stolze-Schrey am Staatlichen Beethoven-Gymnasium“. Wir, das waren vor allem mein Freund Wolfgang Knapp und ich.



Herr Ochs war ein treuer und begeisterter Lehrer und Begleiter, der allerdings zutiefst enttäuscht war, als wir die Leitung des Vereins in der Oberprima in die Hände jüngerer Mitschüler legten. Was ja vernünftig und unausweichlich war. Er hatte aber wohl geglaubt, dass wir – ein wenig wie er – unser Leben der Pflege und Verbreitung dieser Kurzschrift weihen würden. So weit ging die Liebe nun aber doch nicht.

Allerdings habe ich jahrelang mein Tagebuch in Kurzschrift geschrieben. Es hat mich später beim Entziffern zusätzliche Arbeitsstunden gekostet, war aber möglich. Und es war eine echte Geheimschrift!

Ich ging mit dem Direktor zumindest einmal von Klasse zu Klasse, um für den Steno-Unterricht zu werben. Im April 1962 wollten Vertreter der Deutschen Einheitskurzschrift die Durchführung eines neuen Steno-Kurses in der Schule verhindern. Die Begründung war, wir sollten ihre Kurzschrift lernen, da diese allgemein gelehrt werde (was stimmte) und weil man dann auch das Stenogramm eines anderen lesen könne (was eher zweifelhaft ist). Doch wir ließen uns nicht beirren.

ee) Fazit

Ich bin (meistens) gerne in die Schule gegangen und habe nach dem Abitur sogar ein Gefühl der Leere verspürt, als ich mich nicht mehr, wie 13 Jahre lang, jeden Morgen zur Schule aufmachen und meine Freunde treffen konnte. Das gab sich allerdings bald. Was bleibt, ist, dass ich in der Schule eine Wissensbasis erhalten habe, mit der ich auch anspruchsvolle Aufgaben bewältigen konnte. Von dem, was ich in der Schule gelernt hatte, habe ich noch beim Schreiben von Redeentwürfen für den Bundespräsidenten profitieren können. Das alte Bildungsideal hat sich bei uns bewährt.

Natürlich gab es in unserer Zeit Aspekte, die den Schülern Stress machten und deren Abschaffung heute diskutiert wird. So zum Beispiel die Notenvergabe, Sitzenbleiben, Klassenarbeiten und Examen. Aber auch das Leben hält Prüfungen bereit. Und dann ist es gut zu wissen, wie man mit Stresssituationen umzugehen hat und dass man mit ihnen umgehen kann.

Auch sind nicht alle, Schüler wie Erwachsene, in der Lage, selbstkritisch zu sein und zu erkennen, wo sie im Vergleich zu anderen stehen und was ihr Wissenstand ist. Viele Schüler machen sich da etwas vor. Für diese ist es ein wichtiges Korrektiv, durch Notengebung beizeiten zu wissen, wo sie sich anstrengen müssen, um das geforderte Niveau zu erreichen. Selbst das Sitzenbleiben war zwar peinlich, aber meistens auch sinnvoll, denn nicht alle Kinder entwickeln sich gleich schnell.

Meine Gelassenheit der Schule gegenüber, ich gebe es zu, lag auch daran, dass ich meistens keine Schwierigkeiten hatte, gute Noten zu bekommen. Wenn man kämpfen muss, sieht das natürlich anders aus. Aber nach der Schule wird einem das auch nicht erspart bleiben. Jeder Altsprachler, der was auf sich hält, zitiert hier „Non

scholae sed vitae discimus“; allerdings hat Seneca genau das Gegenteil gesagt.

Vor allem aber habe ich in der Schule Freunde fürs Leben gefunden. Ich kann mich nicht erinnern, dass einer von uns gemobbt wurde. Das Schlimmste war, „Streber“ genannt zu werden, was meistens die besten Schüler traf. Aber auch da wurde nach dem Grad der Kameradschaftlichkeit differenziert. Wir im Beethoven-Gymnasium entwickelten damals jedenfalls einen Klassenzusammenhalt, der über ein halbes Jahrhundert gehalten hat.

c) Das Beethoven-Gymnasium

aa) Geschichte: Eine katholische Schule?

Mein Vater schickte mich 1955 auf das Beethoven-Gymnasium, weil es seinem Bildungsideal des humanistischen Gymnasiums entsprach. Er selbst war in München auf dem Max-Gymnasium gewesen. Außerdem war das Beethoven-Gymnasium eine Schule mit gutem Ruf und langer Tradition.⁶

1639 von den Minoriten gegründet, wurde die Schule 1673 von den Jesuiten übernommen. Seit 1736 war sie in einem (heute verschwundenen) Neubau in der Bonngasse gegenüber der Jesuitenkirche untergebracht. Da Kurfürst Clemens August den Bau großzügig gefördert hatte, wurde diese Schule nach ihm Collegium Clementinum genannt.

Nach dem Frieden von Campo Formio 1797 fiel die linke Rheinseite an die Franzosen. Sie führten die Schule in verschiedenen Formen (École secondaire, Lycée Impériale) fort. 1814 kamen die Preußen, und unter ihnen wurde die Schule 1816 Königlich Preußisches Gymnasium. 1891 zog das Gymnasium in ein neues Gebäude zwischen Koblenzer Straße und Rhein und nannte sich 1918 „Staatliches Gymnasium“, bis es am 17.12.1921, dem Tauftag Beethovens, den heutigen Namen „Staatliches Beethoven-Gymnasium“ erhielt. Ein Bombenangriff zerstörte das Gebäude am 18.10.1944. In seiner jetzigen Form entstand die Schule 1951.

Das Beethoven-Gymnasium war, der Art der Gründung folgend, aus Tradition eine katholische Schule. Schullei-

⁶ Die historischen Daten entnehme ich Kötting „Aus Tradition modern“, S.7-97.

ter und Lehrer blieben katholisch, doch nahm im protestantischen Preußen ab den 1840er Jahren die Zahl der evangelischen Schüler zu. Waren es zu Beginn des 19. Jahrhunderts nur 53 von insgesamt 310 Schülern gewesen, wuchs der evangelische Anteil bis 1886 auf zwei Fünftel (210 von 510 Schülern). Inzwischen hatten die Bonner Bürger allerdings mit ihrer Bitte um ein zweites, nicht ausschließlich katholisches Gymnasium Erfolg. Mit der Gründung des Städtischen Gymnasiums (heute Ernst-Moritz-Arndt-Gymnasium) sank der Anteil der evangelischen Schüler im Beethoven-Gymnasium wieder auf ein Viertel.

Durch den Zuzug vieler Beamter in die neu entstandene „provisorische“ Bundeshauptstadt änderte sich der Konfessionsproporz in der Stadt und damit auch in den Schulen. Bonn wurde mindestens zur Hälfte protestantisch. Das wirkte sich natürlich auf den Konfessionsproporz in der Schule aus. Bei einer Zählung in der Sexta, also 1955, gab es unter den Schülern meiner Klasse zwei Protestanten mehr als Katholiken. Mein Freund Georg Hammer erinnert sich, dass Letzteres für die Lehrer ein ziemlicher Schock war. Sie ließen zweimal nachzählen..

Uns Schülern war es egal, meinen Eltern, wir waren evangelisch, auch. Ich glaube nicht einmal, dass es ihnen klar war, dass das Beethoven-Gymnasium als ausgesprochen katholisches Gymnasium galt. Es hätte sie wohl auch kaum gestört, war meine Schwester doch notgedrungen, Schulplätze waren rar, auf die von Nonnen geführte Liebfrauenschule gegangen

Doch erzählten sie später, doch etwas verwundert, dass einer der Väter bei einer Versammlung der Elternpflegschaft gesagt hatte: „Der Soundso ist unschuldig wie ein neugeborenes Kind!“. Daraufhin verbesserte ihn der

Erinnerung meines Klassenkameraden Wolfgang Knapp

Konfessionsschulen

Mit Michael Streck, dem Sohn meines ehemaligen Deutschlehrers Robert Streck, habe ich mich erst spät angefreundet. Dabei stellten wir fest, dass wir in den fünfziger Jahren des letzten Jahrhunderts in Dottendorf nur hundert oder zweihundert Meter voneinander entfernt gewohnt hatten. Aber wir sind damals, sozusagen, an einander vorbeigelaufen. Woran lag das?

Es lag höchst wahrscheinlich an den verschiedenen religiösen Bekenntnissen, denen wir angehörten. Michael Streck war, wie es sich für einen Rheinländer gehörte, katholisch, ich – aus Tübingen stammend – hingegen evangelisch. Ich lebte in einer ausschließlich von Bundesbeamtenfamilien bevölkerten Siedlung. Und diese Familien stammten zwar aus vielen Ecken des untergegangenen Deutschen Reiches, aber waren nach meiner Beobachtung weitestgehend evangelisch. In der Volksschule trafen evangelische und katholische Kinder nicht aufeinander. Denn die Schüler der einen Konfession hatten umschichtig morgens, die der anderen Konfession nachmittags Unterricht.

Und als ob es nicht ausreichte, die evangelischen Kinder an der Integration ins Rheinland und seine Lebensart zu hindern, so bekamen wir in der Volksschule auch noch Ukasse eingetrichtert wie: „Ihr geht an St. Martin nicht schnörzen! Schnörzen ist betteln. Betteln tun nur Katholiken“, und ähnlichen Unsinn.

Erst im Alter von 10 Jahren hatte ich einen katholischen Freund, Peter Jakobs. Wir waren in der gleichen Sexta im Beethoven-Gymnasium und hatten den gleichen Schulweg. Ich glaube, für ihn wie für mich war das Entdecken einer teilweise anderen Lebenswelt spannend. Und ich muss gestehen, ich fand die katholisch-rheinische Kultur

mit ihrer „Leichtigkeit des Seins“, der Toleranz und dem „eine Fünf einmal gerade sein lassen“ reizvoller als die vergleichsweise humorlose Strenge, die ich aus dem auch als „lutherisch Spanien“ bekannten pietistischen Altwürttemberg gewohnt war.

Georg Hammer, der in der Parallelklasse war, berichtet von Konfessionszählungen beim Eintritt in die Sexta. (Ich selbst kann mich einer derartigen Zählung nicht entsinnen.) In seiner Klasse gab es erstmals in der Geschichte des Beethoven-Gymnasiums mehr Protestanten als Katholiken. O quae mutatio rerum! Mehrfach musste nachgezählt werden. Zu unglaublich schien es, dass das einst katholische Gymnasium par excellence multi-kulturell geworden sein soll.

Dass für ältere Semester das „BG“ immer noch als Jesuitenschule galt, habe ich selbst einem Telefonanruf Ende der achtziger Jahre entnommen. Ein bekannter Bonner Anwalt wollte von mir wissen, ob ich bereit sei, die Katholische Bischofskonferenz in Brüssel zu vertreten. Meine Antwort: „Sehr gerne! Aber ich muss Sie darauf aufmerksam machen, dass ich über keinen katholischen Taufschein verfüge“. Der Bonner Anwalt nach längerem Schweigen: „Aber Sie waren doch im Beethoven-Gymnasium...!“ Ich: „Stimmt. Aber das hindert mich nicht daran, als Protestant geboren zu sein! Aber – die Katholische Bischofskonferenz ist vielleicht eine Messe wert!“ Wie zu erwarten, hatte ich nie Gelegenheit, die Bischofskonferenz gegenüber den Europäischen Gemeinschaften zu vertreten.

damalige Direktor, Professor Grenzmann: „Wie ein neugeborenes getauftes Kind!“ Das fanden meine Eltern schon krass, wenn sie es damals auch zurückhaltender ausdrückten.

Unsere Gelassenheit gab es nicht überall. Mein Freund Rolf Geisser erzählt, dass sich in Eнденich die Schüler der nebeneinander liegenden Volksschulen, eine evangelisch, die andere katholisch, regelrecht bekriegten. Sie bewaffneten sich dafür mit selbstgebastelten Peitschen, die sie mit Leukoplast – Industrieabfall, den sie in der Nachbarschaft gefunden hatten – umwickelten. Das tat weh, wenn man getroffen wurde. Wobei es sich wahrscheinlich weniger um ein Wiederaufleben des Dreißigjährigen Krieges handelte als um jugendliche Kampflust, die einen Grund suchte. Aber ihn immerhin in der Religion fand. Gut für mich, dass zwischen der Maarflachs- schule und der auf der anderen Seite der Lennestraße gelegenen St. Elisabeth (Mädchen-)Schule ein himmlischer Friede herrschte.

bb.) Struktur

Als wir 1955 als Sextaner (5. Schuljahr) begannen, gab es auf dieser Stufe drei Klassen, die VIa, VIb und VIc. So blieb es über die Quinta (6. Schuljahr) bis zur Quarta (7. Schuljahr). Ich war in der b-Klasse. Dann kam 1958 die große Aufteilung aller drei Klassen in Altsprachler und Neusprachler.

Das ging damals in etwa so: „Gute Schüler rechts raus-treten. Ihr werdet Altsprachler!“ Was natürlich nicht ver-allgemeinert werden darf! Es gab rühmensewerte Ausnah-men. Manche Eltern guter Schüler hielten moderne Spra-chen und Naturwissenschaften für wichtiger als das klas-sische Griechisch. Mit gutem Recht. Daher wäre es un-gerecht zu sagen, alle guten Schüler hätten den humanis-tischen Zweig gewählt. Aber doch viele von ihnen.



Rauschkirchen Schubersta Ranzl Linné Klein Wippljirt Müllenbach
 Wunters Jacobs Beier Schmid Mitela Hattel Stiller Kissenbeck
 Machle Pözl U.Schulz
 Öster Geibler Kippelberg Posthuba Biez Windisch Krapp Mepp
 Gebhardt, U.Schulz, Baum, Lufhardt, Moll, Baron

Die IVa (Quarta) mit dem Klassenlehrer Kissenbeck, kurz vor der Aufteilung in Alt- und Neusprachler im März 1958 auf dem Schulhof

Die im Jahr 1958 auf diese Weise gebildete altsprachliche Klasse aUIII (altsprachliche Untertertia, 8. Schuljahr) war mit über 45 Schüler aber bald zu groß. Nach einem Jahr wurde sie in Klasse a und b geteilt. Hier waren dann die Wünsche der Schüler ausschlaggebend, mit welchen Freunden sie zusammenbleiben wollten.

as führte ganz natürlich dazu, dass die Jüngeren in die a-Klasse, die älteren in die b-Klasse gingen. Diese Struktur wurde über aOIII (Obertertia, 9.Schuljahr). aUII (Unter-

sekunda, 10. Schuljahr), aOII (Obersekunda, 11. Schuljahr) und aUI (Unterprima, 12. Schuljahr) bis zur aOI (Oberprima, 13. Schuljahr) beibehalten. Ich war in der Klasse, die 1964 als aOIa Abitur machte.

Der Unterrichtsstoff eines Altsprachlers sah folgendermaßen aus: Latein von Sexta bis zum Abitur, also 9 Jahre lang, Englisch von Quarta bis Obersekunda, also nur 5 Jahre, Griechisch von Untertertia bis zum Abitur, also ganze sechs Jahre, Französisch, wenn man wollte, in einer freiwilligen Arbeitsgemeinschaft nach dem obligatorischen Unterricht. Auf diese Weise bekamen wir bei Görtner in den beiden letzten Jahren vor dem Abitur immerhin einen ersten Eindruck der im Französischen von uns erwarteten Nasale. Es muss fürchterlich geklungen haben. Als ich mich ein Jahr später in Genf voller Selbstvertrauen in einen Französischkurs mittleren Schwierigkeitsgrads einschrieb, erlitt ich ein veritables Cannae, oder sollte ich (als rheinischer Beutepreüße) hier lieber Austerlitz sagen? Ich war allenfalls ein fortgeschrittener Anfänger.

Mit anderen Worten: Moderne Sprachen mussten wir uns selber beibringen. Fast erstaunlich, dass es gelungen ist. Hier spielten natürlich Interesse und Geldbeutel der Eltern eine Rolle. Denn Fremdsprachen ließen und lassen sich am schönsten und schnellsten beim Studium im Ausland erlernen. Stipendien, die die Eltern von der finanziellen Last eines solchen Auslandssemesters befreiten, kamen zwar später hinzu, doch dann auch nur, wenn man die Sprache des Gastlandes schon beherrschte.

Ich erinnere mich mit einem gewissen Grauen an den TOEFL-Test (Test of English as a Foreign Language), den ich 1970 als hoffnungsvoller Fulbright-Stipendiat vor meinem Studium in den USA ablegen musste. Un-

verständliche Laute wurden von einer kratzenden Schallplatte abgespielt, und wir mussten das Gehörte nacherzählen. Der Test wurde glücklicherweise erst nach meiner Ankunft in den USA ausgewertet. Wie ich hörte, hatte ihn keiner der Bewerber bestanden. Aber das spielte keine Rolle mehr. Wir waren schon vor Ort und konnten uns auch bald hinreichend verständlich machen.

Bei so viel humanistischer Bildung mussten die Naturwissenschaften natürlich leiden. Biologie und Erdkunde hatten wir in den ersten fünf Jahren, Physik zwei Jahre lang in der Mittelstufe, Chemie nur ein Jahr lang in der Oberstufe, Erdkunde wurde in der Oberstufe mit Geschichte zusammengelegt und nannte sich dann Gemeinschaftskunde. Als Folge dieses „Geniestreichs“ haben wir in den letzten beiden Jahren zumindest in Erdkunde nichts Richtiges und in Geschichte weniger als vorher gelernt. Die Lehrer waren trotz guten Willens überfordert. Verständlicherweise. In der Oberstufe mussten wir uns leider entscheiden, ob wir Kunst oder Musik haben wollten. Das war bei den höchst interessanten Lehrern, Scholl und Henseler, nicht leicht.

cc) Ein Wort zur humanistischen Bildung und zur „Erasmischen Aussprache“

Die Eltern hatten natürlich die letzte Entscheidung, ob ihre Kinder Griechisch lernen sollten. Ich ahnte schemenhaft, wie wichtig moderne Fremdsprachen waren, und nahm meinem Vater das Versprechen ab, mich ein Jahr lang in Frankreich studieren zu lassen. Er versprach es. Es wurde dann Genf daraus, und das war auch ganz in Ordnung. Selbst als Knirps war mir aber klar, dass die Wahl von Griechisch meine Bildung zwar vielleicht steigern, aber bei modernen Sprachen eine Lücke lassen würde.

Eine gelinde Skepsis (Alt-)Griechisch gegenüber ist mir geblieben. Ich habe zwar mit Vergnügen einen gewissen Bildungsdünkel gepflegt – oder, positiv gewendet, Freude an meiner humanistischen Bildung gehabt. Griechisch hatte natürlich etwas, und es kam einem bildungsmäßigen Alleinstellungsmerkmal gleich. Vor der ersten juristischen Staatsprüfung habe ich mich mit dem Vorsitzenden der Prüfungskommission über die humanistische Ausbildung unterhalten; wir schieden als Gesinnungsgenossen, da auch er Griechisch für weniger wichtig hielt als Latein. Wahrscheinlich war das die wichtigste Konsequenz meiner 6 Jahre Griechisch: Mein Referendarexamen wurde wohlwollend bewertet; das eröffnete mir den Weg zu Auslandsstipendien.

Doch habe ich, als es zum Schwur kam, meinen Söhnen Latein empfohlen (und mit ihnen dafür gearbeitet). Nicht aber Griechisch. Latein halte ich nach wie vor für essentiell für das Erlernen der meisten europäischen Sprachen. Erst als ich ab der Sexta die lateinische Grammatik lernte, wurde mir auch die deutsche klar. Griechisch halte ich dagegen für einen schönen, aber entbehrlichen Luxus.

Zumal man mit Altgriechisch heutzutage selbst in Griechenland kaum etwas anfangen kann. Außer vielleicht, beim Entziffern alter Inschriften mitreisende Touristen zu beeindrucken. Mit der auf der Schule gelehrtten „Erasmischen“ Aussprache erntet man heute in Griechenland allenfalls anerkennendes Gelächter. Wie es mir bei einer griechischen Freundin geschah, als ich ihr stolz den Anfang der „Odyssee“ auf sagte. Das war, als wenn ein Ausländer in Deutschland „Ik gihorta dat seggen“ sagt und meint, verstanden zu werden.⁷

⁷ Der Anfang des Hildebrandlieds aus dem 9. Jahrhundert.

Als ich mit 60 Jahren Botschafter in Athen wurde, glaubte ich trotz anderslautender Warnungen, ich könne Griechisch mit meinem in 6 Jahren erlernten Schulwissen schnell lernen. Weit gefehlt! Aus dieser Frustration rührt meine Kritik.

Stein des Anstoßes ist für mich die „Erasmische Aussprache“, also die von Erasmus von Rotterdam im 16. Jahrhundert erfundene und festgelegte Aussprache des Griechischen, die seitdem in humanistischen Gymnasien gelehrt wird. Ein toller Typ, dieser Erasmus, aber da hat er mir keinen Gefallen getan. Aber meine Griechischlehrer waren ihm, wie alle Altphilologen, offensichtlich verfallen.

Ich meine, man hätte uns die griechischen Klassiker, die zweifellos zu unserer Bildung beitragen, zumindest in neugriechischer Aussprache anbieten sollen. Dann hätten wir später in Griechenland mal nach dem Weg fragen und einkaufen können. Zumal Sokrates, Platon und Konsorten ja selbst nicht die „Erasmische“ Aussprache benutzt haben. Sie sprachen vielmehr eher wie die Griechen heute.

Wer das nicht glaubt, sollte sich einmal Gedanken darüber machen, warum „Caesar“ mit „kaisaros“ ins Griechische übernommen wurde, um dann als „Kaiser“ im Deutschen Karriere zu machen. Zu Lebzeiten Cäsars und danach hat man doch ganz offensichtlich das c wie k und das ai wie ä ausgesprochen und nicht wie ai, so wie unsere Lehrer es uns erasmisch weismachen wollten. Wer heute im Vollbesitz seiner humanistischen Bildung stolz „Ándra moi énepe, músa, polýtropon, hós mala pólla...“ zitiert, „to gnóti saúton pántachú sti chräsímón“ oder „Kroísos Halýn diabás, megalán archán katalýsei“, muss wissen, dass vielleicht Homer den Anfang der „Odyssee“ so rezitiert hat. Sokrates aber hat sein „Erkenne Dich

selbst“ und die Pythia ihre Warnung an Kroisos (wir sagen ja auch Krösus) aber schon damals ganz anders ausgesprochen.

Die modernen Griechen haben nun allerdings die mit Abstand schwierigste Orthographie in Europa. Fünf Buchstaben und Buchstabenkombinationen werden heute als i ausgesprochenen: i, y, eta, oi und ei. Daher ging es Erasmus vielleicht um eine „Aussprachereform“ für gequälte Schüler oder überforderte Schriftsetzer.

Dabei griff er auf graue griechische Vorzeit zurück. Denn wenn wir heute von „Altgriechisch“ sprechen, meinen wir in der Regel die Dichtersprache, die in einer künstlich-künstlerischen Sprache abgefasst und das Wahrzeichen eines jeden Rhapsoden zur Zeit Homers war. Wenn man den Sprechgesang schriftlich fixieren wollte, und das war das vorrangige Ziel, musste jeder einzelne Laut des Vortrags möglichst genau durch die Buchstaben des Alphabets wiedergegeben werden. Zu Hause und auf dem Markt war das nicht nötig.⁸

Wenn wir also in der Schule die Odyssee im Sprechgesang vorgetragen hätten (haben wir nicht), wäre die „Erasmische Aussprache“ richtig gewesen. Schon für die später entstandene philosophische Texte war sie es nicht. Und schon gar nicht für die Kommunikation mit den Griechen rund elf Millionen allein in Griechenland lebenden Griechen von heute. Und das, ohne dass Philosophie und Geschichte der alten Griechen zu kurz gekommen wären.

⁸ Quelle: „*Die Ära der Verschriftlichung der Epen*“ von Prof. Hans Eideneier in der „Griechenland Zeitung“ vom 27.1.2021.

Aus Alt- mach Neugriechisch

Professor Hans Eideneier⁹

Das Epos wurde im antiken Griechenland von Berufssängern vorgetragen (...) Das Altgriechische stellt sich also als eine Schriftsprache für überregionale Literatur dar, die durch die Aufzeichnung mit dem dafür geeigneten Alphabet von Hörern reproduzierbar sein muss.

Für diesen Vorgang des Vorlesens vor Hörern gibt es im Griechischen ein Wort, das sich vom Altgriechischen bis ins Neugriechische erhalten hat: *anagnosko* – *anagnotho* – *wiedererkennen*. In der griechisch-orthodoxen Liturgie hat sich das erhalten. Wenn der Pfarrer sich heute anschickt, das Evangelium vorzulesen, kündigt er ein „Anagnosma“ an.

Etwas anderes aber war immer schon und ist heute noch die gesprochene Sprache einer Familie, eines Hauses, eines Dorf und eines Staats.

War nun das Attische der griechische Dialekt, der sich politisch durchgesetzt und sich durch die riesige Ausdehnung der griechischen Kultur im Rahmen der Herrschaft Alexanders des Großen gefestigt hatte, so veränderte sich im Laufe der folgenden Jahrhunderte diese überregionale Schriftsprache nur noch relativ wenig.

Was sich aber natürlich änderte, war die Aussprache. Sie war den Einflüssen der einzelnen Regionen ausgesetzt. (...) Da wir in der Regel heute nur Schriftzeugnisse in Händen halten, hat es für die Einschätzung der mündlichen Aussprache viele Missverständnisse gegeben.

⁹ Auszüge aus „Die Bedeutung einer Kultur und Handelssprache“, Griechenland Zeitung 3.2.2021

Gerade mal bei der Lektüre von Xenophons „Anabasis“ ließen sich die Lehrer dazu herab zugeben, dass die Soldaten nicht nur „*thalatta*“, sondern möglicherweise auch „*thalassa*“ gerufen haben, als sie nach dem missglückten Aufstand, den Kyros der Jünger gegen seinen Bruder, den persischen Großkönig Artaxerxes II geführt hatte, und dem entbehrrungsreichen Rückzug aus Mesopotamien endlich bei Trapezunt das Schwarze Meer erblickten.

Schon der Ausdruck „Neugriechisch“ zeigt das Verquere des altphilologischen Denkens. Als ob „Griechisch“ nur das klassische Griechisch wäre. Das ist so, als wenn wir Englisch „Neuenglisch“ und Französisch „Neufranzösisch“ nennen würden und nur Altprovinzialisch als echtes „Französisch“ gelten ließen. Doch nun Schluss mit der „Philippika“.¹⁰

dd) Die hohe Kunst des Schummelns.

Kein Wunder, dass man als Schüler versuchte, sein hartes Los etwas zu erleichtern. Dabei war die Benutzung unerlaubter Hilfsmittel tatsächlich eine Kunst, nicht zu vergleichen mit dem banalen Abschreiben. Die Benutzung des Pons, also eines Buchs mit der deutschen Übersetzung, war bei Klassenarbeiten nur besonders Kaltblütigen vorbehalten. Die aber hatten zunächst einmal das Problem festzustellen, wo der Text der Klassenarbeit im Gesamtwerk stand, er musste ja gefunden werden. Es soll Schüler gegeben haben, die eine Liste des Beginns aller

¹⁰ Das ist der einzige einem Altsprachler anstehende Ausdruck für so eine Kritik. „Philippika“ sind die politischen Brandreden, mit denen Demosthenes zum Kampf gegen den mazedonischen König Philipp II., den Vater von Alexander dem Großen, aufrief, als dieser sich anschickte, die Griechen zu unterwerfen.

Absätze einer Schullektüre, und sei es der ganze „De bello Gallico“ von Caesar, machten, um den gesuchten Text schnell finden zu können. Was aber nicht immer gelang. Denn die Lehrer ahnten das natürlich, sie waren ja auch einmal Schüler gewesen, und erschwerten das dadurch, dass sie bei der Klassenarbeit den Absatzanfang des Textes veränderten. Angesichts der Mühe, die sich die Schüler damit machten, einen lateinischen Text transparent zu gestalten, hätten die Lehrer ja dankbar sein sollen. Sie haben die Arbeit mit dem Pons aber geahndet.

Bei anderen Fragestellungen wurden Formeln oder Vokabeln auf die Handinnenfläche oder auf eng beschriebene kleine Zettel, in Bayern „Spickzettel“ genannt, geschrieben.

Schließlich gab es noch das einfache Abschreiben, zu dem sich jeder einmal veranlasst sah. Mit dem Ergebnis, dass sich Fehler bei den nebeneinander Sitzenden auffällig wiederholten. Das Abschreiben war zwar auch bei nebeneinander Sitzenden nicht zu beweisen, aber wir begegneten bei Fehlermarkierungen in den Klassenarbeiten doch häufiger dem Hinweis „Siehe Knapp, siehe Schultzeiß, siehe Janßen“, wenn wir nebeneinandersaßen. Krandick machte das gerne. Es war natürlich Ehrensache, dem Nebenmann zu helfen und ihn abschreiben zu lassen. Die Filmszenen, in denen ein Schüler den Buchdeckel oder eine Heftseite hochklappt, damit der Nebenmann nicht sieht, was er schreibt, habe ich in unserer Klasse nicht erlebt.

ee) Gründe für den Zusammenhalt der Klasse

Ich fühle mich mit meinen Klassenkameraden immer noch verbunden, gleichgültig, ob wir damals eng befreundet waren oder nicht und ob wir später viel miteinander zu tun hatten. Den meisten anderen geht es ebenso, sonst würden wir nicht noch jetzt alle zwei Jahre mit Vergnügen ein Klassentreffen veranstalten. Wobei, das ist zu ergänzen, auch von den Ehefrauen eine treibende Kraft ausgeht, die im Laufe der Jahrzehnte ihrerseits miteinander Freundschaft geschlossen habe.

Auslöser aber waren natürlich wir. Das liegt, denke ich, daran, dass wir sechs Jahre lang als Klassenverband immer zusammen blieben und nicht durch ein Kurssystem auseinandergerissen wurden. Schule ist auch Gemeinschaftserfahrung, manchmal gegen, manchmal aber auch mit den Lehrern. Meine Klasse hat aus dieser Erfahrung, so glaube ich, größten Gewinn gezogen. In der Oberstufe gab es zwar Ansätze eines Kursunterrichts mit Schülern anderer Klassen in anderen Räumen als unserem Klassenzimmer, doch ist mir das kaum noch in Erinnerung. Der Hauptteil des Unterrichts fand in unserem Klassenzimmer und in unserem Klassenverband statt.

Keiner von denen, die wir sechs Jahre lang Seite an Seite die Schulbank gedrückt hatten, konnte dem anderen etwas vormachen. Wenn man sich nur im Beruf kennt, mag das (eine Zeitlang) möglich sein. Doch wir haben auch nach 60 Jahren den Klassenkameraden und manchmal Leidensgenossen vor Augen, den wir kannten, wenn er im Unterricht glänzte oder eine Frage nicht beantworten konnte, in seinen schwachen und seinen starken Momenten. Mag er Chefarzt oder Staatssekretär geworden sein: Wir würdigen seine späteren beruflichen Erfolge, aber sie sind nicht entscheidend. So gab es später weder Neid noch berufliche Geringschätzung. Nur wenige haben sich

aus der Klassengemeinschaft zurückgezogen. Einige haben Klassenkameraden als Paten ihrer Kinder ausgewählt.

Neben den sechs Jahren gemeinsamen Erlebens war wahrscheinlich die Homogenität der Schüler und ihres Elternhauses für diesen Zusammenhalt entscheidend. Wir waren eine Gruppe, die in dieser Zusammensetzung ungewöhnlich war. Wir waren fast alle „Zugereiste“, nur Emil Schwippert war ein echter Bonner und Michael Euskirchen und Rainer Hormes hatten eine leichte rheinische Sprachfärbung. Die Väter kamen sonst aus allen Teilen Deutschlands und arbeiteten vielfach in den Bundesbehörden, die nach 1949 neu geschaffen worden waren.

Mein Vater arbeitete im Innenministerium, der von Rolf Geisser im Verkehrsministerium, die Väter von Utz Neef und Wolfgang Knapp im Wirtschaftsministerium, der Vater von Christian Pauls im Auswärtigen Amt. Die Väter von Body Steinhaus, Bernd Sewing und Ralf Wetzel waren Offiziere im Verteidigungsministerium, der Vater von Hansi Mittelbach Major beim Bundesgrenzschutz. Die Mutter von Klaus Gerhards arbeitete im Presse- und Informationsamt der Bundesregierung (BPA), der Vater von Georg Hammer im Deutschen Industrie- und Handelstag (DIHT). Die Väter von Peter Kliegel und Dieter Klein waren Ärzte, ebenso die Mutter von Rainer Hormes. Die Mutter von Michael Moll war Psychologin, der Vater von Peter Schneemelcher Universitätsprofessor, der von Heinz-Peter Janßen Schulrektor. Nur der Vater von Heinrich Bierbaum verdiente sein Geld mit Immobilien, war also freiberuflich in der Wirtschaft tätig.

Die Eltern hatten die verschiedensten Erfahrungen gemacht, waren durch die Schrecken des Krieges gegangen,

wollten etwas aufbauen und bejahten die politische Ordnung der Bundesrepublik Deutschland. Praktisch allen diesen Familien war gemeinsam, dass sie dem Bildungsbürgertum angehörten und entsprechend bildungsaffin waren. Die Kinder sollten wie ihre Elterneine eine breite, gehobene Bildung haben. Deshalb haben sie diesen Bildungsgang für ihre Kinder gewählt. Homogener und doch breiter gefächert geht es kaum.

Wir kannten auch die Eltern unserer Freunde, wurden von den Müttern gelegentlich verköstigt und ganz natürlich in das Familienleben inkorporiert. Daher ist es hier an der Zeit, das hohe Lied der Mütter der Schulfreunde zu singen. Sie kannten unsere schulischen Nöte und Erfolge und behandelten uns wie eigene Kinder. Die Mütter kannten (im Gegensatz zu den Vätern) nicht nur alle schulischen Nöte ihrer Söhne, sondern auch die Namen der Freunde und Klassenkameraden. Sie verfolgten unseren Werdegang auch nach dem Abitur. Dem Freund, bei dem zu Hause ich aus- und eingegangen bin und dessen Eltern ich als Kind gekannt habe, dem bin ich besonders eng verbunden. Denn wir können uns auch über unsere Eltern austauschen.

2. Das Schulgebäude

Dass Schulgebäude, in dem wir neun Jahre verbrachten, erscheint mir heute noch manchmal im Traum. Und zwar nicht in einer Examenssituation, sondern vielmehr beim Laufen durch die Gänge, um ins Freie zu gelangen.

Ich will bei der Beschreibung mit dem Faktotum des Hauses beginnen, dem Hausmeister Ilse. Er gehörte fast zum Mobiliar und saß in einer gläsernen Pförtnerloge am Haupteingang, der den Lehrern und Besuchern vorbehalten und von der Koblenzer Straße zu erreichen war. Wir Schüler durften die Schule anfangs durch einen Durchgang an der Koblenzer Straße betreten, mussten aber später den Eingang unten von der Rheinpromenade benutzen. Mit Herrn Ilse hatten wir Schüler wenig zu tun. Von ihm wurde immer wieder gerne der Ausspruch "Ich und der Herr Direktor haben beschlossen..." kolportiert. Ich habe allerdings meine Zweifel daran, ob er das in dieser hierarchisch geprägten Zeit wirklich gesagt hat.

Das nach dem Krieg neu erbaute Schulgebäude war wie ein Z angelegt. Das Gebäude an der Koblenzer Straße (sie wurde 1967, also nach meiner Schulzeit, in Adenauerallee umbenannt) hatte einen repräsentativen Eingang, den wir als Schüler nur bei Veranstaltungen benutzen durften; meistens war er abgeschlossen. Im Parterre gab es Garderoben, den Musiksaal und Umkleideräume für den Turnunterricht. Von der Halle führten zangenförmig zwei breite Treppen in den ersten Stock zu Turnhalle und Aula auf der einen und, dem Schulhof zugewandt, zu Klassenräumen auf der anderen Seite.

Es gab den genannten Durchgang zum Schulhof und links, von der Koblenzer Straße aus gesehen, eine kleine Straße zum Lehreingang mit ein paar Parkplätzen. Auf



Der Schulhof.

Der Blick geht nach Nordwesten auf die durch den ebenerdigen Gang verbundenen Gebäude.

Reich von Herrn Scholl, dem Kunstlehrer, betreten konnte. Das Gebäude an der Koblenzer Straße war durch einen kurzen ebenerdigen Gang mit dem verbunden, das dreistöckig in Ost-West Richtung liegend die Längsseite des Schulhofs begrenzte. Dann folgende, rechtwinklig dazu liegende Gebäude war in „Hanglage“ entlang des Rheins gebaut, sodass es dort unter der Ebene des Schulhofs noch eine Pausenhalle gab. Eine repräsentative Rheinfront.

Wenn man das Schulgelände durch den Durchgang von der Koblenzer Straße her betrat, befand man sich zunächst auf einem großen Schulhof mit befestigtem Boden. Hier durften wir uns in der großen Pause (von 10.25 bis 10.45 Uhr) austoben. Mindestens ein Lehrer hatte Aufsicht, damit es keine Schlägereien oder sonstige Unziemlichkeiten gab. An einer Seite des Schulhofs wurde später ein überdachter Abstellplatz für Fahrräder gebaut; sehr praktisch.

Eine große Sonnenuhr an der Schulwand beherrschte den Blick des Schülers auf dem Schulhof. Sie trug die Inschrift „Transit umbra, manent opera“. Wie wahr, wie einem humanistischen Gymnasium angemessen! Und doch frühestens in der Quinta, wenn die ersten Lateinkenntnisse erworben waren, zu verstehen: „Der Schatten vergeht, die Werke bleiben“. Hoffentlich, kann man da nur sagen.

Die Pausenhalle war auf historischer Stätte, der alten „Vinea Domini“ erbaut. Der „Weinberg des Herrn“ war ein 1721/22 von Kurfürst Josef Clemens erbautes barockes Lustschlösschen gewesen, ein inmitten von Weinbergen gelegener Aussichtspunkt, für die Rheinschiffe zugleich Blickfang zwischen Altem Zoll und Fährgasse. Der Kurfürst gab hier festliche Empfänge, bei denen die

Gäste den schönen Blick genießen konnten. Die Weinberge zogen sich später auf höhere Hanglagen zurück, das Schlösschen wurde nach der französischen Besetzung Weinschänke und später Ausflugslokal. Als „Relikt absolutistischer Feudalherrschaft“ fiel es 1848 den Unruhen des Vormärz zum Opfer.

Nun sollten wir Schüler dort gedeihen wie einst der Wein. Wir taten es. Von den zum Rhein hin gelegenen Klassenräumen hatten wir, wie seinerzeit die Gäste des Kurfürsten, einen wunderbaren Blick auf den Rhein mit seinen vorüberfahrenden Schiffen, wenigen Personendampfern und vielen, häufig sechs bis acht, von einem Schlepper gezogenen Lastkähnen. In den ersten Jahren sahen wir auch noch, wie riesige Eisschollen den Rhein hinabtrieben. Die chemische Industrie am Oberrhein setzte dem aber, wie auch dem Fischbestand des Rheins, schon in den späten 50er Jahren ein Ende. Am 12.10.1963 sahen wir, wie vor unserer Schule ein Schiff „halb absoff“, wie ich in meinem Tagebuch vermerkte.

Wir blickten vor uns auf die Rheinpromenade, die bei Hochwasser hoch überflutet war; nur noch die Köpfe der Gaslaternen schauten dann aus dem Wasser. Ließen wir den Blick weit nach rechts wandern, sahen wir das Siebengebirge. Der Blick war damals noch nicht durch den „Langen Eugen“, das Telekom-Hochhaus und den Post-Tower verbaut. Dafür sahen wir die drei Schornsteine des alten Zementwerks am Südende von Beuel auf der gegenüberliegenden rechten Rheinseite; später schob sich die Südbrücke davor. Und wir schauten auf die „Skyline“ von Beuel und konnten das „Bötchen“, also die kleine Personenfähre, beobachten, mit dem unser Klassenkamerad Heinz-Peter Janßen jeden Morgen zur Schule kam.

Der Ausdruck Pausenhalle stammt aus der Zeit, in der wir dort wirklich unsere Pausen verbringen durften. Später

wurde sie für Schüler gesperrt. Als Relikt kurfürstlicher Gastlichkeit erhielten wir hier in den ersten Jahren Kakao und Milch, die unsere Eltern gegen eine geringes Entgelt für uns bestellen konnten.

Hinter der Pausenhalle, unter dem Gebäude, befanden sich ein großer Fahrradkeller und weitere Räume, die ursprünglich wohl nicht als Unterrichtsräume gedacht, durch das unerwartete Anwachsen der Schülerzahl aber notwendig geworden waren. An ihre Decken klebten – wohl wegen der Akustik – weiße, schwarz gepunktete Kunststoffplatten, die manchmal auf die Köpfe der Schüler herabsegelten.

Diese Klassenräume erhielten Licht durch Fenster, deren oberes Viertel auf der Höhe des Schulhofs lag. So konnten wir, wenn wir ausnahmsweise einmal nachmittags Schule hatten, die Beine der Schülerinnen der Elly-Heuss-Knapp-Schule sehen, die auf dem Schulhof spielten. Denn der neugegründeten Elly-Heuss-Knapp-Schule (Clara-Schumann-Schule II) war es von 1954 bis zur Fertigstellung eines eigenen Gebäudes in Kessenich 1956 erlaubt, nachmittags das Gebäude des Beethoven-Gymnasiums zu nutzen. Ich kann mich nicht erinnern, damals an diesen Beinen besonders interessiert gewesen zu sein. Eine andere Neugründung dieser Zeit war übrigens das Friedrich-Ebert-Gymnasium (Ernst-Moritz-Arndt-Gymnasium II).

Am schönsten waren natürlich die Klassenräume zum Rhein hin, die wir dann vorzugsweise in den oberen Klassen bekamen. Hier flogen auch die Möwen in Scharen vorbei, gelegentlich angelockt durch nicht verzehrte, auf dem Fensterbrett verlockend ausgelegte Pausenbrote. Was wegen der den Putz zersetzenden Wirkung der Vogelscheiße (mir fällt leider kein vornehmerer Ausdruck

ein) zu häufigen Lautsprecher verboten des stellvertretenden Schulleiters Becker führte, die Vögel zu füttern.

Ein Schmuckstück der Schule war der Musiksaal, im Gebäude an der Koblenzer Straße gelegen. Er stieg amphitheaterartig etwa 12 Stuhlreihen an, mit hellen Klappstühlen. Unten stand in der Mitte ein Klavier, an der Wand hing ein Bild von Bach, hinten gab es eine elektrische Anlage, von der Schallplatten abgespielt werden konnten. Ein schöner Unterrichtssaal, von Frevlerhand allerdings gelegentlich dadurch entweiht, dass man von oben Marmeln herabrollen ließ.

Der Turnsaal war wohl mit das Beste, was es damals gab. Im Schwingboden gab es Haken zur Errichtung eines Spannrecks, das man für die Riesenwelle und andere schwierigere Übungen brauchte. Zusätzlich gab es im Boden versenkbare Säulen, die man emporziehen und an denen man Reckstangen anbringen konnte. Vier Barren, die natürlich hochgestellt werden konnten, standen am Rande und konnten mit einer sinnvollen Vorrichtung in die Turnhalle gerollt werden. Kästen, Böcke und Pferde, über die man springen musste, Sprungbretter sowie ein hoher Haufen blauer Matten vervollständigte das Bild; später kamen noch ein großes und zwei kleine Trampoline dazu.

Neben den Geräten stand ein selten benutztes Klavier für rhythmische Übungen. Auf ihm legten wir vor den Übungsstunden des GTV unsere Uhren ab. An den Wänden gab es Kletterstangen und Sprossenwände, auch bis zur Decke reichende „Schwedische Leitern“, wie Rechenkästchen aussehende Holzgerüste, die man hinaufklettern und durch die man sich dann wieder herunterwinden musste. Von der Decke hingen Kletterseile. Mit Nostalgie denke ich an die Zeit zurück, als ich sie ohne Benutzung der Beine problemlos hinaufklettern konnte.

An den Schmalseiten gab es Basketballkörbe, auf dem Boden die zum Spielen notwendigen Markierungen. Diese Ausstattung mag dazu beigetragen haben, dass wir ein erfolgreicher Schülerturnverein wurden.

Die Aula mit Bühne und Rednerpult wurde in der Presse als „Sehenswürdigkeit der Schule“ gepriesen, als „Schmuckstück, um das viele Städte Bonn beneiden würden“.¹¹ Schade, dass mir das damals nicht bewusst war. Doch strahlte sie immerhin auch für uns Knirpse eine gewisse Feierlichkeit aus. Sie war gedacht und geeignet für Schulveranstaltungen wie die Abiturfeier, für Konzerte und Theateraufführungen. Auch wurde sie vom Filmclub "privat" für Filmvorführungen genutzt. Wie schön, dass man, ohne Mitglied zu sein, vom Turnsaal ganz unauffällig hineinschlüpfen konnte, Hier habe ich Klassiker wie „Lohn der Angst“ gesehen.

Natürlich gab es, der Lage am Rhein geschuldet, auch einen Ruderverein (GRV) und Boote vom Einer bis zum Achter. Sie wurden von einer Halle unter dem Schulhof durch ein großes Tor über die wenig befahrene Uferstraße zur Landungsbrücke gerollt bzw. getragen. Ich denke, die Mitglieder haben viele und schöne Ruderfahrten auf dem Rhein gemacht. Natürlich kenterte auch einmal ein Boot, doch habe ich von Unfällen mit Personenschaden nie gehört. Später wurde die Bootshalle in eine – von uns nicht mehr benutzte – Gymnastikhalle umgewandelt.

Im Keller des Gebäudes an der Koblenzer Straße gab es ein Schwimmbad und einen Ruderraum, in der man auf Rollsitzen wettkampfmäßiges Rudern üben konnte. Beide habe ich kaum gesehen und nie genutzt. Wohl aber

¹¹ Kötting, Aus Tradition modern, S.89.

die von Günther Scholl eingerichtete Dunkelkammer, in der man Filme entwickeln konnte.

Sein Reich war ein immer verwahrlost aussehender, für künstlerische Entfaltungsmöglichkeit aber geradezu geschaffener Raum im Keller unter dem Musiksaal. Hier hatten wir bei ihm Kunstunterricht, hier stand alles rum, Materialien wie Werke. Wir hingegen saßen auf langen Bänken, hörten Scholl Banjo spielen, malten, machten Linoleumschnitte oder Kreidezeichnungen. Joseph Beuys, sie kannten sich von der Kunstakademie in Düsseldorf, nannte den Raum bei einem Besuch Anfang der 80er Jahre „Organstation“

Die Direktorin, Frau Giesen, führte mich 2018 durch die Schule. Ich war beeindruckt. Da das Kultusministerium von Nordrhein-Westfalen seit einigen Jahren Ganztagschule, also Unterricht auch am Nachmittag, angeordnet hatte, waren eine kleine Kantine und einen Ruheraum für Schüler eingerichtet worden. Die Physik- und Chemieräume, die zu meiner Zeit angemessen, aber nicht spektakulär bestückt waren, glänzten auf dem neuesten Stand der Technik. Fast alles konnten die Schüler mit ihrem Computern bedienen, alles wurde vom PC des Lehrers gesteuert.

Kurz: die Schule war auf neuestem Stand und in bestem Zustand. Nur die Turnhalle war unverändert so wie 1955, natürlich erheblich verwahrlost. Man hatte sogar die Vorrichtungen für das Spannreck und die Kletterseile entfernt, zusammen mit den meisten Geräten. Der Spannboden sah deprimierend abgenutzt aus, so wie der ganze Raum. Ich fand das als Zeichen des Desinteresses am Geräteturnen schockierend.

Es kann auch nicht dadurch erklärt werden, dass das Beethoven-Gymnasium inzwischen eine gemischte

Schule geworden war und Mädchen Geräte wie das Spannreck nicht benutzten. Es blieben ja doch noch Jungen auf der Schule. Nein: es war ein erschreckendes Zeichen des Desinteresses seitens der für die Schule Verantwortlichen am Sport, genauer gesagt am Turnen. In den Augen der Pädagogen sticht der Computer heutzutage ganz offensichtlich den Sport. Wie sollte er auch nicht. Es wird also nur noch die Fingerfertigkeit trainiert. Aber Hochreck und PC sind keine Alternativen! Kein Wunder, dass die Fettleibigkeit der Jugendlichen zunimmt.

Fast ebenso erschreckend war, dass der schöne, amphitheaterartige Musiksaal nivelliert und zum Umkleide- raum der Musiker und Abstellraum für Instrumente de- gradiert worden war. Hätte ich nicht gerade ein hinrei- ßendes Schulkonzert mit Orchester, Chören der Unter-, Mittel- und Oberstufe und vier engagierten Musiklehre- rinnen erlebt, ich hätte gedacht, dass auch die musischen Fächer vernachlässigt würden. Das aber scheint nun doch nicht der Fall zu sein. Auf das Bauliche alleine kann man es also vielleicht nicht abstellen. Ich werde aber erst über- zeugt sein, wenn mir in der Turnhalle einmal sportliche Leistungen, ähnlich denen unserer Zeit, präsentiert wer- den.

2. Die Lehrer

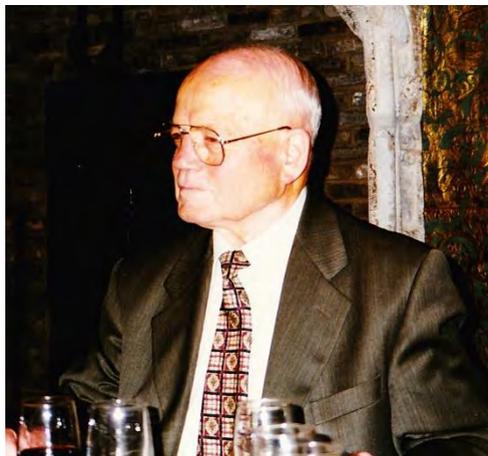
a) Der engere Kreis

Ich schildere die Lehrer in der Reihenfolge, wie ich sie kennengelernt habe und welche Bedeutung sie für mich hatten. Ich folge also einer sehr persönlichen Systematik. Der Leser wird anhand des Registers am Ende des Buches dennoch schnell den Lehrer finden, den er sucht. Um dem Leser ein Gefühl für die damalige Zeit zu geben, schließe ich alle Lehrer mit sichtbarer Kriegsverletzung ein; fast alle waren ja im Krieg gewesen.

Christian Schüller (Deutsch und Geschichte)

Mein Versuch der Aufnahmeprüfung war erfolgreich. Ostern 1955 zog ich als Sextaner in das Beethoven-Gymnasium ein. Am Tag der Einschulung versammelten sich über 100 neue Schüler auf dem Schulhof, wurden in drei Klassen aufgeteilt und nahmen in Zweierreihe Aufstellung. Zu einem etwas untersetzten Lehrer im dunklen Anzug fasste ich gleich Zutrauen; ihn hätte ich gerne gehabt. Und siehe: Zu meiner Freude war er es, der uns in unseren Klassenraum führte. Es war Christian Schüller, unser künftiger Klassenlehrer. Er sollte uns drei Jahre lang in Deutsch und Geschichte unterrichten.

Seinen Unterricht habe ich kaum noch in Erinnerung. Ein Erlebnis aber hat mich nachhaltig beeindruckt. Wir mussten damals ja noch Gedichte auswendig lernen und vor der Klasse vortragen. Ich kam bald einmal dran und sagte mein Gedicht auf. Auch als wieder ein Gedicht auswendiggelernt werden musste, nahm er mich dran. Und beim dritten Mal erneut. Immer war ich gut vorbereitet. Damit war er sich sicher, dass ich auch dann meine Hausaufgaben machen würde, wenn ich nicht davon ausging, abgefragt zu werden. Ich würde es tun, weil es meine Aufgabe war. So war ich erzogen worden und so habe ich es auch



*Christian Schüller
beim Klassentreffen in Brüssel am 4.10.1997*



*und in klassischer Haltung mit Trompete mit Peter
Kliegel und Wolfgang Schultheiß bei der Rheinfahrt
„Abschied von Bonn“ am 23.5.1999*

später gehalten – keine Tricks und keine einfachen Abkürzungen. Manche hielten das für dumm, bei anderen habe ich damit Vertrauen in einen verlässlichen Mitarbeiter geschaffen. Ich bin sicher, dass es mir beruflich geholfen hat. Christian Schüller hat das schon in der Sexta getestet.

Schüller – genannt „Fienchen“, da er tatsächlich etwas rosig und rundlich wie ein kleines Schweinchen aussah, was aber täuschte – war der einzige Lehrer, der mich auch nach dem Abitur, unbeeindruckt vom beruflichen Werdegang, weiterhin duzte. Sein „Wolfjang“ habe ich immer noch im Ohr. Und ich habe es gerne gehört.

Er wurde später Studiendirektor am Einstein-Gymnasium in Sankt Augustin, saß für die CDU im Stadtrat von Beuel und war ein engagierter Heimatforscher. Als wir 1999 auf einem Rheindampfer Abschied von Bonn feierten, folgte auch er meiner Einladung und blies auf seiner Trompete, seinem Markenzeichen, einige Stücke. 2008 feierte er seinen 90. Geburtstag. Ich habe ihn in diesem Jahr noch zum Klassentreffen in Athen eingeladen, aber er konnte nicht kommen. Er ist der Vater der CDU-Politikerin und ehemaligen Europaabgeordneten Ruth Hieronymi.

Schüller war im Zweiten Weltkrieg junger Offizier gewesen. Davon zeugten einige seiner Sprüche. „Die Schuhe formen beim Grüßen einen Winkel von nicht ganz 90 Grad“, und „Wenn der Soldat sich beeilt, formen Koppelschloss, Füße und Kragenknopf in der Kurve einen Winkel von nicht ganz 45 Grad“. Sonst war er für Kriegserinnerungen nicht zu haben. Er erzählte allerdings einmal, dass er jemanden mit einem Fausthieb zur Reason gebracht habe. Er wurde im Krieg mehrfach verwundet; eine Hand war durch eine Kriegsverletzung etwas beeinträchtigt.

Obwohl Schüler zu den Lehrern gehörte, die erst nach dem Krieg Lehramt studiert hatten, war sein Unterricht solide. Das war nicht bei allen so. Insbesondere einige Geschichtslehrer wurden durch meine geschichts-interessierten Klassenkameraden, vor allem Wolfgang Knapp und Georg-Hinrich Hammer (einem Experten für preußische und Militärgeschichte), in der Oberstufe bald überflügelt. Wir betrachteten diese ein wenig abschätzig. Dabei hätten wir sie für ihr Schicksal bedauern und ihre Lebensleistung nach dem Krieg anerkennen müssen. Aber solche Überlegungen waren uns Kindern und später Jugendlichen natürlich fremd.



Heinz Riecks (Englisch und Geschichte)

Einer dieser Kriegsteilnehmer, die als Lehrer bei uns wenig Anklang fanden, war unser Geschichtslehrer Riecks. Seine Finger waren in Stalingrad erfroren; er hatte nur noch Ansätze der ersten Fingerlieder. Als Verwundeter war er mit dem letzten Flugzeug aus dem Kessel ausgeflogen worden. Wenn er vor der Klasse stand, schob er aus unerfindlichen Gründen mit den Stummeln einer Hand immer wieder seine Krawatte kurz unter dem Krawattenknopf nach oben, sodass sie immer etwas nach vorne gewölbt war. Er hatte einen kleinen Sprachfehler („Der Gunker Görck auf der Wattburg“). Ich hoffe, wir sind angesichts seiner Kriegsverwundung pfleglich mit ihm umgegangen. Gelernt haben wir nicht umwerfend viel bei ihm, aber ich kann mich auch an kein böses Wort von ihm erinnern. Er hat uns Schüler gut behandelt.



Studienrat Heinz Riecks

Dr. Anton („Bibi“) Henseler (Musik)

Nicht pfleglich umgegangen sind wir mit unserem Musiklehrer Dr. Anton Henseler. Obwohl er es nach Wissen und Haltung mehr als die meisten verdient hätte. Er wurde von uns nur „Bibi“ genannt. Die Mutter meines Freundes Wolfgang Knapp hat ihn bei dem ersten Elternsprechtag daher auch nichtsahnend mit „Guten Tag, Herr Bibi“ begrüßt. Ihr war es peinlich; er fand es wahrscheinlich eher komisch.

Seine 1930 veröffentlichte, bahnbrechende Biographie über Jacques Offenbach, bekanntlich ein Jude, wurde im Dritten Reich öffentlich verbrannt. Aus seiner Abneigung gegenüber dem Regime machte er keinen Hehl. So war ihm die angestrebte Universitätslaufbahn verwehrt. Nach Krieg und Kriegsgefangenschaft ging Henseler in den Schuldienst. Denn es gelang ihm nicht, im Universitätsbetrieb wieder Fuß zu fassen. Es ist wohl zulässig zu sagen, dass alte Seilschaften aus dem Dritten Reich dort noch das Sagen hatten. Wer wollte sich da von einem moralischen Vorbild die Launer verderben, vielleicht sogar Vorhaltungen machen lassen!

Henseler war zu sehr in seiner Musik versponnen, als dass er im Unterricht auch nur ein Mindestmaß an Disziplin hätte aufrechterhalten können. Ihm war es nicht gegeben, hart aufzutreten oder sogar einmal tätlich zu werden. Dafür war er zu vornehm – und zu enttäuscht, wenn die Klasse ihm nicht aufmerksam folgte. Er klappte dann den Deckel des Flügels krachend zu und hätte uns am liebsten aus seinem Allerheiligsten, dem Musiksaal, vertrieben.

Es ging das Gerücht, dass ihn seine Schüler schon zweimal so zugesetzt hatten, dass er eine Nervenklinik aufsuchen musste. Was unser Verhalten aber nicht änderte. Wir waren wohl ziemlich unbarmherzig. Unser sonst

nicht so geschätzter Klassenlehrer in der Oberstufe, ochein, sagte: „Lasst den Henseler in Ruh. Versucht’s doch bei mir!“. Das hat mich und, wie ich glaube, auch meine Klassenkameraden beeindruckt. Andere Lehrer äußerten sich ähnlich, wenn auch nicht ganz so drastisch.

Dabei ahnten wir, dass „Bibi“ Henseler uns gerade musikhistorisch und kulturgeschichtlich unendlich viel geben konnte. Seine Scherze waren eher fachbezogen, wie zum Beispiel: „Welches ist die musikalischste Oper? Die ‚Afrikanerin‘ von Meyerbeer, da sing/kt sogar das Schiff!“ Er war aber auch anerkannter Heimatforscher und ließ uns an manchen seiner Erkenntnisse teilhaben.

Ich habe bei „Bibi“ in neun Schuljahren zwar nicht Noten lesen gelernt. Doch hat er mir die Freude an klassischer Musik vermittelt. Ich höre noch heute den „Fidelio“ oder die „Fünfte“ nicht, ohne dass er vor meinem geistigen Auge auftaucht. Er hat nicht ohne Grund Wagners „Verachtet mir die Meister nicht!“ aus dem „Meistersingern“ zitiert. Er war selber einer.

1964, kurz nach unserem Abitur, ist Anton Henseler 61jährig gestorben. Im Freundeskreis haben wir später unsere Erinnerungen an seinen Unterricht – jeder hatte andere – ausgetauscht. Schließlich hat Wolfgang Knapp im Jahr 2018 dem Beethoven-Gymnasium eine großzügige Spende für Musikinstrumente unter der Bedingung zukommen lassen, dass der Musiksaal nach Anton Henseler benannt und eine Plakette zu seiner Erinnerung angebracht werde. Das alles geschah, wenn wir zu unserem Bedauern auch sehen mussten, dass der schöne Musiksaal, in dem er in typischer Haltung, die linke Hand

mit dem Kugelschreiber am Revers, seinen Unterricht gehalten hatte, nun so heruntergekommen war. Das hätte Henseler nicht gefallen.

Gefallen, sehr sogar, hätte ihm aber ein anderes Geschenk, das ihm die Schule machte. Sie veranstaltete zur Feier der Spende am 4. Juli 2018 ein „Schulkonzert zu Ehren Dr. Anton Henselers“ mit dem Motto „Thank you for the music“.

Schüler aller Klassen, alle drei Orchester,

die beiden Chöre und die Big Band der Schule, die Direktorin und alle vier Musiklehrerinnen waren beteiligt. Die Aula der Schule war mit Schülern, Eltern und Ehemaligen gefüllt. „Bibi“ wäre überwältigt gewesen.

Mit folgender Rede habe ich versucht, ihn zu würdigen:



Dr. Anton Henseler (1960)

Rede zu Ehren von Dr. Anton Henseler am 4.7.2018

Nur wenige von Ihnen werden vor dem heutigen Abend von Dr. Anton Henseler gehört haben, und die meisten werden sich auch jetzt noch fragen, wer er eigentlich war – oder vielleicht noch ist? So ging es mir jedenfalls, als ich im April 1955 als hoffnungsvoller Sextaner hörte: „Wir haben Musik bei Bibi“.

Bibi, das war Dr. Anton Henseler, der für 9 Jahre mein Musiklehrer wurde. Er war mit dem Kunstlehrer und Banjo-Spieler Günther Scholl eine der ungewöhnlichen Gestalten des Lehrerkollegiums am Beethoven-Gymnasium. Während Günther Scholl in dem – übrigens erfolglosen – Versuch, Disziplin zu wahren, Schülern auch mal in den Hintern trat und mit der Schulter zuckte, wenn es nicht half, war Henseler zu sehr in die Welt der Musik entrückt und nicht der Mann, zu so groben Mitteln zu greifen. Wenn er zum Zeichen des Hinsetzens „Platzen“ sagte – wir standen damals auf, wenn der Lehrer die Klasse betrat –, ging die heitere Unruhe in der Klasse weiter. Henseler litt sichtbar unter den kleinen Grausamkeiten der Schüler, denen er insbesondere in der Unter- und Mittelstufe ausgesetzt war. Es gab Lehrer, die ihm zu Hilfe eilten und uns sagten: „Lasst den Henseler in Ruhe. Versucht's doch bei mir, wenn Ihr Rabatz machen wollt!“ Das hat mich ziemlich beeindruckt, weniger wegen der latenten Drohung als wegen der Solidarität und Sympathie für Anton Henseler, die darin zum Ausdruck kam. Sie mochten ihn und kannten seinen Lebenslauf.

Anton Henseler wurde 1902 als Sohn eines Bäckers in Bonn geboren und studierte hier Musik. Seine Doktorarbeit über Jacques Offenbach, der ja bekanntlich aus Köln stammte, wenn er auch in Paris seine großen Triumphe feierte, fand große Aufmerksamkeit und erschien 1930 als Monographie. Auch heute, fast 100 Jahre später, ist

sie eines der grundlegenden Werke über diesen Komponisten. Eine große Zukunft an der Universität schien Anton Henseler offen zu stehen. Doch dann kamen die Nazis, und die hatten für jemanden, der einen jüdischen Komponisten zu seinem wichtigsten Forschungsgegenstand gemacht hatte, gar nichts übrig. Seine Offenbach-Biographie wurde bei einer Bücherverbrennung Opfer der Flammen, er selbst aus dem Amt als Leiter des Musiklehrer-Seminars an einem Bonner Konservatorium entfernt. Henseler war nicht bereit, sich politisch anzupassen, und so war ihm die Universitätskarriere bald verbaut. Er wurde nach 1933 stattdessen Lehrer an verschiedenen Bonner Schulen, widmete sich seinen Studien über das Musikleben in Bonn im 17., 18. und 19. Jahrhundert, spürte das kurfürstliche Notenarchiv in Módena auf und veranstaltete eine Konzertreihe mit Werken kurfürstlicher Hofkomponisten und ihrer Zeitgenossen. In den letzten Kriegsjahren eingezogen, wurde er 1945 aus französischer Kriegsgefangenschaft entlassen, „45 kg schwer, meine Frau konnte mich nach Hause tragen“, wie er einmal sagte.

1946 wurde Henseler Lehrer am Beethoven-Gymnasium und blieb es 18 Jahre. Daneben war er Musikkritiker und ein bedeutender Heimatforscher Bonns. 1964 verstarb er mit nur 62 Jahren. 3 Monate vorher, am 11. März, hat er hier in der Aula mit Schülern (einer sitzt heute unter uns) noch ein Konzert veranstaltet, in dem zwei von ihm entdeckte Sonaten von Johann Peter Salomon, einem väterlichen Freund Beethovens, uraufgeführt wurden. Wir haben uns später oft gefragt, warum Henseler bei so viel Forscherdrang nach dem Krieg nicht wieder an die Universität zurückgegangen sei, für die er doch so viel mitbrachte. Es blieb für uns im Dunkeln.

Für uns war das ein Glücksfall. 18 Jahre lang konnten die Schüler des Beethoven-Gymnasiums an seinem immensen kultur- und geistesgeschichtlichen Wissen teilhaben. Es war nicht Hauptthema des Musikunterrichts, doch blitzte es immer wieder auf. Und dann wurde es im Raume still. Er erzählte von Wagners Flucht vor den Gläubigern und der stürmischen Schiffsfahrt von Riga nach London, die ihn zu Teilen des „Fliegenden Holländer“ inspiriert hatte. Von Giacomo Meyerbeer, dem Meister der „Grand Opera“ in Paris, der Wagner in den 1840er Jahren in jeder Hinsicht unterstützt hatte, was ihm Wagner mit heftigem Antisemitismus „dankte“. Er sprach von Genie und Wahnsinn und davon, dass sich Ende des 19. Jahrhunderts so mancher mit Drogen vollpumpte, um Genie zu werden, und doch nur im Wahnsinn endete. Er wies darauf hin, dass Mitte des 19. Jahrhunderts der Wunsch der Menschen nach Bildern, Farben und sinnlichen Eindrücken so stark war, dass sich viele Protestanten von ihrer als zu karg und nüchtern empfundenen Konfession abwandten und zum Katholizismus konvertierten, der mit Pomp, Farben und Gerüchen die Sinne mehr ansprach. Die Romantik hatte es ihm überhaupt angetan: er sprach von der erstmalig stimmungsmalenden Musik in der Wolfsschluchtszene im „Freischütz“ und erzählte, dass auch Beethoven, dem Zug der Zeit folgend, mit dem Gedanken gespielt hatte, eine romantische Oper über die Wassernymphe Undine zu schreiben. Er wies uns auf den Opera Buffa-Beginn des „Fidelio“ hin und war sichtlich bewegt von Kerkerszene, Befreiung und ehelicher Opferbereitschaft. Selbst als Jugendlicher merkte ich, wie wichtig ihm Haltung in einer Diktatur und das Glück in der Ehe waren.

Für ihn war Musik ein Spiegel menschlicher, auch persönlicher Erfahrungen. Das spürte man, wenn er

Beethovens „Ich will dem Schicksal in den Rachen greifen; niederzwingen wird es mich gewiss nicht“ zitierte. Die „Ode an die Freude“ („Wer ein holdes Weib errungen, stimm‘ in diesen Jubel ein“) haben wir in der Unterstufe, lange bevor sie Europahymne wurde, zu Beginn jeder Musikstunde gesungen. Henseler erzählte von dem – auf die Partitur seiner 3. Symphonie hingefetzten – „in tyrannos“ Beethovens, nachdem sich Napoleon zum Kaiser gekrönt hatte, und von dem unterschiedlichen Gruß, wenn Beethoven und Goethe, gemeinsam in Karlsbad spazierend, einem Fürsten begegneten: Goethe mit tiefer Reverenz zur Seite tretend, Beethoven kerzengrade, mit durchgedrücktem Kreuz auf dem Weg stehen bleibend. Wir lasen die Partitur der 5. Symphonie von Beethoven und hörten von Nietzsches „Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik“, einem Buch, das ich erst mit einer Verzögerung von 40 Jahren gelesen habe – mit großem Gewinn.

Es klingt heute jedem Lehrer wahrscheinlich kaum glaubhaft, aber ich denke, dass Bibi mich zwar vom Sehen, aber selbst nach 9 Jahren nicht mit Namen kannte. Er fällt jetzt im Himmel wahrscheinlich aus allen Wolken, dass gerade ich eine Laudatio auf ihn halte. Der ich in neun Jahren nicht einmal Notenlesen bei ihm gelernt habe und daher beim Lesen der Partitur der „Fünften“ von Beethoven rettungslos abgehängt wurde.

Dennoch habe ich ihm viel zu verdanken. Er hat mir ein geistesgeschichtliches Fundament und Anregungen vermittelt, die mir in meinem späteren Berufsleben gute Dienste geleistet haben. Ich war Diplomat und habe auch für den Bundespräsidenten gearbeitet. Wenn ich als Botschafter eine Rede zu halten oder eine Rede des Bundespräsidenten durchzusehen hatte, kamen mir die Gedanken und Assoziationen nicht zuletzt aus der Erinnerung daran, was Bibi uns erzählt hatte. Zusammen mit dem,

was ich auch sonst im Beethoven-Gymnasium gelernt habe, habe ich mich immer gut gerüstet gefühlt; dieses Kompliment möchte ich „Bibi“ Henseler und meiner alten Schulen heute machen.

Mit dieser Einschätzung stehe ich nicht alleine. Mein Freund Wolfgang Knapp hat ihr sogar Taten folgen lassen. Aus seiner Familienstiftung hat er dem Beethoven-Gymnasium eine großzügige Musikinstrumentenspende zukommen lassen und die Bitte geäußert, Dr. Anton Henseler als außerordentlichen Musiklehrer zu würdigen. Dieser Bitte ist die Schule auf vielfältige Weise nachgekommen, durch eine Plakette am Musiksaal, durch einigen Seiten in den diesjährigen Jahresblättern und nicht zuletzt, eine unerwartete und besonders schöne Geste, durch dieses Konzert heute. Wir danken, - nicht nur für die Musik!

Günther Scholl (Kunsterziehung)

Ein weiteres Unikum – durchaus im guten Sinne eines seltenen Unikats – war Günther Scholl, unser Kunstlehrer. Er war selber Maler und hatte, als er nach dem Krieg an der Kunstakademie in Düsseldorf studierte, Bilder auch einmal zusammen mit Joseph Beuys ausgestellt. In den späten 40er Jahren hat er dort auch mit Günter Grass in einer Band gespielt. Dieser verewigte ihn als Gitarrist „Scholle“ in seinem Roman „Die Blechtrommel“. Im Unterricht spielte Scholl gerne Banjo.

Mit seiner rauen Stimme wusste er sich trotz seines disziplingefährdeten Fachs durchzusetzen, sei es mit einem Fußtritt gegen einen Hintern, wie ich es bei Ralf-Günter Wetzel beobachten konnte, oder mit dem Schlag seiner harten Hand gegen den Hinterkopf. Das widerfuhr mir, als ich gerade versuchte, Kohlestückchen der Stifte, mit denen wir eigentlich zeichnen sollten, die aber mein Freund Tilmann Gubert hochwarf, mit dem Munde aufzufangen. Der geneigte Leser sieht, dass auch bei Scholl ein gewisser Tumult herrschte, aber der war fachimmanent und störte weitaus weniger als Unruhe im Musiksaal.

Die meisten meiner Freunde und ich entschieden sich ab Obersekunda für den Musikunterricht bei „Bibi“ und nicht für „Kunst bei Scholl“. Dennoch habe ich lebhaftere und gute Erinnerungen an ihn. Ich war nur bei weitem nicht so ein lockerer Typ wie er, und das als Schüler im Vergleich zu einem Lehrer! Daher war er damals weniger mein Typ, und für das Fach galt das ebenso. Bei einigen meiner Klassenkameraden war es genau umgekehrt. Er betrachtete, und das war damals geradezu umstürzlerisch, die Schüler fast als Kumpels. Das war ich von zu Hause nicht gewohnt. Andere waren offener dafür.

Andreas von Mettenheim, drei Klassen unter mir, schrieb mir 2020, nachdem ich von diesem Buchprojekt gesprochen hatte: *„Kunstlehrer Scholl mit seinem Banjo, ein Außenseiter im Lehrerkollegium, also doch Liberalität! Ein safe space für uns, aber auch kulturelle Anregung. Reine Erholung!“*

Meine Hochachtung für ihn stieg mit den Jahren. Ich rechne es ihm hoch an, dass er 2006 in einem FAZ-Artikel, man kann ihn immer noch googeln, dem berühmten Günter Grass widersprach. Der hatte behauptet, Louis Armstrong habe bei einem Besuch in Düsseldorf Ende der 40er Jahre ganz spontan mit dem Jazz-Trio Geldmacher/Scholl/Grass gespielt. Scholl bezeichnete die Geschichte, wie schon in der Schulzeit, als frei erfunden. Ein Mann mit Zivilcourage, unser Scholl, der nicht, wie der berühmte und selbstverliebte Günter Grass, der Versuchung erlag, die Geschichte seines Lebens zu schönen und sich fälschlich im Ruhm anderer zu sonnen. Bravo, Günther Scholl!

Auf der Website des Beethoven-Gymnasiums wird Scholl als *„ein Bekannter von Günter Grass und Vorbild der Romanfigur ‚Scholle‘ in dessen Roman ‚Die Blechtrommel‘“* erwähnt. Er war aber mehr als nur das und hatte abgeleitete Bekanntheit nicht nötig. Er zeichnete auch nicht, wie Günter Grass es mit besonderer (Wol)lust tat, Aale, die vorzugsweise in die verschiedensten Körperöffnungen von Frauen eindringen. Günther Scholl war künstlerisch wie auch als Mensch vielleicht progressiv, aber fein.

Ich halte ein Bild des Poppelsdorfer Schlosses von ihm in hohen Ehren. Er kam mit seine. Frau noch 1997 zum Klassentrffen in Brüssel. Auch für mich war es eine Wiederbegegnung an einen ganz besonderen, witzigen und sehr kreativen Menschen. Er hatte eine faszinierende Art

zu erzählen und sprach in einem nachdenklichen, nach dem richtigen Ausdruck suchenden, eruptiven Stil. Günther Scholl starb, nachdem sein Atelier in Würselen mit allen seinen Bildern abgebrannt war, im Jahr 2011.



Günther Scholl und seine Frau beim Klassentreffen am 4.10.1997 in Brüssel



„Das Poppelsdorfer Schloss“, von Günther Scholl

Johannes Krandick (Latein und Griechisch)

Ein Lehrer, der unsere Schulzeit – ohne jede Extravaganz und mit viel Solidität – besonders prägte, war Johannes Krandick. Er war in vielen Dingen das völlige Gegenteil von Günther Scholl. Er war konventionell, korrekt und auf den ersten Blick fast ein bisschen langweilig.

Mit ihm verbindet sich für unsere Klasse eine lange Geschichte. Wir bekamen ihn als Klassenlehrer in den Fächern Latein und Griechisch, als die Klasse nach der Quarta (der 7.) geteilt wurde. Ein junger Studienassessor, groß gewachsen, der gerne in kurzen Hosen und kurzärmeligem Hemd auftrat. Auf seinem Fahrrad – ich bin fast sicher, dass es keine Gangschaltung hatte – bewältigte er jeden Tag die Steigung von der Schule bis nach Ippendorf, wo er wohnte. Anfang der 80er Jahren sah ich ihn, unverkennbar mit seinem Fahrrad vor mir an der Ampel des Bundeskanzlerplatzes haltend, als ich selber im Auto aus Ippendorf kam. Ich konnte nicht widerstehen, stieg aus meinem Wagen aus und begrüßte ihn – nur kurz, denn die Ampel sprang auf Grün und die anderen Autos begannen zu hupen.

Er war herzengut, aber streng gegen sich und andere, so dass man das mit der Güte vielleicht nicht gleich merkte. Aber ich habe ihn später einmal mit einem Schüler gesehen, der ratsuchend zu ihm kam, und ich war beeindruckt von der freundlichen Zuwendung, die er zeigte.

Mein zeitweiliger Klassenkamerad und Sitznachbar Klaus Biederbick, später Staatssekretär im Bundesverteidigungsministerium, schrieb mir 2002, nachdem ich ihn zum Klassentreffen in Berlin eingeladen hatte: *Besonders freue ich mich, dass der Name Krandick auf Eurer Einladungsliste auftaucht. Ich habe es ihm sicherlich nicht leicht gemacht, als ich mit fünf Fünfen und einer Sechs*

zu Euch in die Klasse kam. Aber er war der einzige Lehrer, der zu mir stand, als ich Eure Klasse nach „ruhreichem“ Wirken wieder verließ. Auch meine beiden Söhne hatten bei ihm Latein und erinnern sich in Dankbarkeit an diesen großartigen Menschen.

Wir allerdings bekamen erst einmal von freundlicher Zuwendung nicht so viel mit. Die Grammatik musste gepaukt werden. Den Stapel der Klassenarbeiten, geschrieben in schwarze Hefte mit einer beigen Pfalz auf dem Heftrücken, wohl um diese wertvolle Urkunde besser zusammenzuhalten, pflegte er bei den Rückgabe krachend auf das Pult zu donnern, sodass der Staub aufwirbelte (ich sehe es noch genau vor mir), und dabei zu sagen: „Diese Klassenarbeit ist ja (u.U. „wieder“) ganz miserabel ausgefallen!“. Dann wurde sie an die Schüler verteilt, wobei er mit den besten anfang. Das waren damals keine Einsen, die waren äußerst selten, sondern bestenfalls Zweien. Ich kann mich allerdings nicht erinnern, dass jemals einer der Schüler an Krandicks Noten gescheitert wäre.

Krandick war ein ordnungsliebender Mann. Nicht umsonst lautete das auf ihn gemünzte Wallenstein-Zitat in der Abiturzeitung: *„Der Weg der Ordnung, und geht er auch durch Krümme, er ist kein Umweg“*. Und sittenstreng, ein Mitglied des „Opus Dei“, wie wir später hörten, war er auch. Mit einem Gesicht voller Abscheu erklärte er uns das „liamenoisi logoisi“, mit dem in der „Odyssee“ Circe den Odysseus unter Aufbietung aller grammatikalischen und lautmalerischen weiblichen Reize versucht hatte, zum Bleiben zu bewegen. Als Michael Moll in einer Übersetzung der „Anabasis“, als es um die Eroberung des Zelts des Kyros durch feindliche Truppen ging, schrieb, aus diesem Zelt seien „zwei

*Krandick 1958,
noch Studienassessor*



*Weihnachtsfeier
1958*

Mit Referendar Speck





*Krandick bei der
Zeugnisverteilung
Ostern 1961,
hier an Wolfgang
Schultheiß.*

*Vorne liegt noch
der ominöse Stoß
der Klassenar-
beitshefte.*



*Krandick bei der Lektüre der Abiturzeitung am 6.3.1964.
Er hatte gut lachen, er war gut weggekommen.
v.l.n.r.: Klaus Gerhards, Andreas Zschoch, Johannes
Krandick und StR Rolf Locke*

nackte Kilikerinnen geflohen“, entlarve er ihn mit strenger Miene sofort als Schummler, der einen Pons benutzt haben musste. Denn von ihm war uns als Übersetzung von „gymnai“ nur „leichtbekleidet“ beigebracht worden.

Die originelle Übersetzung von „O popoi“, des griechischen Ausrufs des Erstaunens und Schreckens, mit „Au Backe“ ließ er hingegen schmunzelnd zu. Michael Euskirchen, glaube ich, war der geniale Übersetzer. Ein anderer hat später einmal das auf die Herkunft von Cicero gemünzte „generi equestri natus“ („aus dem Ritterstand“) mit „im Pferdestall geboren“ übersetzt. Die Klasse verzeichnete Heiterkeit.

Als wir Krandick zur Geburt seines ersten Kindes gratulierten, wurde er überraschend verlegen; so persönliche Dinge gehörten nicht in den Unterricht. Vielleicht auch, weil es ja auch mit Sex zu tun gehabt hatte. In meinem Tagebuch findet sich am 8.10.1960 die Eintragung „*Unser Klassenlehrer, Dr. Krandick, wurde Studienrat. Großer Jubel*“. Und zwei Tage später: „*Krandicks Geburtstag*“. Wir nahmen schon Anteil an seinem Leben.

Aber am nächsten kamen wir ihm bei den einwöchigen Aufenthalten im Schullandheim in Gemünd. Wir waren mindestens dreimal mit ihm dort. Davon im Kapitel „Schullandheim“ mehr.

Als wir in der Unterprima nach dem Ausfall unseres Griechischlehrers gefragt wurden, ob wir Krandick oder Johannes Worm als neuen Lehrer haben wollten, entschieden wir uns für Krandick. Er war ein nüchterner Grammatikpauker; philosophische Höhenflüge durften wir von ihm nicht erwarten. Aber er war fair und gutherzig. Das brauchten wir für das Abitur. Bei ihm fühlten wir uns gut aufgehoben.

Auszüge aus der Abiturzeitung:

Krandick (indem er durch die Tür stürmt): „Guten Morgen, meine Herren, was sagt doch Sokrates im Anschlussn die Agathonrede?“ Klasse: „Guten Morgen, Herr Studienrat!“ „Wenn Sie nicht so läppisch wären, möchte man manchmal meinen, Sie wollten die Reifeprüfung machen.“ Nachdem die ersten Übersetzungsbemühungen gescheitert sind: „Das war ja nicht viel; auch die schöne Stimmführung kann uns das nicht vergessen machen.“ (bezog sich auf Kippenberg)

Wer schon zwischen Tür und Pult die üblichen Bemerkungen des morgendlichen Grüßens, die Bitte, die Stühle zu bevölkern, und den Rat, die Tische mit einem schmuckvoll grünen Thukydides zu zieren, erledigt, gewinnt wertvolle Sekunden und macht konzentrierte Energie deutlich.

Wir haben ihm unsere Anhänglichkeit bewahrt. 1997 hat ihn Wolfgang Knapp mit seiner Frau zum Klassentreffen in Brüssel eingeladen und ihm eine Kopie der Petrusstatue in der Peterskirche in Rom geschenkt.

Auch davor hatten Wolfgang Knapp und ich den brieflichen Kontakt mit ihm aufrechterhalten. So schrieben wir ihm 1973 aus der Türkei eine Postkarte, die eine Kamelkarawane zeigte, und sagten, wir hätten leider das falsche Kamel genommen und zögen jetzt auf der Karawanenstraße nach Mekka. Halb hat er es uns geglaubt. Und es nicht vergessen. 1983 schrieb er mir eine Karte aus Jerusalem, die folgendermaßen begann: „*Gar nicht so fernab von der ‚Karawanenstraße nach Mekka‘ grüße ich Sie von meiner Pilgerreise ins Hl. Land*“. Wir schrieben ihm aus der Türkei auch, dass wir die laut Xenophon nackt

aus dem Zelt des Kyros fliehenden Kilikerinnen in den hier aufgeschlagenen größeren Zelten vermissten. Auf so etwas antwortete er nicht.

Wolfgang Knapp schrieb ihm 1982: „*Nach meinen Wanderjahren, die mich, wie Sie ja wissen, teils mit, teils ohne Kamel, teils mit und teils ohne Schultheiß, in den Mittleren Osten geführt haben, bin ich inzwischen in Brüssel fest vor Anker gegangen.*“ Der Einladung dorthin dankt er 1982 mit dem Hinweis, dass Belgien das Land seiner Hochzeitsreise gewesen sei. In einem PS fügt er an: „*Qualis avis, talis cantus*“. *Wie gefällt Ihnen dazu die Schülerübersetzung: ‘Du singst genau so schlecht wie Dein Großvater?’*“

Die Einladung zum Empfang bei meiner Hochzeit beantwortete er mit einer doppelseitig auf Latein beschriebenen und tatsächlich übersetzbaren Karte, auf der er vorsichtshalber auf Deutsch wiederholte: „Also, wir kommen zum Empfang“.

Ich hatte 1977 im Ausland begonnen, zu Weihnachten einen hektografierten Jahresbericht an Freunde und Verwandte zu schicken. Krandick bekam auch einen. Er wurde offensichtlich der ganzen Familie vorgelesen und stießen auf so großes Interesse, dass mich später einmal einer seiner Söhne aufsuchte, um sich über die Tätigkeit als Diplomat und die Eintrittsvoraussetzungen im Auswärtigen Amt zu erkundigen. Er hat dann aber einen anderen internationalen Beruf gewählt.

In seinen letzten Berufsjahren wurde Krandick Geschäftsführer der Gesellschaft der Freunde und Förderer des Beethoven-Gymnasiums e.V. Dabei ließ er sich, wie er schrieb, „ganz gerne vergangene Schülergenerationen meditierend in Form von Karteikarten durch die Hände gleiten“.

In den Jahresblättern des Beethoven-Gymnasiums hat Klaus Kohlwes einen Nachruf auf Johannes Krandick geschrieben, in dem es unter anderem heißt:

Fachkompetent in gänzlich uneitler Weise, verschwiegen und zuverlässig, so hatte man Johannes Krandick als Kollegen gekannt, wenn man ihn noch nicht genauer kannte. Seine Vorliebe für Fahrrad und Lederhose machten ihn unverkennbar, aber nicht zum Kauz.

Schüler, deren vertrauensvoller Respekt mit den Jahren zu dankbarer Verehrung wurde, nennen vieles, was auch heute noch Lehrern gut ansteht: Fairness, vornehme Distanz, zurückhaltenden Humor, Unverwechselbarkeit, Korrektheit, Härte gegen sich selbst, Toleranz, Verstehensfähigkeit. Entscheidend scheint jedoch zu sein, dass die geschätzten Eigenschaften völlig unprätentiös vorhanden waren, wenn sie benötigt wurden, dem Betroffenen aber oft erst im Nachhinein zum Bewusstsein kamen.

Zu einer anrührenden Hommage für Herrn Krandick wurde ein Ehemaligentreffen in Brüssel drei Jahre vor seinem Tod. Schüler, die er von 1958 bis 1961 als Klassenlehrer in Latein und Griechisch unterrichtet hatte und die sich ihn in Unterprima als Griechischlehrer hatten wählen dürfen, überreichten ihm in einer launigen Laudatio ein beziehungsreiches Geschenk, eine Kopie der berühmten Bronzestatue des Apostelfürsten aus dem Petersdom: Petrus, unter einem Heiligenschein streng vom Katheder blickend, mit erhobener Linken, in der Rechten den Schlüsselbund haltend, abgenutzt der vorgesetzte Fuß von jahrhundertealter Verehrung. Herr Krandick genoss diese geistreich-ironisch stilisierte Huldigung noch Monate später im privaten Gespräch mit fast kindlicher Freude.

Er starb am 27.8.1999. Am 8.11.1997 hatte er Wolfgang Knapp mit folgenden Worten für die Einladung zum Klassentreffen am 4.10.1997 gedankt: „*Ein Höhepunkt in meinem Leben, unbegreifliches, überwältigendes Geschenk. Undenkbar, all diese Herzlichkeit, Fröhlichkeit, Leichtigkeit, Zuvorkommenheit je vergessen zu können. So ist Brüssel mir zum „ktäma es aei“ geworden.*“¹²

Mit Frau Krandick starb Anfang 2021. 2002 kam sie noch mit ihrer Tochter, einer in Berlin praktizierender Ärztin., zu einem in Berlin stattfindenden Klassentreffen. 2008 habe ich sie zum Klassentreffen in Athen eingeladen. Sie konnte nicht kommen, schrieb aber einen berührenden Brief darüber, wie sie ihren Mann bei einer Studienreise in Griechenland kennen und lieben gelernt hatte.



*Klassentreffen in Brüssel am 4.10.1997
Herr und Frau Krandick blicken etwas erstaunt zu
Günther Scholl, dazwischen Christian Schüller*

¹² „Ein Besitz für immer“.

Dr. Richard Görtner (Deutsch, Französisch, Englisch)

Absoluter Liebling aller, ob sie nun an Kunst oder Musik interessiert waren, an Mathematik oder Latein, war unser Deutschlehrer Görtner. Wir hatten ihn in den drei Klassen der Oberstufe, also von 1961 bis 1964.

Er war athletisch gebaut, etwas untersetzt, hatte eine Halbglatze und war Kettenraucher; die Zigarette auf der typischen Zigarettenspitze machte er gelegentlich erst im Klassenzimmer unter dem Pult aus. In seiner Jugend war er, so erzählte er, erfolgreicher Langstreckenläufer gewesen; jetzt hatte er nur noch eine Niere. Er war erkennbar ein Schüler des damals bekannten Bonner Germanisten Benno von Wiese. Und er wusste, seinen Stoff fesselnd und effektorientiert überzubringen.

Eine seiner Mittel dafür war, uns direkt anzusprechen. Wenn von jungen Mädchen die Rede war, oder den „Rackern“ in Faust II, die „gar so appetitlich“ waren, verdrehte er die Augen und fragte: „Wer ist denn der Schlimmste von Ihnen?“ Natürlich lasen wir auch den „Werther“, der, wir erinnern uns alle, nach einem Gewitter neben die angebeteten Lotte tritt: „Wir traten ans Fenster. Es donnerte abseitswärts, und der herrliche Regen säuselte auf das Land... Sie sah den Himmel, und auf mich, ich sah ihr Auge tränenvoll, sie legte die Hand auf die meinige, und sagte – „Klopstock“. „Wer von Ihnen“, fragte Görtner „würde denn heute ‚Klopstock‘ sagen, wenn er mit einem Mädchen vor einem Regen in einer Scheine Zuflucht sucht? Sie etwa, Schwippert?“ Auch der Klopstock'sche „Tropfen am Eimer“ war die Quelle gern wiederholter Zitate.



*Richard Görtner
Mime, Germanist
und Verkünder li-
terarischer Er-
kenntnisse*



März 1962



*Görtner beim Abiturkommers am 6.3.1964 zwischen
Bernhard Sewing und OStRat Erich Hochstein*

Görtner fragte bei der Lektüre des „Tasso“: „Wetzel, wen würden Sie denn heiraten, die Leonore Sanvitale oder die Prinzessin?“ Wenn er etwas unpassend fand, auch in Goethes „Tasso“, sagte er „Grääßlich!“ und warf voller Abscheu den Text auf das Pult. An der Stelle, wo Tasso Antonio zum Zweikampf fordert, hielt er einmal plötzlich inne und sagte: „Knapp, ich habe Ihnen doch beim Klassenfest Ihre Dame ausgespannt; ich glaube, ich muss Ihnen Satisfaktion leisten.“ Und besorgte Frager, wie wohl das Thema des nächsten Deutschaufsatzes laute, beschied er so: „Ja, heute Morgen im Hofgarten habe ich mir eins überlegt. Es hat sieben Worte, das erste fängt mit B an, das dritte hört mit r auf und der zweite Buchstabe des letzten lautet e.“

Görtner sagte nicht nur „Es weiß der Görtner, wann das Bäumchen grünt“, er erklärte auch: „Wir wollen Hebbel nicht in Grund und Boden verdammen; dazu ist er zu groß“. Bei der Lektüre von „Bahnwärter Thiel“ von Hauptmann sagte er, Aufmerksamkeit heischend im Sitzen vorneüberbeugt: „Was haben wir hier? Sexuelle Abhängigkeit! Das werden Sie auch noch erleben, meine Herren!“ Wir waren begeistert.

Görtner hat uns durchaus arbeiten lassen; wir mussten Protokolle über die Deutschstunden anfertigen. In den letzten beiden Jahren vor dem Abitur hatten wir nach dem normalen Unterricht bei ihm auch noch Französisch in einer freiwilligen Arbeitsgemeinschaft.

Privat hatte er ein schweres Los. Seine Frau war an Multipler Sklerose erkrankt und musste gepflegt werden. Vielleicht war der Unterricht für ihn daher eine belebende Abwechslung von den häuslichen Verpflichtungen, aus der er auch Kraft schöpfte. Ich habe von verschiedenen Klassenkameraden gehört, dass ihre Väter

Görtner bei der Organisation der häuslichen Pflege geholfen hätten. Ich selbst erinnere mich, dass mein Vater einmal sagte, er habe ihm eine Pflegerin vermittelt.

In den sechziger Jahren beendete meine Familie den samstäglichen Stadtbummel häufig im Café Langhardt am Bonner Marktplatz. Dort sah ich Görtner im Herbst 1966, wir hatten schon Abitur gemacht, bei einer Tasse Kaffee mit Zigarette und Zeitung sitzen. Ich ging zu ihm und begrüßte ihn; mir fiel auf, wie kalt seine Hand war. Er berichtete, dass er vom Schwimmen komme und etwas erschöpft sei. Einige Wochen später erfuhren wir, dass er nach einem Herzinfarkt im Elisabeth-Krankenhaus lag.

Wolfgang Knapp und ich besuchten ihn dort Anfang 1967. Er machte uns einen guten Eindruck. Wie in alten Zeiten verdrehte er in gespielter Begeisterung die Augen, als er erzählte, wie entzückend die hübschen Krankenschwestern seien. Wir lachten und verabschiedeten uns wohlgemut. Wenige Tage später starb er mit 57 Jahren. Wir waren erschüttert und dachten auch: die arme Frau. Er hinterließ noch jugendliche Kinder. Einige Klassenkameraden gingen zur Beerdigung.



Erich Hochstein (Mathematik, Physik, Leibesübungen)

Neben einem solchen Star hatten es andere Lehrer schwer. Görtner war befreundet mit Hochstein, der uns ab Ostern 1961, also Obersekunda, in Mathematik und Physik unterrichtete und unser Klassenlehrer wurde. Das war eine Freundschaft, die uns überraschte. Denn Hochstein hatte Vieles, was uns störte: Er kam wegen der Verwaltungsarbeit für die Schule, mit der er betraut war, später zum Unterricht, ging dafür aber auch wieder früher, sprach etwas großspurig („Ich habe im Krieg eine Strafkompagnie geführt. Da werde ich Euch auch noch Disziplin beibringen“) und zitierte gerne einen Spruch von Gorch Fock, mit dem Gemeinsinn gefordert wurde. Wir fanden allerdings nicht, dass er sich sonderlich um uns kümmerte oder es mit den Unterrichtsstunden genau nahm. Tatsächlich schienen ihn seine Verwaltungsaufgaben mehr zu beschäftigen. So wurde er für uns zum Prototyp des utilitaristisch denkenden, etwas großspurigen Neusprachlers und Naturwissenschaftlers, der erkennbar nicht, wie wir, mit den höheren Weihen der humanistischen Bildung beglückt war.

Der Leser wird merken, dass ich glaube, dass wir ihm nicht gerecht geworden sind. Allerdings hatte er bei uns auch eine unglückliche Hand. Bei der Vorbereitung zur Abiturfahrt nach Rom sagte er zu einem Programmpunkt: „Ihr könnt in die Villa Borghese gehen. Ich trinke lieber einen Frascati in der Trattoria um die Ecke.“ „Dieser Banause“, dachten wir und verdrehten die Augen. Erst viel später wurde mir die tiefe Weisheit seiner Worte klar. Und in meinem Tagebuch der Rom-Fahrt lese ich unter dem 23.5.1963: „Über Frascati nach Castel Gandolfo gefahren. Mit Hochstein guten Wein getrunken. Eine Flasche gekauft“. Man kann also nicht sagen, wir hätten nichts bei ihm gelernt.

Er versuchte seinerseits, den Kontakt mit der Klasse zu verbessern. So hat sich ein Teil der Klasse auf seine Anregung hin kurz vor Weihnachten 1961 mit ihm im Café Abresch, schräg gegenüber der Schule, zu einer Tasse Kaffee getroffen. Aber die Unterhaltung kam nicht recht in Gang; irgendwie stimmte die Chemie nicht.

In einer der letzten Unterrichtsstunden machte er uns klar, dass die Rechnung $1+1 = 2$ ein Axiom ist; man hätte auch etwas anderes festlegen können. Und er erklärte uns die Anfangsgründe des binären Systems. Da schwante mir, dass er fachlich etwas drauf hatte. Für die Klasse kam das aber zu spät. Die Abiturarbeit in Mathematik schrieben wir an einem Freitag, dem 13. (Dezember 1963). Es geschah aber kein Unglück.

Später las ich in der Zeitung, dass er mit seiner Klasse in Physik einen Preis bei „Jugend forscht“ gewonnen hatte. Er hatte also mehr zu bieten, als wir ahnten. Heute würde man wohl sagen, dass die Kommunikation nicht stimmte.

Hochstein mochte mich ganz gerne. Als ich aber an einem der letzten Schultage für meine Klassenkameraden auf die Tafel geschrieben hatte, dass ich sie zur Feier des Abiturs zu einem Frühschoppen bei mir zu Hause einlud, kam er zur Unterrichtsstunde herein, sah das und sagte „Schultheiß, ich hatte immer geglaubt, Du seiest gut erzogen“. Ich weiß bis heute nicht, was er an meiner Aktion auszusetzen gehabt hatte.

Die private Abiturfeier in einem Restaurant am 6. März 1964 mit der Verlesung der Bierzeitung, die den Titel „Hochstein und Tiefschlag AG“ trug („Tiefschlag“ war ein häufig von ihm gebrauchter Ausdruck), war eine riesige Enttäuschung für ihn. Görtner wurde in den Himmel gehoben und las sie, wie man auf den Fotos sieht, zufrieden schmunzelnd. Hochstein, der Klassenlehrer, bekam



*Die Abiturzeitung trifft auf geteiltes Echo.
Heinz-Peter Janßen zwischen Hochstein und
OStDir Schröder*



Görtner und Hochstein beim Lesen der Abiturzeitung

nur Kritik, und wir verstanden uns darauf, sie beißend zu formulieren. Er verließ den Abend als einer der ersten mit steinerne Miene.

Einige Tage später traf ich Hochstein auf der Straße und er sagte: "Schultheiß, wir müssen einmal reden. Ich muss Ihnen das erklären". Er meinte wohl seine Wirkung auf die Klasse, die ihm wahrscheinlich erst bei der Abiturfeier klar geworden war. Ich sagte „Jaja“, wurde aber nicht von mir aus aktiv und fuhr auch bald nach Tübingen zum Studium.

Manchmal frage ich mich, ob ich dieser Bitte um ein Gespräch nicht hätte nachkommen sollen. Für einen Lehrer muss eine solche Abfuhr wie die durch unsere Abiturzeitung bitter gewesen sein. So wie unsere Anhänglichkeit für Görtner, Krandick und auch Scholl beglückend war. Ich habe Hochstein nie wieder gesehen.

***Dr. phil. habil. Heinrich Otto (Hatto) Schröder
(Griechisch, Latein, Deutsch)***

Am 2.11.1962 bekam das Beethoven-Gymnasium einen neuen Direktor, den Oberstudiendirektor Dr. habil. Heinrich Otto (Hatto) Schröder.



*Die Einführung von Direktor Schröder, in der Mitte, mit gekreuzten Händen Schulpflegschaftsvorsitzender Dr. Schultheiß, auf der anderen Seite Regierungsdirektor Dr. Haverkamp vom Düsseldorfer Schulkollegium, alle im Stresemann, dem Cut-Ersatz der damaligen Jahre
(Foto General Anzeiger)*

Und wir bekamen mit ihm einen neuen Lateinlehrer. Er kam, zwei Treppenstufen auf einmal nehmend, zu unserem Klassenraum im zweiten Stock hochgestürmt und eröffnete den Unterricht mit „Simia quam similis turpissima bestia nobis“. „Bitte übersetzen, wer kann das?“ Niemand meldete sich. Also erarbeiteten wir diesen Satz mühsam: „Wie ähnlich ist uns doch der Affe, diese hässliche Bestie.“ Was er damit ausdrücken wollte, war, dass es im Klassenraum stank wie in einem Affenhaus und dass wir daher die Fenster öffnen sollten.

Was wir dann auch taten. Was als impulsiver, durch den Geruch im Klassenzimmer hervorgerufener Satz verstanden werden sollte, war allerdings seine Standardeinleitung, wenn er eine neue Klasse im Lateinunterricht übernahm. Als er zwei Jahre später mit derselben Frage den Lateinunterricht in der Klasse des jüngeren Bruders meines Freundes Wolfgang, Bernd Knapp, eröffnete, antwortete dieser mit einer makellosen Übersetzung; er hatte bei den Erzählungen seines Bruders gut aufgepasst. „Woher wissen Sie das?“ war alles, was Schröder daraufhin einfiel.

Schröder war zweifellos ein Könnler und brachte uns, weit über die Grammatik hinaus, eine Menge über römische Literatur und Kultur bei. Er war allerdings, obwohl uns gegenüber sicher wohlwollend, auch ein wenig überheblich. Wobei es dieses Wort auch nicht ganz trifft. Er pflegte beim Sprechen häufig die Hand an die Wange und zwei Finger zwischen seine Lippen zu legen, sodass er nur undeutlich zu verstehen war. Das empfanden wir damals schon als gewisse Arroganz.

Eine weitere Eigenart war, dass er seine Sätze häufig mit einem „dazu“ abschloss, obwohl das überhaupt keinen Sinn ergab. Da er die Treppe immer in Riesenschritten hocheilte, muss er früher ein guter Läufer gewesen sein. Wie es seine beiden Söhne waren, die einige Jahre jünger als wir waren und auch auf die Schule gingen.

Schröder hatte ganz gute Sprüche drauf. Wenn jemand auf eine Frage antwortete: „Das weiß ich nicht“, sagte er: „Sagen Sie, das weiß ich noch nicht; dann erwecken Sie den Eindruck, dass Sie es lernen wollen.“ Vor Klassenarbeiten lautete sein Spruch: „Jeder für sich, Gott für uns alle“, den ich mir im späteren Leben für vergleichbare Situationen gemerkt habe. Und wenn jemand nicht

wusste, um welchen Ablativ es sich im Lateintext handelte, sagte er: „Sagen Sie ablativus seperativus, das stimmt fast immer“. Eigentlich ein kluger Rat. Oder war es „mensurae?“

So sahen wir ihn mit einer Mischung aus Respekt und Reserviertheit. Diese durchbrach seine Frau, eine freundliche und lebhaftere Rheinländerin aus Düren, die uns mit Ehefrauen ab Anfang der 70er Jahre, vielleicht war ihr Mann da auch schon pensioniert, zum Kaffeetrinken in ihr Haus in Sankt Augustin einlud. Ich weiß nicht mehr, wie es dazu kam, aber dieser Nachmittag mit Kaffee und (teilweise mitgebrachtem) Kuchen entwickelte sich bis in die 80er Jahre zu einer Tradition, an der viele der Klassenkameraden teilnahmen. Allerdings nicht alle; einige fanden das völlig indiskutabel. Sie kam erst mit dem Tod von Herrn Schröder zu einem Ende. Frau Schröder haben wir lange die Treue gehalten, ich habe ihr bis zu ihrem Tod im hohen Alter von 101 Jahren regelmäßig zu Weihnachten geschrieben. Und sie hat sehr präsent und lebhaft geantwortet.



Unterricht bei Direktor Schröder

Locus agendi: Klassenraum der aOIa mit herrlichem Ausblick auf Lehrer und Siebengebirge (letzteres nur in der Pause).

Agentes: a) 23 freiwillig-verpflichtete Abiturwillige
b) 1 freiwillig-verpflichtende Persönlichkeit
(OStDir. Dr. Schröder, gemeinhin auch „Chef“)

Letzterer weiß die sportliche Gesamthaltung der Klasse durch rekordverdächtig-sprunghaftes Erklimmen der Treppen zu würdigen.

Betritt aufseufzend den Raum.

Coeptum est:

„Salvete adolescentes!“ „Salve dictator!“ „Wie bitte?“
Man fügt sich allgemein geneigt, den Sprachfehler zu korrigieren: „Salve director!“

Der Chef seinerseits ist jedoch nicht gewillt, im 6-Stunden-Mief zu ersticken: „Klein, machen Sie mal das Fenster auf, dazu; ach ja: ‚Simia quam similis turpissima bestia nobis‘. Knapp, wiederholen Sie!“ Nach kurzer Bedenkzeit dieser: „Kann ich nicht.“ „Leider n o c h nicht, wollten sie sagen, um damit anzudeuten, dass Sie sich morgen unaufgefordert melden werden dazu, um den Vers vorzutragen. Janßen, übersetz‘ mal.“ „Wie ähnlich ist der Affe ..blah, blah...“ Chef reibt sich die Hände und meint „Ausgezeichnet“.

Zum Text. „Wo waren wir gestern stehen geblieben? Moll, sind Sie so freundlich und lesen Sie mal?“ „‘Catonem induxi senem disputantem, qui et diutissime senex fuisse‘. So weit?“ „Das reicht uns vorerst, Ihnen hoffentlich auch, oder wollen Sie sich in die Flucht nach vorne stürzen? Da das Lesen nicht erwarten lässt, dazu, dass Sie den Text verstanden haben, wollen wir mal – der Blick

streicht über lebhaft gesenkte Köpfe, nur Schultheiß macht eine Ausnahme – Monsieur Bierbaum hören!“ Der schreckt auf: „Wie bitte?“ „Als Sie gerade sanft entschlafen waren, haben wir einen Text gehört, den Sie uns freundlicherweise übersetzen sollen.“ „Ja, äh...“ „Was heißt denn ‚ja, äh‘ dazu? Sie sollen übersetzen; Ihre Privatbemerkungen heben Sie sich für die Pause auf!“ „Cato, der längste Zeit Greis gewesen war...“ (Heiterkeitserfolg). „Jetzt wollen wir lieber den Mittelbach nehmen, damit er nicht ganz einschläft.“ „Genus autem positum in hominum veterum...“ „Muse verhülle Dein Haupt!! Wie heißt das?“ Des lieben Friedens wegen einigt man sich auf ‚veterum‘. „Und wie übersetzen Sie das?“ „In dem Ansehen alter Herren“ (unstatthaft lautes Gelächter). „So, Schultheiß, unter Ihrer kundigen Führung werden wir jetzt hoffentlich weiterkommen.“ Nachdem Gerhards großzügig seine Einwilligung gegeben hat, beginnt Schultheiß: „Cicero equestri loco natus...“ „Und das heißt dann auf allgemeinem Wunsch, Euskirchen?“ „Cicero im Pferdestall geboren...“ „Ach, wohl kaum, sprach der Regenwurm; was heißt ‚equestri loco‘. Se-wing, Zschoch, Hammer?“ „Aus dem Ritterstand“ „Ausgezeichnet. Was ist das hier für ein Ablativ? Bierbaum!“ „Ja,..“ „Lassen Sie doch das dauernde ‚ja‘, das heißt doch nur ‚ich weiß im Augenblick noch nicht, was ich sagen soll und erwarte tröstenden Zuspruch von Mittelbach. Geißer, wenn Du uns das sagst, wären wir Dir alle sehr dankbar.“ „Ablativus separativus“ „Ausgezeichnet! Um noch etwas zu sagen dazu, welche Freude des Wiedererkennens ist es doch immer wieder dazu, wenn man solche grammatischen Feinheiten entdeckt, nicht wahr Schwip-pert?“ „Ihre Fragestellung lässt den Zweifel an einem solchen Glücksgefühl gar nicht erst aufkommen.“ (großes Hallo).

Chef lächelt unergründlich. „Hormes, nehmen Sie noch das letzte Stück.“ „Rex coeli, paater deorum...“ „Ach woher denn! Pater, das a ist kurz, nehmen Sie das mit ins Leben. Übrigens, was da zu sagen wäre dazu, paater und pater, das sind die beiden Möglichkeiten, die uns im Leben gegeben sind. Auf Wiedersehen meine Herren.“

Mit dem vierten Brillenwechsel beendet er das Colloquium pg. und lässt seinen Schülern nur einen Trost: Der nächste Samstag kommt bestimmt!



Johannes Worm (ev. Religion, Latein, Griechisch)

Ein weiterer Lehrer alter Sprachen war Johannes Worm, ein wohlmeinender, etwas nervöser und ein wenig konfuse Mann, den ich immer braungebrannt in Erinnerung habe. In der Mittelstufe (1958-61) und in der Obersekunda hatten wir bei ihm Griechisch und (evangelische) Religion. Er gab beim Verlesen von Griechischtexten mit den Händen die Akzente an und tanzte so, den Akut, den Gravis und den Zirkumflex andeutend, wild gestikulierend vor der Klasse hin und her.

Der Religionsunterricht war ruhiger. Im Schulgottesdienst, der jeden Donnerstag um 8.00 Uhr in der Kreuzkirche am Kaiserplatz stattfand und der verpflichtend war, hielt er manchmal die Predigt. 1962 begleitete er uns auf freundliche Art und Weise auf der Berlinfahrt und hat uns das Leben nicht schwer gemacht.

Zwei Erfahrungen habe ich ihm zu verdanken. Zu einem gewissen Zeitpunkt begann ich, bei meinen Klassenarbeiten die Alternativen in Klammern anzugeben, wenn ich mir der richtige Übersetzung nicht ganz sicher war. Als das überhandnahm, gab er mir eine solche Arbeit einmal mit einer schlechten Note und den Worten zurück: „Ihre Arbeit ist ja das reinste Vexierbild“. Daraufhin gewöhnte ich mir an, mich für eine Lösung zu entscheiden. Er sagte mir dann auch mal: „Herr Schultheiß, Sie schwimmen“. Was ich in Griechisch auch gelegentlich tat.

Er war es auch, der mich im Religionsunterricht der Unterstufe einmal mit Recht zurechtwies. Die ganze Klasse musste im Chor auswendig ein Kirchenlied aufsagen. Ich hatte es brav gelernt und wollte das auch zeigen. Deshalb war ich den anderen immer ein Wort voraus. Und stand da mit stolzgeschwellter Brust – bis er mir sagte, dass ich

diese Angeberei in Zukunft sein lassen sollte. Es sei un-kameradschaftlich. Auch das habe ich mir gemerkt.

Kurz: Ich mochte ihn gerne, zumal er mir ein bisschen leidtat, weil sich die anderen gerne über ihn lustig machten. Aber er war absolut wohlwollend.

Nach dem Abitur hatte ich noch brieflichen Kontakt zu ihm. So beteiligte ich ihn seit 1977 an meinen jährlichen Rundbriefen. Er danke mir noch 1979 für die Einladung zu meiner Hochzeit, doch dann hat seine Frau die Korrespondenz mit mir fortgeführt, da er an einer Nierenentzündung schwer erkrankt war. Er freute sich sichtlich darüber, über den Lebensweg seiner ehemaligen Schüler unterrichtet zu werden, Er starb im September 1981, und seine Frau schrieb mir im November: *„Es bedrückte mich schon lange, dass ich Ihnen den Tod meines Mannes (28.9.) nicht mitteilen konnte, wusste ich doch, wie sehr er Sie und Herrn Knapp schätzte. ... Ich glaube, ich handle im Sinne meines Mannes, wenn ich Ihnen mit diesem Brief einen letzten Gruß meines Mannes schicke.“*



*Johannes Worm,
auf der Studienfahrt nach Berlin (6.-12.10.1962)*

Rolf Locke (Erdkunde, Geschichte, Leibesübungen)

Locke hatten wir in der Oberstufe im Fach Geschichte, das in den beiden letzten Klassen mit Erdkunde zu Gemeinschaftskunde zusammengeführt wurde. Das überforderte Lehrer wie Schüler. Oder besser gesagt: Interessierte Oberstufenschüler und Lehrer hatten in etwa die gleiche Ausgangsbasis. Kurz: Bei dem Unterricht kam nicht viel heraus. Doch sprachen wir bei Locke über das Dritte Reich, und das ist ja schon was. Aber es wurde viel in den Fächern Geschichte und Erdkunde verloren.

Locke war ein braver Mann, wohlwollend und nüchtern, In der Bierzeitung bedachten wir ihn mit dem Wallenstein-Zitat: „Extreme Schritte sind nicht seine Sache.“ Ich schreibe das mit etwas schlechtem Gewissen, da ich ihm gerecht werden will und da er meine Sympathie hatte. Er konnte uns aber nicht begeistern. Und er war einer der Lehrer, die – zumindest in Geschichte – von einigen seiner Schüler in Wissen überflügelt wurden. Das ist zwar gut und sollte das Ziel jeden Lehrers sein, nur nicht schon in der Schule. Immerhin nahmen wir bei ihm, wahrscheinlich Kriegsteilnehmer mit Studium nach 1945, das Dritte Reich durch. Bei aller milden Kritik war Locke war im Übrigen entschieden ein anderes Kaliber als Leute wie Bongartz und Weinrich, die entweder eingebildet oder unfähig waren. Locke war zumindest ehrlich bemüht und hat uns fair behandelt. Auch als Sportlehrer.



*Studienrat Rolf Locke (ganz rechts) beim Abiturkom-
mers am 6.3.1964
Die anderen sind v.r.n.l.: Klaus Gerhards, Andreas
Zschoch, Johannes Krandick*

Pater Dr. Wilhelm Meuser (kath. Religion und Philosophie)

Wilhelm Meuser war eine Bereicherung unseres Unterrichts, auch für mich als Protestanten. Er verkörperte in gewisser Weise die Tradition des Beethoven-Gymnasiums als Jesuitenschule – nicht zu unserem Schaden. In seinem dunklen Anzug weithin als Pater erkennbar, war

Meuser ein Köhner und geschmeidiger Formulierer. Er unterrichtete die Klasse in katholischer Religion und Philosophie.

Die hier abgebildete Skizze



in unserer Abiturzeitung zeigt das gut. Er war so nett und „soft spoken“, und dabei so erkennbar gut im Priesterseminar geschult, dass er mir fast unheimlich war. Mit leiser, geschmeidiger Stimme wusste er uns zu fesseln. Wir – ich hatte ihn ja nur in Philosophie – haben viel bei ihm gelernt und er hat mich immer mit unverbindlicher Freundlichkeit behandelt. Er mag einen gewissen Anteil daran gehabt haben, dass mein Freund Heinz-Peter Janßen Priester wurde.

Er empfahl uns Romano Guardini und Josef Pieper zu lesen, deren Bücher heute noch in meinem Bücherschrank stehen. Aber auch Nicolai Hartmanns „Einführung in die Philosophie“. Ihm verdanke ich, dass ich später bei Besprechungen zu Reden des Bundespräsidenten mit philosophischem Einschlag ein wenig mithalten konnte. Seinen Unterricht über die Willensfreiheit habe ich noch immer im Gedächtnis, von der Lehre des Augustinus, der

einfach den Zeitbegriff aufhebt, um die Willensfreiheit und Gottes Allwissenheit zu vereinen, bis hin zu dem Bild des Esels, der in gleicher Entfernung zwischen zwei gleich großen und gleich schmackhaften Heuhaufen steht und mangels Willensfreiheit eigentlich verhungern müsste. Tut er natürlich nicht.



*Meuser
zwischen Klaus Gerhards und Johannes Krandick
Abiturkommers am 6.3.1964*

b) Der weitere Kreis

So viel zu den Lehrern, die uns bis zum Abitur begleiteten oder die, wie Schüller, auch später noch präsent waren, Daneben gab es natürlich andere, die mir in Erinnerung geblieben sind – im Guten wie im Schlechten.

Dr. Robert Streck (Erdkunde, Englisch, Deutsch)

Fangen wir mit einem positiven Beispiel an, einem Lehrer, der mich durch eine einzige Bemerkung geprägt hat, an den ich aber sonst nur neutrale Erinnerungen habe. Mein Freund Wolfgang Knapp hingegen hält ihn für den besten Deutschlehrer, den wir hatten, also sogar für besser als den ein wenig auf Effekt bedachten Görtner.

Streck war für Kultur zuständiger Beigeordneter im Bonner Rathaus gewesen und hatte sich dann – aus welchem Grund auch immer, vielleicht war er nicht wiedergewählt worden – wieder dem Lehrerberuf zugewandt. Er war tatsächlich nicht der typische Pauker, sondern dachte und sprach anders als diese. Vielleicht behandelte er uns in Quarta und Untersekunda (1958/59) sogar ein wenig als Erwachsene und künftige Staatsbürger und sprach Dinge an und aus einer Perspektive aus, die ich damals nicht verstand. Immerhin öffnete er unseren Blick für isländische Sagas, den „Heliand“ und andere Lektüren; ich weiß nicht, ob sie überhaupt auf dem Lehrplan standen. Wolfgang Knapp erinnert sich daran, dass er uns Poesie näherbringen wollte, was bei mir allerdings verlorene Liebesmüh war.

Es war die Zeit, in der meine Fähigkeiten in Deutsch nicht gerade umwerfend waren. Eine Masse von Rechtschreibfehlern, meistens Flüchtigkeitsfehler, versauten mir gute Noten. Streck verlangte von uns gut gegliederte Sachdarstellungen und einmal eine Hausarbeit über die Braunkohle. „Wozu haben wir denn zu Hause den Gro-

ßen Brockhaus?“, dachte ich mir, und schrieb den dortigen Text mit geringfügigen Änderungen ab. Statt Lob für meine Forschungstätigkeit zu erhalten, bekam ich von Streck allerdings einen Tadel. Ich war etwas beleidigt. Heute weiß ich, dass so manchem Politiker, der sich den Mühen der Promotion unterzog, so eine Erfahrung gutgetan hätte.

Noch viel nachhaltiger war aber folgende Erfahrung: Es war Herbst, und wir bekamen die Hausaufgabe, unseren Schulweg zu beschreiben. Als ich so vor der leeren Seite des Deutschheftes saß, erinnerte ich mich daran, mit welcher Begeisterung ich auf dem Weg zur Schule in der Buschstraße durch die zusammengerechten Laubberge gerannt war. So beschrieb ich, wie ich erst langsam anfing, mit schleifenden Füßen ein wenig Laub aufzuwirbeln, dann im Laufen immer schneller wurde und schließlich mit Begeisterung und einer Riesen-Laubbugwelle durch die Laubberge lief. Das gab ich ab.

Bei der Rückgabe der Arbeit zog Streck mein Heft hervor und sagte, hier habe er ein schönes Beispiel dafür, wie jemand auf Klischees wie „goldener Herbst“ oder „fallendes Laub“ verzichtet und einfach seine Gefühle beschreibt. So müsse es sein. „Großartig“, sagte er, und gab mir eine „Zwei plus“. Das war der Beginn meiner Freude am Deutschunterricht und hat mein Schreiben geprägt. Zum Einfangen einer Stimmung braucht es Mut, weil man etwas von seinem Innersten offenbart und dadurch verletzlich wird. Letztlich ist Streck für meine Schreibbegeisterung verantwortlich.

Dr. Josef Bongartz (Englisch, Französisch, Leibesübungen – ja, so wurde Sport damals genannt)

Ein Lehrer, gegen den ich hingegen noch immer einen Groll hege, war Studienrat Josef Bongartz. Denn er war es, der mir als elfjährigen Knirps eine schallende Ohrfeige gab, weil ich ihn nicht mit „Herr Studienrat“, sondern mit „Herr Bongartz“ angeredet hatte. Er war in der Unterstufe unser Sportlehrer; später bekamen wir ihn in der Mittelstufe auch in Englisch. An ihm habe ich gemerkt, dass ich nachtragend sein kann.

Daher sah ich ohne übermäßiges Mitleid, wenn er später in der Mittelstufe im Englischunterricht vorne im Lehrstuhl saß, sich das Hemd aufknöpfte, seine Brust massierte und entweder „Isch han et an den Bronschien“ oder „Isch han et am Herzen“ sagte. Einmal musste ich dabei so lachen, dass er mich empört des Klassenzimmers verwies. Es ist nach meiner Erinnerung das einzige Mal, dass ich aus dem Klassenzimmer flog. Ich war stolz darauf.

Bongartz seinerseits war stolz darauf, englische Schulbücher geschrieben zu haben. Er pflegte zu sagen: „Isch han schon Bücher jeschriwwe, Du zwei Meter langer Flabbes“. Als er das zu Albaum sagte und ihn ohrfeigen wollte, stolperte er über einen Stuhl und wäre fast hingefallen, – leider nur fast, wie ich fand.

Als Albaum zum Weiterlesen eines englischen Textes nach vorne gerufen wurde und auf die Frage „Where are you“ nachvollziehbarer Weise „Albaum“ antwortete, rief er empört aus: „Isch will nischt wissen, wer Du bist, isch will wissen, wo Du bist!“ (im Text).

Man mag es schon gemerkt haben: Bongartz sprach ein erschreckend bönnisches Englisch. „Dat ‚Paradise lost‘ von Milton (er sprach es Millton aus) und der ‚Allbatros‘

von Baudelaire sind die größten Werke der Weltliteratur“, pflegte er zu sagen. Ich weine ihm und seinem Unterricht keine Träne nach..



*Dr. Josef Bongartz 1960,
sich gerade mal nicht die Brust massierend*

Dr. Norbert Weinrich (Deutsch, Englisch, Französisch)

Bongartz war stolz darauf, englische Schulbücher geschrieben zu haben, der Englischlehrer Weinrich hingegen, nie in England oder den USA gewesen zu sein. Wahrscheinlich war seine Aussprache entsprechend; ich erinnere mich nicht. Wir hatten ihn in den Anfangsjahren des Englischlernens, also in Quarta und Untertertia. Weder bei ihm noch bei Bonjartz habe ich viel gelernt.

Weinrich hatte Vorkriegs-Lehrmethoden. Schüler, die eine falsche Antwort gaben, mussten nach vorne kommen und auf einen extra dort hingestellten Stuhl steigen. Wenn sie dann gut sichtbar oben standen, sagte er: „Da seht Ihr den Dummkopf, der nicht einmal diese Frage beantworten konnte“. Auch Pädagogik war nicht seine Stärke.

Aber dafür waren es Kriegserinnerungen. Er lebte auf, wenn man ihn nach ihnen fragte. Und wir waren natürlich brennend an ihnen interessiert. Zumindest, weil dann der Englischunterricht mit dem lästigen Abfragen der Vokabeln ausfiel. Am ehesten hatten wir damit am letzten Tag vor den Ferien Erfolg.

Es gab damals den Brauch: „Es ist immer schon so gewesen, am letzten Tag vor den Ferien wird vorgelesen“. Bei Weinrich wurde nicht vorgelesen, sondern vom Krieg erzählt. Dabei berichtete er nicht von irgendwelchen Heldentaten, sondern vom harten Drill der Ausbildung. Und von seiner Verwundung: „Wir rückten also vor. Meine Kameraden neben und hinter mir. Dabei erhielt ich einen solchen Schlag gegen das Bein, dass ich hinfiel, und sagte zu meinem Hintermann: ‚So pass‘ doch auf und tritt mich nicht!‘ „Das war ich nicht!“, sagte der. Da merkte ich erst, dass nicht er mich getreten, sondern dass ich einen Schuss ins Bein bekommen hatte.“

Dieser Irrtum beeindruckte mich sehr. Weinrich war möglicherweise auch derjenige, von dem ich hörte, dass viele Unteroffiziere, die ihre Rekruten in der Ausbildung unmenschlich geschunden hatten, später im Gefecht, weil es dann nicht auffiel, von hinten erschossen wurden.

Kurz: So ganz spurlos ist sein Unterricht also doch nicht an mir vorbeigegangen. Da wir ihn noch in Untersekunda hatten und ich mich nicht mehr an diese Zeit erinnere, war er vielleicht doch nicht ganz so schlecht – aber fast! Meine Eltern waren glücklicherweise so vernünftig, mich – etwas Widerstrebenden – in zwei Sommerferien alleine nach England zu schicken. .Englisches Fernsehen und Gespräche mit der Familie Chard in Seaford brachten mich erheblich weiter als die Bemühungen von Bongartz und Weinrich.

Herbert Gebhardt (Französisch und Englisch)

Ein Lichtblick in der Reihe der Englischlehrer war Gebhardt, den wir in Obersekunda hatten. Sein Englisch klang authentisch. Er behandelte uns bereits als Erwachsene. Eine elegante Figur; wir vermuteten, dass er es mit Erfolg auf junge Mädchen abgesehen hatte. Damit allerdings konnten wir in unserer Schule nicht dienen. Er war freundlich, ein wenig ironisch-distanziert, und wir empfanden ihn auf angenehme Weise als Zyniker. Sein Ausspruch beim Lesen eines Textes, mit entsprechender Handbewegung: „Und schscht...she died“, wurde in der Klasse für eine gewisse Zeit ein geflügeltes Wort. Ich traf ihn später noch einmal in Jacques' Weindepot, wo er wie ich viele Weine durchprobierte und dann mit einer einzigen Flasche von dannen zog. Er hatte was.



Herbert Gebhardt (1962)

„And – schscht!..– she died.“

Thomé (Englisch und Erdkunde)

Die Englischlehrer waren schon ein buntes Völkchen. Ein sympathisches Unikum war Thomé. Wir hatten ihn zwei Jahre lang, etwa 1958-60, in Englisch und Erdkunde. Er erscheint in keiner Liste der Lehrer in den Jahressblättern. Dennoch ist er keine Phantasiefigur.

An seinem Erscheinungsbild fiel sofort auf, dass er im Krieg einen Schuss abbekommen hatte, der die Hälfte der Nase, von der Nasenwurzel abwärts, mitgenommen hatte. Sie sah dadurch wie einen Art Geierschnabel aus. Er wurde von den anderen nicht sehr geschätzt; ich fand ihn originell. An den Englischunterricht erinnere ich mich nicht, aber an seinen Erdkundeunterricht.

Er öffnete mir die Augen dafür, dass der amerikanische Doppelkontinent die Form von zwei durch Mittelamerika verbundene Dreiecke hat. Die Wegner'sche Kontinentalverschiebung demonstrierte er am zwei Tüchern, die er nach außen schob und dadurch, dass sie sich an der Seite stauten, deutlich machte, wie die Rocky Mountains entstanden waren. Die Hitze in den Tropen machte er durch die Bemerkung anschaulich, dass man, wenn man sich in den Tropen nackt auf eine Mauer setze, beim Aufstehen einen Halbkreis von Schweiß hinterlässt. Ich fand das sehr beeindruckend, wenn ich es später auch nicht bestätigt fand. Allerdings habe ich in den Tropen auch nie nackt auf Mauern gesessen.

Er wollte uns auch vor Illusionen bewahren. Es war die Zeit, als der Film „Die Brücke am Kwai“ durch die Kinos lief und von allen gesehen (und gepfiffen) wurde. Es gibt da eine Szene, dass das Radiogerät, mit dem der Sabotage-Gruppe mit der Zentrale Kontakt hielt, nicht mehr funktionierte. Frustriert wirft es William Holden, der Chef der Gruppe, zu Boden. Daraufhin geht es wieder. Thomé be-

zeichnet das als die unrealistischste Stelle im Film: „Merkn Sie sich: Kein Radio funktioniert wieder, wenn man es auf den Boden donnert!“

Thomé hatte auch Wortwitz. Hinter mir saß mein Klassenkamerad Lück, dessen Eltern ein Schreibwarengeschäft in Poppelsdorf hatten. Bei der Vorstellung der Schüler in der ersten Stunde stellt er sich mit „Lück“ vor. Darauf Thomé: „Vielleicht Gustav mit Vornamen, dann verbindet sich das zu ‚Glück‘“. „Leider nein“ sagte Lück. „Schade“, sagte Thomé, „aber wie heißt Du denn mit Vornamen?“. „Georg“, antwortete Lück emotionslos. Da brach Thomé förmlich zusammen.

*Dr. Thomé, Englisch,
genannt Tom Mix
(1958)*



Heinrich Ziemons (Latein und Geschichte)

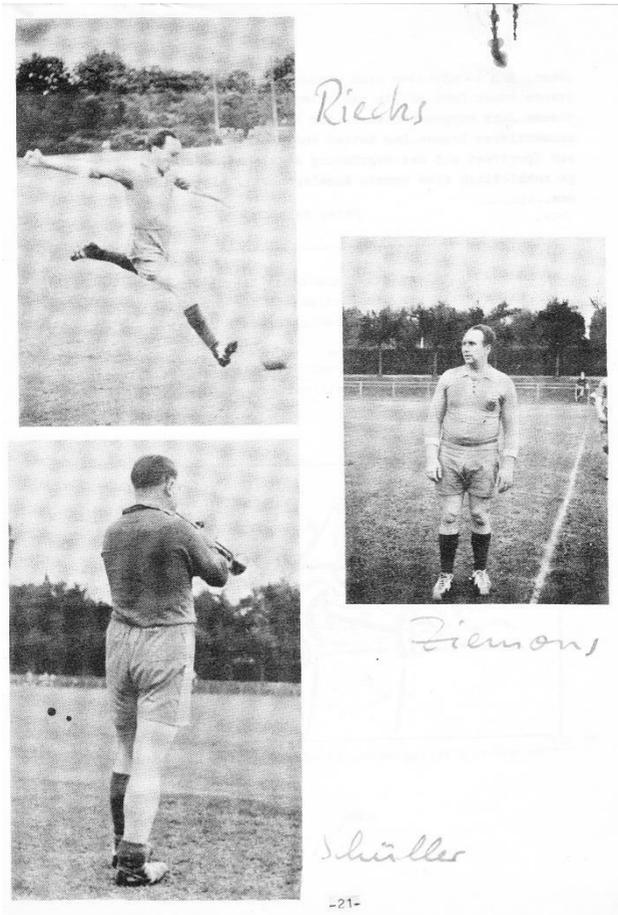
Aber gehen wir noch weiter zurück. Von Sexta bis Quarta, hatte ich Ziemons als Lateinlehrer. Ich habe ihn in guter Erinnerung, aber außer dass er „Mangelsaft“ sagte, wenn er eine mangelhaft benotete Arbeit zurückgab, kann ich mich an seinen Unterricht kaum noch erinnern.

Dabei hatte ich in Latein einen schweren Start. „Agricola arat“ und „Femina laborat“ waren die ersten Sätze in unserem Lateinbuch „Ars Latina“. Das ging ja noch, wenn die Sätze auch nicht gerade dem modernen Leben abgelauscht waren. Aber es war ja auch eine tote Sprache. Deren Vokabeln mussten zu Hause gelernt werden. Beim ersten Mal sah ich mir den Vokabelteil des Schulbuchs heiter an und ging dann spielen. Abends fragte mich mein Vater, ob ich die Lateinvokabeln gelernt hätte. „Ja“ antwortete ich mit reinem Gewissen. Doch als er mich abfragte, merkte ich, dass es mit einem flüchtigen Durchlesen nicht getan war; ich konnte kaum eine Frage beantworten. Ich entwickelte daraufhin ein System des Vokabellernens.

Ein besonderes Problem bereitete mir das Wort „appropinquare“, also „sich nähern“, das in einer der ersten Lektionen auftauchte. Beim Abfragen zu Hause fiel mir das Wort zehn- oder zwanzigmal hintereinander einfach nicht ein; ich konnte es kaum aussprechen. An dem Abend fragten sich meine Eltern wahrscheinlich, ob das Gymnasium wirklich der richtige Schultyp für mich war. Als ich mich am nächsten Morgen vor der Schule von meiner Mutter verabschiedete, fragte sie mich: „Was heißt ‚sich nähern‘?“ „Appropinquare“, antwortete ich wie aus der Pistole geschossen. Damit war diese Sorge für meine Eltern beseitigt. Und ich lernte, dass der Verstand, aber auch manchmal der Körper, Schlaf oder eine

andere Ruhephase braucht, um sich einen Gedanken oder eine Übung anzueignen.

Ziemons war mir wohlgesonnen. Als meine Eltern 1957 einmal anfragten, ob sie mich für einen Monat aus der Schule nehmen dürften, damit ich sie auf einer Reise begleiten konnte, gab er die Erlaubnis. Er sagte, er erwarte, dass ich den Stoff nachholte. Was ich auch tat. Und er sagte noch: „Wie schön ist es, wenn sich Unterricht und Sport bei Kindern so gut ergänzen“. Ich hatte ein Jahr zuvor im Turnverein angefangen und bei dem ersten Schau-turnen mitgemacht. Er hatte wohl unter den Zuschauern gesessen.



*Mitglieder der Fußball-Lehrermannschaft,
von oben nach unten: Riechs, Ziemons, Schüller*

Dr. Herbert Kamp (Biologie, Chemie, Erdkunde)

Der Lehrer mit der ausgefeiltesten Technik des Ohrfeigens war Kamp. Er war es, der die bereits oben beschriebene Technik beherrschte, einen an den Schläfenhaaren vom Stuhl hochzuziehen, loszulassen und dann beim Hinunterfallen mit derselben Hand eine Ohrfeige zu geben. Blitzschnell und wirkungsvoll.

Wir hatten ihn in Sexta und Quinta in Erdkunde und Biologie. Meine Noten waren in diesen Fächern mit „ausreichend“ nicht gerade berührend. Doch besserte sich meine Erdkundenote schlagartig, nachdem meine Mutter auf einem Elternsprechtag bei Kamp vorstellig geworden war und erklärt hatte, sie könne sich mein „ausreichend“ nicht erklären, da ich doch so an Geographie interessiert sei. Bei Biologie hingegen blieb es bei einem „ausreichend“, da Kamp glasklar erkannte, dass dort, im Gegensatz zu Erdkunde, nicht mein Interesse lag.

Daher hatte ich eigentlich nichts an Kamp auszusetzen; er war streng, aber man wusste, wo man bei ihm dran war.

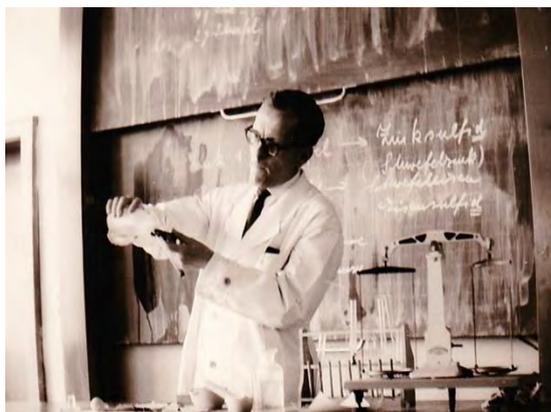
Studienrat Herbert Kamp mit Ulrich Ante 1957



Wilfried Limbeck (Chemie, Physik, Mathematik)

Wilfried Limbeck war eine knorrige Figur, nicht unsympathisch, aber irgendwie rau. Wir hatten ihn in der Mittelstufe in Chemie, wohl auch in Physik. Seine Versuche klappten selten. Eine Zeitlang hatte ich mit Wolfgang Knapp zusammen den „Ordnungsdienst“ im Chemieraum. Wir mussten die Chemikalien nach der Stunde wieder aufräumen. Einmal bat mich Wolfgang, an einer Flasche zu riechen. Es war Chlor. Die Nase lief mir daraufhin etwa eine Woche lang.

Beeindruckt hat mich die letzte Amtshandlung von Limbeck. Er wollte seinen alten weißen Kittel wegwerfen. Bevor er das tat, schnitt er vor den Augen der ganzen Klasse die Knöpfe ab, um sie weiter zu gebrauchen. Diese Sparsamkeit war Ausdruck seines knorrigen Charakters, aber auch der damaligen Einstellung.



Studienrat Limbeck (1960)

Prof. Dr. Wilhelm Grenzmann (Englisch und Deutsch)

war Rektor bis 1962. Wir hatten wenig mit ihm zu tun. Er war professoral entrückt. Bekannt wurde er mir nur durch seinen strengen katholischen Glauben. Er war es, der nur ein getauftes neugeborenes Kind als unschuldig ansah. Am 31.3. 1962 wurde er verabschiedet.



Sodann hatte das Beethoven-Gymnasium mehrere Oberstudienräte, die Verwaltungsfunktionen übernahmen. Zu ihnen gehörten neben unserem Klassenlehrer Hochstein auch Hermann Sadée und Dr. Julius Becker.

Hermann Sadée (Mathematik, Physik, Chemie, Turnen)

war ein hochgewachsener, schlanken Mann mit dunklem Haar und durchdringenden Augen. Der Name ließ die Schüler natürlich sofort an „Sadist“ denken, aber er war keiner; ganz im Gegenteil. Wir kannten ihn vor allem von (manchmal etwas umständlichen) Lautsprecherdurchsagen und hatten ihn gelegentlich in Vertretung. Er sah streng aus, aber das täuschte.



*OStR Sadée (zweiter von links)
Weiter rechts von ihm StRat Servos, GTV-AH-
Vorsitzender Pfennigsdorf und OStR Hochstein
Schauturnen 1961*

Dr. Julius Becker (Physik, Erdkunde, Mathematik, Chemie) war ein älterer Herr mit vollem weißem Haar und harter Aussprache. Wir hatten ihn in der Obersekunda in Erdkunde. Als mein Vater zum Schulpflegschaftsvorsitzenden gewählt wurde, kam ich nach langem unbehelligten Dahindämmern in Erdkunde plötzlich einmal dran. Er erkannte wohl meinen Namen; sonst lief ich, in der zweiten Hälfte des Alphabets angesiedelt, in den meisten Fächern ziemlich unauffällig und fast unerkannt mit.

Als Becker uns erklärte, dass der Luftdruck bei einer Höhenveränderung, also beim Besteigen eines 1000 m hohen Berges, nachlasse, als ob einem eine 10 mm dicke Rüstung aus Quecksilber vom Körper falle, musste ich bei dieser Vorstellung unbändig lachen. Das trug mir einen Tadel ein. Zu Recht. Denn das Bild ist eigentlich sehr gut; ich habe später bei Bergtouren daran gedacht, ohne allerdings beim Aufstieg eine Erleichterung zu verspüren.

Becker war der Mann, der die meisten Lautsprecherdurchsagen machte – in jedem Klassenraum gab es einen Lautsprecher. Seine Stimme war hart, rollend und unverkennbar. Ein konservativer Lehrer, aber so übel nicht.

Dr. Karl Böhmer (Biologie, Physik, Erdkunde) war eine hochgewachsene, vornehme Gestalt. Ich habe sonst keine Erinnerung an ihn, lese aber in meinem Tagebuch, dass wir ihn in der Obersekunda in Biologie bekamen.

Aber natürlich gaben uns nicht nur die Herren Oberstudienräte die Ehre.

Dr.-Ing. Joachim Lorentz (Mathematik, Chemie und Physik) war in der Unterstufe unser Mathematiklehrer. Vielleicht habe ich ihn deshalb in so schlechter Erinnerung, weil er mir in der Quinta in einer Klassenarbeit

mein erstes „Mangelhaft“ verpasste. Ich erinnere mich sonst noch, dass er die ganze Klasse, selbst den Takt dirigierend, „Minuend minus Subtrahend gleich Differenz“ aufsagen ließ. So etwas habe ich mir gemerkt, die über die vier Grundrechenarten hinausgehenden Rechenoperationen dagegen nicht!

Lorenz erzählte auch vom Krieg, aber mehr im Tone eines Pazifisten. Er sagte, er sei als Soldat auf wundersame Weise noch rechtzeitig aus der „Festung Breslau“ herausgekommen, bevor die Russen kamen. Ich hörte später, wohl von einem anderen Lehrer, dass sich Lorenz immer kritisch über die Wehrmacht und den Militarismus geäußert, im Landheim aber in härtester Wehrmachts-Schleifermanier Frühsport mit den Schülern getrieben habe. Nicht gerade mit Liegestützen mit dem Messer unter dem Bauch (wie 1963 bei der Bundeswehr der „Schleifer von Nagold“), aber fast so. Kurz: Lorenz war nicht der Mann meines Vertrauens.

Ähnlich war es mit **Erich Lehnhof (Griechisch, Latein, Französisch)**, einem eher schwächlichen Mann mit scharfer Zunge. Wir hatten ihn in der Obersekunda in Latein; an seinen Unterricht kann ich mich nicht mehr erinnern. Eingebannt hat sich in meiner Erinnerung hingegen ein Vorfall, der sich nicht einmal im Klassenraum zutrug. Ich stand auf dem Flur neben ihm, als er einen Brief kommentierte, in dem mein Vater als Schulpflegschaftsvorsitzender etwas „im Interesse der Pflege der guten Beziehungen...“ geschrieben hatte. Er sagte mit seinem hohen Stimmchen, das sei „übles Beamtendeutsch der Substantivierung“. Vielleicht wäre eine verbale Konstruktion tatsächlich schöner gewesen, dennoch war Lehnhof damit für mich erledigt.

1965 stellte sich Lehnhof auf die Seite derjenigen, die gegen die Vertriebenenverbände demonstrierten. Er hat

dann die Schule verlassen und ist zu einem Gymnasium nach Beuel gegangen.

Schließlich hatten wir noch eine Reihe von Sportlehrern. Von Bongartz habe ich schon gesprochen. Walter Hasenbusch, dem „Protektor“ des GTV, werde ich noch ein ganzes Kapitel widmen. Die Reihe der Sportlehrer setzte sich in der Mittel- und Oberstufe mit *Karl Servos* fort. Agil, braun gebrannt, volles weißes Haar, trat er immer in makellosem, ich glaube fast: gebügelt Trainingsanzug auf. Außer Basketball kannte er in der Halle aber eigentlich nichts. Das ärgerte mich als Mitglied des Turnvereins natürlich. Aber es war und blieb drei Jahre lang in den Wintermonaten im Wesentlichen bei Basketball, und Macke war sein Lieblingsschüler, der die verschiedenen Würfe und Schrittfolgen zeigen musste – der arme Macke, der mit ungefähr 20 Jahren bei einem Motorradunfall ums Leben kam.

Im Sommer gab es natürlich Sportunterricht in der Gronau, nicht in dem schönen Stadion, das dem Telecom-Tower hat weichen müssen, sondern auf den kleinen Sportstätten daneben. Da war Servos in Ordnung, sonst war er nicht sehr inspirierend, und nach seinem Besuch der Olympischen Spiele in Rom nannten wir ihn den Olympiasieger im Seitensprung. Natürlich ohne Grund, es klang nur so schön.

Mich persönlich empörte es, dass ich bei ihm trotz jeder Menge Ehrenurkunden beim Turnen und Leichtathletik nie eine „Eins“ bekam. Als Grund gab er an, ich hätte keinen DLRG-Grundschein, sei also nicht ausgebildet, Ertrinkende zu retten. Das fand ich ungerecht. Bis ich mich halt überwand und trotz meiner Abneigung gegen dieses dampfig-feuchten Viktoriabad und dagegen, mich unter Wasser zu bewegen, die nötigen Übungen absol-

vierte. Ich musste vom Dreier springen, 19 Meter tauchen, 300 m in Kleidung schwimmen, jemanden 50 m in Kleidung abschleppen, zweimal 3 m tief tauchen und einen Ring hochholen, Befreiungsriffe im Wasser üben und im Wasser die Kleidung ausziehen. Und die notwendige Theorie lernte. Es hat mir nicht geschadet. Der Lehrer hatte Recht gehabt und mich zu einer Leistung geführt, zu der ich mich ohne diesen Ansporn nicht überwunden hätte.

Der Lehrer, der uns in der Quinta Schwimmen beibringen oder unsere Schwimmfertigkeiten verbessern sollte, war **Dieter Kissenbeck (Mathematik und Leibesübungen)**. Er war ein jugendlicher, gut aussehender Mann, der als Studienassessor zu uns kam und sein Berufsleben lang am Beethoven-Gymnasium blieb. Insgesamt ein freundlicher und wohlmeinender Mann, bei dem ich damals schon den Eindruck hatte, dass er einen bedeutenden Teil seines Interesses dem weiblichen Geschlecht zuwandte. Aber wer wollte ihn dafür tadeln. Später hat er, wenn ich den Gerüchten glauben darf, auch eine ehemalige Schülerin geheiratet. Nur kein Neid, lieber Leser! Als mein Freund Wolfgang Knapp, es war wohl 1963, in meiner Begleitung aus Versehen gegen die Glastür des Lehrer-
eingangs der Schule lief (was hatten wir da auch zu suchen) und kurz zu Boden ging, war Kissenbeck zufällig zugegen und hat uns beide vorsorglich in seinem Kleinwagen ins Krankenhaus gefahren.

Alle diese guten Eigenschaften hinderten mich allerdings nicht daran, Kissenbecks Schwimmunterricht in Quinta oder Quarta ätzend zu finden. Das lag nicht an ihm, sondern an diesem dampfigen, glitschigen Hallenbad, dem Viktoria Bad, wo man sich nach dem Schwimmen mit seinem Handtuch nur mit Mühe trocken kriegte und daher meistens mit feuchten Füßen in die Schuhe schlüpfen

musste. Ich war von meinen ersten Lebensjahren in Bayern den Staffelsee gewohnt, wo es galt, den Kopf über Wasser zu halten. Daher war ich keiner, der gerne unter Wasser schwamm. Tauchen und Sprünge ins Wasser, auch noch Kopfsprünge, waren nicht mein Ding. Erst mit 15 habe ich mich zur Ordnung gerufen und drei Wochen meiner Sommerferien darauf verwandt, mich endlich zu einem Kopfsprung vom Dreier (höher ging mein Ehrgeiz nicht) zu überwinden.

In der Quinta war ich aber noch nicht so weit. Da kamen mir Probleme mit meinen Kiefernhöhlen ganz zupass, die einerseits für einige Beschwerden verantwortlich waren, mir andererseits aber auch eine stichhaltige Entschuldigung verschafften, mich vom Schwimmunterricht befreien zu lassen. Kissenbeck tat es, sah mich dabei aber zu Recht misstrauisch an.

Später, in der Mittelstufe, hatten wir ihn auch ein oder zwei Jahre lang in Mathematik. Er verrechnete sich gelegentlich an der Tafel, was ihn eigentlich sympathisch machte, ihm damals aber ironische Kommentare eintrug. Insgesamt ein Lichtblick.

Vertretungsweise hatten wir noch den **Diplom-Sportlehrer Heinz Feuerborn**. Ich hatte kaum mit ihm zu tun, erwähne ihn aber, da er den Leichtathletikverein des Beethoven-Gymnasiums gegründet hat, in dem sich mein Klassenkamerad Georg Hammer stark engagierte. Feuerborn war ein fitter, noch junger Mann, sportlich und freundlich. Er begleitete uns zu den Rheinischen Meisterschaften in Lobberich, auf die ich noch zu sprechen kommen werde.

Trotz seiner Jugend beeindruckt hat uns **Assessor Dr. Carl Werner Müller**. Wir bekamen ihn am Ende 1962 für kurze Zeit in Griechisch, bis Krandick kam. Können und

Ungeduld („Komm’se, gehen’se, machen se voran“) waren seine seiner hervorstechenden Eigenschaften. Da er relativ klein und jung war, haben wir ihn liebevoll „Dat Müllerchen“ genannt. Wolfgang Knapp hielt Kontakt zu ihm. Er wurde Professor in Saarbrücken, hatte eine beeindruckende Publikationsliste und starb 2018.

Ich glaube, wir haben es nicht allen Lehrern so leicht gemacht. Wir waren nicht leicht zu beeindrucken. Auch nicht durch Referendare, die ganz offensichtlich in ihrer Rolle nicht glücklich wurden. Einer bat uns vor der Lehrprobe inständig, ihm zu helfen. Da hatte er bei uns auf den richtigen Knopf gedrückt. Es wurde eine so vorbildliche Prüfungsstunde mit reger und interessierter Beteiligung von uns allen, dass er sich nachher glücklich bei uns bedankte. Wir konnten, wenn wir wollten.

Ein Köhner reiferen Alters war **Dr. Karl Arno Pfeiff (Latein, Griechisch, klassische Archäologie)**. Ich habe ihn nie als Lehrer gehabt, aber wie er den Schülern die Kultur des Altertums nahebrachte und dabei noch zu Latein und Griechisch motivierte, war Legende. In der nullten Stunde, also von 7.10 Uhr bis 7.55 Uhr, bot er den Kurs „Antike Kunst“ an, der trotz der frühen Stunde begeistert wahrgenommen wurde. Eine Lichtgestalt.

Eine furchteinflößende Figur war hingegen **Dr. Heinrich Heusch (Latein Griechisch, Geschichte)**. Er hatte die Marotte, die Schüler „friderizianisch“ mit „er“ anzureden („Stehe er auf. Wo hat er seine Hausaufgaben?“). Dabei musste der Schüler natürlich aufstehen. Er unterrichtete in der Unterstufe meine Parallelklasse a und war, wie mein Freund Wolfgang Knapp bekannte, der einzige Lehrer, vor dem er Angst hatte. Ich weiß nicht, ob es eine pädagogische Marotte von ihm war oder ob er einen psychischen Defekt hatte, mit der Disziplin hatte er aufgrund

seines furchterregenden Auftretens jedenfalls kein Problem. Er wurde später Direktor einer Schule, was aus meiner Froschperspektive nur ein Missgriff gewesen sein konnte. Aber wahrscheinlich sind seine immensen pädagogischen Fähigkeiten an mir furchtsamen Pennäler vorbeigegangen.

Gut, ein wenig laut und aus einem anderen Grunde furchteinflößend, war **Dr. Helmut Breier (Deutsch, Geschichte, Englisch)**. Denn wenn wir vom Krieg und Kriegsverletzungen sprechen, darf Breier nicht fehlen. Er war neben Riecks und Thomé das sichtbarste, fast grauenerregendste Beispiel. Neben dem rechten Auge, das offensichtlich ein Glasauge war, hatte er eine tiefe Narbe entlang der Schläfe. Er erzählte einmal, dass ihm, als er im Krieg verletzt am Boden lag, ein amerikanischer Soldat den Todesschuss habe geben wollen. Er habe nur mit Mühe den Kopf ein wenig zur Seite drehen können, so dass der Schuss nicht mitten durch die Stirn ging.

Erste und vorerst einzige Frau im Kollegium war schließlich **Dr. Liselotte von Borcke (Deutsch, Mathematik)**, und das auch erst ab 1962. Was für eine schöne Entwicklung! Doch hatten wir nichts mehr davon. Frau von Borcke fiel im Schulbetrieb auch so wenig auf, dass sich Rolf Geisser einmal gegen eine im Türrahmen stehende Figur stützte, die auf die im Inneren tobende Klasse schaute, und etwas hineinbrüllte. Die Figur drehte sich um: Es war Frau von Borcke. Rolf taumelte zurück, als hätte er den Leibhaftigen gesehen, obwohl das beim weiblichen Geschlecht sonst nicht seine Art war. Damit hatte er nicht gerechnet!



Abiturfahrt nach Rom, 17.–29.5.1963

Erste Reihe stehend v.l.n.r.:

*Klaus Gerhards, Michael Euskirchen, Wolfgang Schult-
heiß, Peter Kippenberg, Rolf Geisser, Heinz-Peter
Janßen, Georg Hinrich Hammer, Dieter Klein*

Dahinter stehend v.l.n.r.:

*Andreas Zschoch, Reiner Hormes, (dahinter) Arnhelm
Mittelbach, Peter Schneemelcher, Utz Neef, Peter Klie-
gel, Heinrich Bierbaum, Hans Detlev Wassmann, Emil
Schwippert, Georg Tyczka, Ralf Günter Wetzell*

Vorne liegend bzw. sitzend v.l.n.r.:

Albrecht Winterberg, Dieter Steinhaus, Bernd Sewing

Der Photograph: *Wolfgang Knapp*

4. Die Schüler der AOIa (1963/64)

Wenn ich mit der Schilderung der Klassenkameraden beginne, folge ich der Zusammensetzung der Klasse in der Oberprima. Diese, auch ihre Plätze im Klassenraum, sind mir fast noch so präsent wie damals. Wir hatten die Tische in U-Form angeordnet, mit doppelt gestellten Längsseiten. Am offenen Teil des U ging nach vorne zur Tafel, und dort stand oder saß an der Fensterseite der Lehrer. Auf der anderen Seite, neben der Tür, stand eine Haltevorrichtung für eine Landkarte, die ab und zu herunterkrachte. Darüber war der Lautsprecher für Durchsagen. Die Fenster wiesen zum Rhein.

Ich dachte, die Schilderung meiner Klassenkameraden würde mir leichter fallen als die der Lehrer. Weit gefehlt. Ich erinnere mich an ihr Verhalten in der Klasse, doch weiß ich, von guten Freunden abgesehen, letztlich doch wenig über sie. Deswegen mögen sie mir eklatante Lücken verzeichnen.

a) Der engere Kreis (die AOIa 1963/64)

Der Einfachheit halber fange ich mit meinen engeren Freunden an.

Wolfgang Knapp

Wolfgang Knapp war von Sexta bis Quarta in der a-Klasse. 1958 gingen wir dann gemeinsam in die altsprachliche Untertertia. Er wohnte zu diesem Zeitpunkt in Kessenich und hatte dadurch teilweise denselben Heimweg wie ich, einen Heimweg, den wir ab der Mittelstufe auf dem Fahrrad zurücklegten. Sein Vater war – wie ich später merkte: nur äußerlich – streng, mit dicken Brillengläsern und etwas kurz angebundener, seine Mutter eine liebenswürdige, kulturell interessierte und lebhaftige Frau, die mich angesichts der engen Freundschaft

mit Wolfgang, ich blieb auch gelegentlich zum Essen, bald ihren Vize-Sohn nannte.

Dank seiner ledernen Kniebundhosen und einer etwas untersetzten Figur wurde Wolfgang auch „Franzl“ genannt. Geschichte war sein Hobby. Er hatte eine große Begabung für „practical jokes“, die nie verletzten, aber doch auch nicht immer auf Gegenliebe stießen. Im Allgemeinen konnte das Opfer nach kurzem Schlucken selbst über sie lachen. Und sie waren häufig an langer Hand vorbereitet.

Hier ein Beispiel aus späterer Zeit: 1978 lebte er ein halbes Jahr mit mir in meiner Wohnung in Algier und behauptete, vor meinen Büchern stehend, im Regal stehe sein Türkei-Führer von Frau Brunner Traut. Wir waren zwar zusammen in der Türkei gewesen, aber ich war mir sicher, das Buch selbst gekauft zu haben, und widersprach vehement. „Wollen wir doch mal sehen“, sagte er, „ich pflege meinen Namen in meine Bücher zu schreiben“, und öffnete das Buch. Und tatsächlich, da stand sein Name. Ich verstand die Welt nicht mehr. Wie konnte mich meine Erinnerung so täuschen? Kopfschüttelnd gab ich ihm das Buch „zurück“. Das lehnte er aber lachend ab und erklärte, er habe in Vorbereitung dieses Scherzes vor einigen Tagen seinen Namen mit Bleistift in das Buch geschrieben und während der anschließenden Tour in die Wüste das Gespräch ganz unauffällig auf unsere Türkei-fahrt und diesen Führer gebracht. Natürlich sei es meiner.

Seine Scherze waren also an langer Hand vorbereitet. Als wir Studenten waren, fuhr er mit unserem gemeinsamen Freund Dietrich Kleppi im Engadin Ski. Dietrich war morgens schwer aus dem Bett zu bekommen. Daraufhin stellte Wolfgang eines Abends den Wecker zwei Stunden vor und eilte am nächsten Morgen mit Dietrich, der sich

schon wunderte, dass so wenig los war, zur Seilbahn. Oben auf der Bergstation der Seilbahn eröffnete er ihm lachend, warum es so leer war, und sie frühstückten erst einmal.

Von seinem Vater am Abendbrottisch schon früh über wirtschaftliche Zusammenhänge aufgeklärt, entwickelte Wolfgang darin einige Kenntnisse, die ihm in seinem späteren Beruf nützlich waren, mir aber weitgehend abgingen. In vielen Dingen zeigte er schon als Schüler ein über sein Alter hinausgehendes Interesse an anspruchsvollen Gesprächen und scheute auch nicht die Unterhaltung mit Erwachsenen, während ich mich eher in der Masse der Gleichaltrigen, vorzugsweise weiblichen Geschlechts, wohl fühlte. In leichter Selbstironie hat er zu seinem 75. Geburtstag eine Anthologie seiner Lieblingsgedichte mit dem Titel „Spruchbeutel“ veröffentlicht; sie ist den Deutschlehrern Streck und Görtner gewidmet.

Wir gründeten gemeinsam den Steno-Club „Stolze-Schrey, spielten Schach zusammen und besuchten auch einmal einen verräucherten Schachklub in Bonn Nord, der uns aber nicht sonderlich gefiel. Wolfgang hatte voll Interesse ein Schachbuch mit verschiedenen Spieleröffnungen gekauft, die er mir beibrachte. Ich wandte bei dem Endspiel gegen ihn in der Schachmeisterschaft der Klasse im Schullandheim eine an, die er mir am Tag zuvor erklärt hatte, und gewann. Ein echter Freund!

Wolfgang gehörte auch zu den Freunden, mit denen ich an manchem sonnigen Sonntag zum Lemmerzbad, auf halber Höhe des Drachenfels gelegen, loszog und abends krebssrot, von der Sonne verbrannt, zurückkehrte. Wir waren gemeinsam im GTV und machten gemeinsam Sport. So auch bei der Ablegung des Sportabzeichens für Männer. Wir waren vielleicht 17 Jahre alt und mussten dafür 20 km Rad fahren. Der Start war im Tannenbusch,

dann ging es zum Vorgebirge und wieder zurück. Auf dem Weg zum Start spielten wir, aus Bonn Süd kommend, „Sechstagerennen“, das heißt, einer kam in erhöhter Geschwindigkeit von hinten und schob den Vorderen an. Als ich zum Anschieben dran war, kam ich mit viel zu hohem Tempo von hinten und riss Wolfgang bei dem Bemühen, ihm Schwung zu geben, um. Wir beide landeten auf dem Pflaster, rappelten uns leicht lädiert und mit zerrissener Hose wieder hoch, bogen die Schutzbleche der Fahrräder wieder zurecht und absolvierten mit schmerzenden Beinen und eiernden Rädern unser Sportabzeichen.

Nach dem Abitur führen wir im Freundeskreis in Davos Ski. Das war aber nur der Beginn vieler gemeinsamer Unternehmungen. Wir studierten gemeinsam die ersten Semester in Tübingen und saßen zusammen beim Jura-Repetitor Schneider. Wolfgangs Körpereinsatz verdanke ich ein Stipendium zur Aufbesserung meiner Französischkenntnisse. Wir besuchten beide das Institut Français auf der (dann) Adenauerallee. Der Direktor bot Wolfgang ein Stipendium an, wollte ihn aber noch einmal sehen. Zu diesem Treffen brachte er mich mit. Als mich der Institutsleiter sah und unser noch auf dem Flur vorgebrachtes Anliegen hörte, wollte der Institutsleiter die Tür wieder zumachen. Doch das ging nicht mehr: Wolfgang hatte seinen Fuß in die Tür gestellt. Daraufhin geschah das Erstaunliche: Wir wurden eingelassen und erhielten beide ein Stipendium. Es folgte eine denkwürdiger Reise mit einem alten VW nach in Nizza und Nordspanien. Später studierten wir zur selben Zeit in den USA und bereisten gemeinsam Mexiko, die Vereinigten Staaten und am Ende unserer Referendarzeit die Türkei.

Wir entbrannten für dieselben Mädchen, hatten gemeinsame Interessen und waren durch die gemeinsame Schule

und gemeinsame Unternehmungen so geprägt, dass wir in einer Situation häufig gleichzeitig dasselbe sagten, nicht zuletzt auch ein Zitat aus der Schule. Natürlich waren wir in manchen Dingen verschieden, aber wir tickten ähnlich.

Wolfgang Knapp wurde erfolgreicher Rechtsanwalt und Partner der Wall Street Anwaltskanzlei Cleary, Gottlieb, Steen and Hamilton. Für sie arbeitete er in den USA, in Hongkong, Frankfurt und Köln, doch seinen Lebensmittelpunkt fand er in Brüssel. Ende der 90er Jahre schied er für einige Jahre aus der Rechtsanwaltskanzlei aus, um als „One Dollar-Man“ für den deutschen EU-Kommissar Martin Bangemann zu arbeiten.

Mein ältester Freund, ist jedoch

Georg-Hinrich Hammer. Ihn habe ich schon im ersten Kapitel über die Volksschule erwähnt. Drei Dinge zeichneten und zeichnen ihn aus: Ein starkes Gerechtigkeitsgefühl, das ihn den Lehrern gegenüber auch manchmal undiplomatisch werden ließ, ein großes Interesse an Geschichte, insbesondere an Militärgeschichte, und große Freude an und Engagement für Leichtathletik. Ihm ist es (mit)zuverdanken, dass das Beethoven-Gymnasium neben dem Ruder- und dem Turnverein auch einen Leichtathletikverein bekam.

Da er nach einigen Jahren von dem Haus an der Koblenzerstraße 218 (heute Adenauerallee), die schräg gegenüber meiner elterlichen Wohnung lag, nach Bad Godesberg zog, nahmen die gemeinsamen Aktivitäten etwas ab. Was der Freundschaft keinen Abbruch tat. Wir „tickten“ ähnlich, wie der Dankesbesuch bei unserer Volksschullehrerin, Frau Tolle, nach dem Abitur zeigte. Bei einem

der Projekte, die wir für Religion in der Schule durchführen mussten, übernahmen wir gemeinsam das Projekt jüdische Religion und besuchten die Synagoge.

Mit einer Sache erregten wir einiges Aufsehen. Bei einem gemeinsamen Besuch des Kaufhofs stachen uns zwei Hüte ins Auge, etwas Jägerstil, dunkelgrau. Die kauften wir und trugen sie monatelang, wenn nicht jahrelang auf dem Weg zur Schule und auf dem Schulhof. Wir fanden das schick. Wir – Ralf Wetzel war mit von der Partie – waren die einzigen mit Hut. Er wurde zu einer Art Markenzeichen.

Georg war der Einzige, der bei einem Tanzfest, das wir mit einer Mädchenklasse des Amos-Comenius-Gymnasiums in Bad Godesberg veranstalteten, in Ellen die Frau fürs Leben fand. Es war der 23.6.1961, ein Tag vor seinem 17. Geburtstag, und es war eine gute Wahl. Am 3.5.1969 heirateten sie.

Georg studierte evangelische Theologie und wurde Pfarrer. Er hat die Trauerfeier für meine Mutter gehalten, die zwei Tage vor seinem 50 Geburtstag verstarb. Die letzten 10 Jahre vor der Pensionierung war Georg Leiter der Diakonischen Anstalt „Friedehorst“ bei Bremen und damit auch als Unternehmer erfolgreich. Er ist Autor der „Geschichte der Diakonie in Deutschland“ (2013).

Zu meinem engsten Freundeskreis gehörte weiter **Rolf E. (Eberhard) Geisser** (damals schrieb er sich noch mit ß). Er stammte wie sein Vater aus Bayern, wo er auch großgeworden war. Was man ihm damals anhörte. Seine Aussprache des Namens „Lissei“ in einem Deutschstück, das er vorlesen musste, hing ihm noch lange nach. Auch er war im GTV, brach sich aber leider später einmal am Barren den kleinen Zeh, als ich ihm Hilfestellung geben

sollte. Er hat es mir nicht nachgetragen. Weniger als andere verbarg er sein Interesse am anderen Geschlecht, was seine Wirkung durchaus nicht verfehlte.

Rolfs Vater war ein nicht sehr großer, sportlicher, ausgewogener und zu uns Klassenkameraden freundlicher Mann. Er war ziviler Angestellter im Luftfahrtministerium und im Krieg Offizier gewesen und arbeitete nun im Verkehrsministerium. Rolfs Mutter war immer ein wenig um Rolf besorgt. Sie stellte mich ihm (auch in meiner Anwesenheit) gelegentlich als leuchtendes Beispiel in der Schule dar, was mir ein wenig peinlich war. Rolf hat das glücklicherweise nicht irritiert. Er war fester Bestandteil unserer Freundesgruppe bei Schwimmbadbesuchen, Ausflügen und Partys. Sein Partykeller in der Theodor-Brinckmann-Straße – die Beleuchtung war nur das magische Auge des Plattenspielers – war sehr beliebt. Ausgemalt hatte ihn Brigitte Kümmell, eine gemeinsamen Freundin, die wir umschwärmten wie die Motten das Licht.

Nach dem Abitur studierte er Medizin und arbeitete zunächst als Anästhesist in Genf und Berlin. Dann ließ er sich nach einer Ausbildung zum Augenarzt in Berlin Spandau nieder. Er und seine Frau Ingrid haben mich unter ihre Fittiche genommen, seitdem ich im Jahr 2000 nach Berlin zog.

Zu unserem Freundeskreis gehörte auch **Klaus Gerhards**. Er saß in der Klasse drei Jahre lang neben mir. Die Bierzeitung hat ihn eigentlich bereits in den wesentlichen Zügen charakterisiert: *Charaktervolle Handschrift, beherrscht die vier Grundrechenarten zufriedenstellen, lacht über jeden Dreck, einschließlich Lehrer.*

Immer zu einem Lachen bereit und in allen anderen Fächern ungefährdet, kämpfte er in Mathematik einen fast aussichtslosen Kampf, der ihn immer auf der gefährlichen Linie zwischen „schwach ausreichend“ und „mangelhaft“ hielt. Seine Mathematikkenntnisse waren in der Klasse sprichwörtlich und alle litten mit ihm. Sie haben sein Fortkommen in der Schule aber nie verzögert.

Klaus saß mit mir sozusagen am Kopf- (man könnte auch sagen: Fuß-)ende der U-förmig angeordneten Tische im Klassenraum. Uns gegenüber, aber in größtmöglicher Entfernung, stand der Lehrer. Wir konnten uns also nicht verstecken, waren aber auch weit weg. Bei neuen Lehrern schoben wir in der Stunde gelegentlich das Pult etwas nach vorne und verkürzten so den Abstand, aus Langeweile und um die Beobachtungsfähigkeit des Lehrers zu testen.

Klaus Gerhards war wie ich ein großer Fan historischer Filme. Hollywood produzierte damals eine Unmenge von ihnen. Filme über die alten Griechen und Römer, sogenannte „Sandalenfilme“, Filme aus dem Mittelalter oder dem 18. oder 19. Jahrhundert: Wir sahen sie uns an. Durchaus auch jeder für sich; das gemeinsame Interesse leitete uns. Dann spielten wir die Fechtscenen nach.

So konnte es kommen, dass Klaus mir im Winter im Schulflur seine Handschuhe vor die Füße schleuderte, eine Herausforderung, die ich mit einem „Ritter Gerhards, zeucht Euer Schwert hervor“ quitierte. Und dann kämpften wir uns mit imaginären Schwertern durch den Flur oder das Klassenzimmer. Ich habe dafür in der Bierzeitung die Charakterisierung „Ritter ohne Fehl und Tadel“ bekommen. Einmal landete der Handschuh mit genanntem Ausruf unversehens vor den Füßen des neuen Direktors Schröder, der gerade unbemerkt die Treppe



*Klaus Gerhards und ich in „pole position“,
bei einer Deutscharbeit 1962*

heraufgeeilt war. Er hat wahrscheinlich etwas an unserer Reife gezweifelt, sagte aber außer einem „Nanu, was soll denn das?“ nichts.

Klaus war ein hingebungsvoller Cello-Spieler, was ihn sein Leben lang begleitete. Ich erinnere aus der Schulzeit aber vor allem, dass er Bass spielte. Und zwar dann, wenn wir jährlich auf der Straße für das Müttergenesungswerk spielten. Das heißt, ich spielte nicht, sondern klapperte mit der Sammelbüchse. Das war auch gut so, für die Zuhörer, meine ich. Gespielt haben neben Klaus Gerhards Peter Jakobs auf der Geige, Guntram Müllenbach auf der „Quetschkommode“ und Utz Neef, von Brunn und Heinemann Gitarre.

Klaus Gerhards studierte zunächst Germanistik und Geschichte, wurde dann aber Buchhändler, zunächst mit einer eigenen Buchhandlung in Remscheid, später als Vertreter von Musikalien in Deutschland, Schweiz, Österreich und Frankreich. Heinz-Peter Janßen und ich führen

zu seiner Hochzeit mit Michèle in das Wallis, Heinz-Peter als Pfarrer, ich als Trauzeuge. Er lebt nun in Aix-en-Provence.



*Musikanten für das Müttergenesungswerk, Mai 1960
v.l.n.r.: Utz Neef, Peter Jakobs, Guntram Müll-
bach, Klaus Gerhards, Rainer von Brunn, Heine-
mann*

Der Einzige aus unserem Freundeskreis, der auf der „schääl Sick“, also in Beuel wohnte und jeden Morgen mit dem Bötchen über den Rhein in die Schule kam, war **Heinz-Peter Janßen**. Er war der Star der Klasse. Und zwar in vielerlei Hinsicht. Das kam in der Bierzeitung zum Ausdruck („*Universalstar, redet druckreif*“) und zeigte sich auch daran, dass er bei der Abiturfeier am 6.3.1964 die lateinische Rede hielt. Sie ist in den Jahressblättern des Beethoven-Gymnasiums von 1965 auf Seite 40 abgedruckt. Da keine Übersetzung mitgeliefert wurde, will ich sie hier lieber ignorieren.

Seine Stellung in der Klasse zeigt sich auch an dem ominösen „selbst“ in seiner Charakterisierung in der Abiturzeitung. Sie hatte folgenden Ursprung. Als Görtner einmal eine schwierige Frage stellte und um Antwort bat, schnellte Heinz-Peters Finger in die Höhe. Görtner sah das und sagte – zweifellos unabsichtlich, es rutschte ihm so raus – „Oh, Janßen selbst!“.

Heinz-Peter war aber nicht nur gut in den geisteswissenschaftlichen Fächern, er war auch ein exzellenter Turner. Seinen geschmeidigen Flickflack habe ich immer noch vor Augen – mit einem gewissen Neid, denn ich drehte beim Flickflack meistens eine unbeabsichtigte Schraube und landete dadurch auf einem Arm oder einer Schulter. Nicht so Heinz-Peter.

Schon früh zeigte sich bei ihm Interesse an Religion. Eine gewisse Nähe zum katholischen Religions- und späteren Philosophielehrer, Pater Meuser, mag dazu beigetragen haben, dass er Priester wurde. Er war, glaube ich, wie viele seiner Generation nicht glücklich damit, welche Wendung das verheißungsvolle Zweite Vatikanische Konzil unter dem charismatischen Papst Johannes XXIII nahm.

Das Berufsziel Priester schien ihm in mancher Weise vorgezeichnet, war aber auch überraschend angesichts seiner Lebensfreude, nicht zuletzt an Tanz und weiblicher Gesellschaft, die ihn in der Schulzeit auszeichnete. Als er, schon ordiniert, die Trauung unseres Klassenkameraden Klaus Gerhards im Wallis in der Schweiz vornahm, tanzte er nach der Zeremonie begeistert, bis er hörte, dass ein altes Mütterchen bei seinem Anblick sagte: „Ja, ja, so verliert man seinen Glauben“. Er hörte augenblicklich auf zu tanzen.

Schließlich gehörte noch **Ralf-Günter Wetzel** zu unserem engeren Freundeskreis. Er stieß Ende der 1950er Jahre, aus der „Gelehrten-Schule“ in Kiel kommend, zu uns. Seine Mutter, eine Kriegswitwe, war Deutschlehrerin am Amos-Comenius-Gymnasium in Godesberg. Sie war zu uns Freunden ihres Sohnes immer sehr nett. Vom Stiefvater, Oberst Kraatz, konnte man das allerdings nicht gerade behaupten. Einmal rief ich Ralf – von meinen Eltern zur Respektierung des Mittagsschlafs angehalten – um 16.30 Uhr, weckte damit aber unglücklicherweise seinen Vater aus dem Schlaf. Seinen Ärger darüber machte er mir am Telefon gleich unmissverständlich klar. Ich vermied daraufhin, Ralf anzurufen, wenn Gefahr bestand, dass sein Vater zu Hause sein könnte.

Ralf war ein großer blonder Junge mit blauen Augen, von dessen Charme unsere Mütter ganz begeistert waren. Wir konnten das bei aller Wertschätzung für ihn nicht so recht nachvollziehen. Im Zweifelsfalle blasser Neid. Er studierte in Freiburg und Göttingen Jura und ging in die Finanzverwaltung des Landes Niedersachsen.



So viel zu unserer „Clique“. Eine besondere Beziehung hatte ich noch zu **Heinrich Bierbaum**.

Otto Julius, wie wir ihn nannten, nachdem er von Görtner beim ersten Mal so angesprochen worden war (Otto Julius Bierbaum war ein 1895 geborener Journalist und Schriftsteller), wohnte erst bei seinem Vater in Oberwinter und nahm sich dann alleine eine Wohnung in Bonn. Dieses Leben war seinen

Schulnoten nicht gerade zuträglich, sodass er im Herbstzeugnis der Oberprima drei „Fünfen“ bekam (Latein, Griechisch und Mathematik), die sein Abitur ernsthaft gefährdeten.

Ich sah ihn nach der Zeugnisverteilung im Flur des zweiten Stocks, in dem unser Klassenzimmer war, am Fenster stehen und hinausschauen. Einem Impuls folgend fragte ich ihn, was los sei. Er erklärte mir seine Situation. Daraufhin bot ich ihm an, er könne nach der Schule mit mir nach Hause gehen und mit mir dort die Hausaufgaben machen; wir würden das gemeinsam schaffen.

Er nahm an, und so machten wir einige Monate lang, viel Zeit bis zum Abitur hatten wir nicht, gemeinsam Hausaufgaben. Ich gab ihm zusätzlich noch Aufgaben auf, mit denen er Unterrichtsstoff nachholen musste, bei dem ich Lücken entdeckte. Das wurde in der Klasse bekannt, sodass die Klassenkameraden, wenn Otto Julius auf eine Frage eine falsche Antwort gab, sich zum Erstaunen der Lehrer zu mir drehten und „Aber Wolfgang“ sagten. Das gemeinsame Arbeiten hatte Erfolg und Bierbaum bestand das Abitur mit einem blauen Auge. Und ich bekam in der Bierzeitung den ehrenvollen Zusatz „Fachmann für Entwicklungshilfe“.

Otto Julius, der das Leben eines erwachsenen jungen Mannes führte, lebte für mich behüteten Knaben in einer anderen Welt. Meinem engeren Freundeskreis näher stand *Peter Kliegel*, der er in Godesberg neben Georg Hammer wohnte und mit ihm befreundet war. Er war ein Unikum, witzig und ein Querdenker. Der Hinweis in der Bierzeitung „*Wird beim Militär sicherlich viel Spaß bekommen*“ traf zu. Sport war nicht sein Ding, daher der Bierzeitungs-Hinweis „*Geschmeidiger Radschläger*“. Ein weiterer Passus in der Bierzeitung lautete: „*Welche Frau ist so aufregend, dass sie mich aus der Ruhe*

bringt?“ Das gelang Angelika, die, immer zu einem Lachen bereit, Ende der 1960er Jahre seine Frau wurde. Er wurde Dermatologe mit einer Praxis in Bonn-Duisdorf.

Mit **Bernhard Sewing** hatte ich schon durch den Turnverein mehr zu tun als mit anderen. Er war zudem ein Klassenkamerad, den ich wegen seiner Lässigkeit immer bewundert habe. Guter Turner und drei Jahr lang Vorsitzender des Turnvereins GTV, relaxed im Umgang, nahm er die Dinge locker. Dabei war er hart im Nehmen: Ein Armbruch beim Turnen, nach welchem er den linken Arm nicht mehr richtig strecken konnte, hinderte ihn nicht, weiter am Reck Riesen zu drehen. Die von einem Vorsitzenden erwarteten Reden hielt er gelassen, mit einem entschuldigenden Lächeln, wenn etwas mal nicht klappte (was selten geschah). Ich, der ich meine Reden wochenlang vorher auswendig lernte, sah das mit Neid und Bewunderung.

Er spielte Cello, aber war auch Mitglied in Bands. In der Prima, sei es Ober- oder Unterprima, hatten wir eine Zeitlang die Angewohnheit, beim Wechsel des Klassenraums in den Gängen im Chor „Umba, umba, o o-le-le, ja mussa mussa“ zu singen. Er war der Stimmführer, der vorneweg marschierte und die Einsätze gab.

Sewing studierte Medizin, spezialisierte sich auf Radiologie und gründete ein radiologisches Institut in Bonn. Er war ein großer Segler und Mitglied des Vereins der Einhandsegler, die alleine den Atlantik überquert hatten. Bei einer gemeinsamen Fahrt durch Kirgisistan, wir waren beide schon pensioniert, nahm er bei mir im Pamir-Gebirge, nahe der chinesischen Grenze, einen ärztlichen Eingriff vor, der mich davor bewahrte, in das Provinzkrankenhaus von Naryn zu gehen und mir den Rückflug nach Deutschland ermöglichte. Ich betrachte ihn daher als so etwas wie meinen Lebensretter.

Die gute Laune in der Klasse pflegte **Emil Schwippert** zu retten. Nach Rolf Geisser der Jüngste in der Klasse, hatte er (fast) immer, und das sogar gegenüber den Lehrern, ein witziges Wort auf den Lippen, wohl dosiert und scharf gewürzt. Kein Wunder, dass er Herausgeber der Bierzeitung zum Abitur wurde. Er hat sich diese Gabe, auch als Vorsitzender Richter am OLG Köln, bewahrt. Wir machten etwa zur selben Zeit in Bonn das Erste Juristische Staatsexamen. Wie es der Zufall so wollte, bekam er die Hausarbeit, die ich gerade als zu schwer zurückgegeben hatte. Ich sage es neidlos: Er löste die Aufgabe gut. Nicht ohne Grund ist er also Richter und bin ich Diplomat geworden.



Emil Schwippert 1962, vorne Elisabeth Dintner

Dieter („Hans Willi“) Klein war bekannt dafür, dass er häufig zu spät kam. Der Hinweis, dass er auf der anderen Seite der Bahnlinie wohne und die Bahnschranken geschlossen gewesen seien, verfiel nicht. Dabei war das ein echtes Erschwernis für die Pünktlichkeit. Sie blieben manchmal tatsächlich fünf Minuten unten, um mehrere Züge durchzulassen, und dann stockte in der Bonner Südstadt weitgehend der Verkehr. Es hieß nicht umsonst „In Bonn regnet es, oder die Schranken sind unten“. Die Lehrer sagten allerdings mitleidslos, wie rational denkende Erwachsene nun mal so sind: „Dann musst Du halt früher losgehen“.

Diese wiederkehrenden Szenen fand natürlich prominent Niederschlag in der Bierzeitung zum Abitur: „*Klein, vermutlich schon verspätet auf die Welt gekommen*“. Wallenstein: „*Spät kommt Ihr – doch Ihr kommt. Der weite Weg, Freund Klein, entschuldigt Euer Säumen.*“ Und „*Büchermarkt: Last not least möchte ich noch auf eine populärwissenschaftliche Edition von Hans Willi Klein hinweisen, der in „8 Uhr c.t. oder „Dem Glücklichen schlägt keine Stunde“ ärztliche Ratschläge zur Nervenschonung gibt.*

Der Hinweis in der Bierzeitung, dass er eigentlich in eine Töcherschule gehöre, ist wiederum das Zitat des Klassenlehrers Hochstein, der damit das Mitteilungsbedürfnis von Dieter kommentierte. Das alles hat ihm später nicht geschadet. Er ließ andere reden und wurde Psychiater mit einer Praxis in Siegburg.

Peter Kippenberg war einige Jahre lang Chefredakteur der Schülerzeitung FORUM. Er redete gerne und hatte die Eigenart, dass beim Lesen seine Nasenflügel bebten. So etwas bemerkten die Klassenkameraden natürlich sofort, und mitleidslos fand beides seinen Niederschlag in der Abiturzeitung: „*Chefredakteur, gekanntes Beben mit Nasenflügeln, redet manchmal nicht, männliche Erscheinung*“ und Wallenstein (I, 2: „*Was ist der langen Rede kurzer Sinn?*“.

Er war **aber** wohlgelesen und wurde erfolgreicher Vermögensverwalter für den Deutschen Gewerkschaftsbund.

Utz Neef war, wie sein älterer Bruder, Mitglied im GTV. Gut aussehend, Mitglied in einer Musikband und Gitarrespieler bei unseren Sammelaktionen für das Müttergenesungswerk, studierte er später Volkswirtschaft und wurde Unternehmensberater. **Selbst wir insoweit desinteressierte Schüler nahmen zur Kenntnis, dass sein Vater**

Staatssekretär im Bundeswirtschaftsministerium war; so etwa wurde früher bei den Personalien vermerkt.

Einen bekannten Vater (wenn man sich in diesen Gefilden auskannte, an mir ging das völlig vorbei) hatte auch **Peter („Petrus“) Schneemelcher**. Schneemelcher senior war ein bekannter evangelischer Theologieprofessor, „der Papst der Kirchengeschichte“, und Vorsitzender der westdeutschen Rektorenkonferenz. Die gleich beim ersten Anblick ins Auge stechende Eigenschaft seines Sohnes war seine Größe und, ihr entsprechend, ein ruhiges und ausgleichendes Wesen. Wenn man so groß und außerdem mit Geistesgaben gut gesegnet ist, braucht man sich in der Welt nicht mit Kapriolen zu beweisen. Petrus war zunächst einige Jahre Pfarrer und schlug dann die Hochschullaufbahn ein. Er heiratete meine Kommilitoninnen Ulla Lang, mit der ich im Freundeskreis manches Mal vor dem Bonner Juridicum geplaudert hatte, die Tochter eines in Bonn bekannten Chefarztes der Chirurgie.

Dieter („Body“) Steinhaus, Rainer Hormes und Hansdetlef Wassmann kreisten ihn in der Sitzordnung der Klasse sozusagen ein. Es war eine Gruppe, zu der ich erst nach der Schule näheren Kontakt hatte. „Body“ Steinüberholt seinhaus mit der charakteristischen Narbe am Kinn, athletisch gebaut (daher der Spitzname), kam erst spät in die Klasse. Er studierte Jura ging in das Bundesamt für Verfassungsschutz.

Rainer Hormes übernahm nach dem Studium die Kinderarztpraxis seiner Mutter in Beuel; bei ihm suchte ich später ärztlichen Rat für meine Kinder. Seine Charakterisierung als Quatschtante dürfte aus dem Mund von Hochstein stammen und überholt sein. Nicht der rege Austausch mit Wassmann und Klein.

Hansdetlef Wassmann wurde Professor und Chefarzt für Neurochirurgie in Münster. Er hatte eine mir erst später bekannte Leidenschaft fürs Segeln und die Schifffahrt, die sich nicht nur zur „Seemannsbar“ im Keller seines Hauses führte, sondern nach seiner Pensionierung auch zu einer Tätigkeit als Schiffsarzt.

Auf dieser Seite der Klasse saßen dann noch **Michael Euskirchen**. Er war der einzige der Klasse mit einem ausgeprägten rheinischen Akzent. Für Schnickschnack war er nicht zu haben. Ich denke, Görtners Bezeichnung „fähiger Mann“ trifft zu. Er wurde später Unternehmensberater.

Ein anderer „fähiger Mann“ war auch **Hans („Hansi“) Mittelbach**. Er war in den letzten drei Schuljahren unser Klassensprecher, ruhig, vernünftig, ausgleichend und der einzige von uns, der nach dem Abitur nicht studierte, sondern – in die Fußstapfen seines Vaters tretend – zum Bundesgrenzschutz ging.

Erich Schmidt, auch auf dem „rechten Flügel“, war wohl nur kurz in der Klasse. Bei der Klassenfahrt nach Rom in der Unterprima war er mit dabei; in der Abiturzeitung ist er nicht erwähnt. Er sah passte sich unauffällig in die Klasse ein und sah schon damals unter den Schülern irgendwie aus wie ein erfolgreicher Geschäftsmann.

Links von meiner „pole position“ aus gesehen saß **Michael Moll**. Er hatte eine Haartolle, einen intensiven Blick und manchmal abenteuerlich Ideen, die von den anderen bald als undurchführbar entlarvt wurden. Höchst erfindungsreich, was unerlaubte Hilfsmittel bei Klassenarbeiten anbelangte, studierte er Medizin und setzte schon in jungen Jahren selbst seinem Leben ein Ende.

Andreas Zschoch, mutig links vorne unter den Augen der Lehrer sitzend, war groß, hager, mit blauen Augen und freundlich lächelnd. Er war, wie sich später herausstellte, kunstsinnig und literarisch interessiert. Sein Vater arbeitete im Verteidigungsministerium; das prägte sein Auftreten. Der Zufall wollte es, dass seine Großmutter im selben Altersheim wie meine Großmutter lebte, im „Haus am Quell“ in Hasslinghausen, wo sie gemeinsam Canasta und Rommé spielten. Andreas Zschoch studierte Jura und wurde stellvertretender Kanzler, also Verwaltungschef, der Universität Freiburg. Dort feierten wir 2012 auch einmal ein Klassentreffen.

Neben ihm saß **Albrecht Winterberg**, Sohn eines Superintendenten der evangelischen Kirche, mindestens drei Jahre älter als ich und damit weit meinem seelischen Innenleben voraus. Aber er war auch solch einem jungen und angepassten Knaben wie mir gegenüber nett und keineswegs etwa aggressiv, was man von einem älteren und schulisch weniger erfolgreichen Klassenkameraden vielleicht hätte befürchten können. Er war vielseitig interessiert, allerdings weniger am Unterricht, und sehr musikalisch. Und er war witzig. Als Servos beim Sport einmal sagte, jetzt würden wir 100 m laufen, fragte er laut: „In einem Stück?“ So war er in gewisser Weise der Unterhaltsamste und zugleich Unangepassteste der Klasse mit der Folge, dass er als Einziger das Abitur nicht bestand.

Ich habe ihn seitdem nicht mehr gesehen. Klassenkameraden berichteten, er sei später in Köln Filmvorführer/Kinobesitzer gewesen und dann Fremdenführer in Paris. Zweifellos ein bewegtes Leben. Er hat einen wichtigen Beiträge zu meinem Erinnerungsschatz geleistet.

Auf unserer Abiturfahrt nach Rom wohnten wir in einem Art Jugendheim, der Foresteria am Foro Italico. Abends gab es dort zu essen. Junge Mädchen bedienten uns. Und

wir hatten Hunger, in jeder Hinsicht. Albrecht Winterberg, schon reifer, hatte einen Sprachführer dabei, kombinierte Übungssätze und las sie einem der Mädchen auf Italienisch vor: „Haben sie heute schon etwas vor. Sollen wir ins Kino gehen, oder gehen wir gleich ins Bett?“ Das gab ihm natürlich Pluspunkte bei uns.

Einer der von ihm damals erzählten Witze gehört immer noch zu meinem Standard-Repertoire. Ein Bayer trinkt in Rom einen Cappuccino und verlangt die Rechnung. Der Kellner sagt „Sesanta otto“ (also „Sechsendsechzig“, das waren „Vorkriegspreise“). Darauf der Bayer: „No, I bin doch der Luitpold!“

Albrechts gewagteste Tat ist mit dem Knochen des Heiligen Cyrillus verbunden. Sie war grenzwertig, ist aber als unsterblich in unsere Annalen eingegangen. Auch ich, sonst immer brav und wohlerzogen, war daran beteiligt.

Bei der Romfahrt gab es natürlich touristische und kulturelle Programmpunkte. Einer war die Besichtigung der Katakomben. So wanderte ich mit Albrecht und einigen anderen Klassenkameraden durch diese unterirdischen Gänge. Wir kamen dabei auch zum Sarkophag des Heiligen Cyrillus. Hier entspann sich eine Diskussion darüber, ob in den Sarkophagen überhaupt noch Knochen lägen, und, wenn ja, ob das die echten seien. „Wollen wir doch mal sehen“, sagte Albrecht. Wir sahen, dass der Deckel des Sarkophags weder verschraubt noch sonst befestigt war, und stemmten ihn – immerhin war es eine massive Steinplatte – mit vereinten Kräften hoch. Albrecht Winterberg griff hinein und holte einen langen Oberschenkelknochen heraus, den er im Jackett unter seiner Achsel barg, weil wir andere Besucher sich nähern hörten. Wir verließen eilig die Stätte unserer Tat.



*Albrecht Winterberg
als Cäsarenmörder;
Ralf Wetzler versucht
einzuschreiten (erfolg-
reich).*

*Und hier zeigt Winterberg
dem hagiologisch interes-
sierten Bernd Sewing den
Oberschenkelknochen des
Hl. Cyrillus (oder war es der
des Laurentius („auf dem
Rost“?) Man sieht ein Ende
des Knochens, von der
Sonne beschienen, in der
Höhe des Gürtels unter dem
Jackett.*



Draußen, bei hellem Tageslicht, zeigte Albrecht allen (außer dem Lehrer) seine Beute. „*Ein doller Knochen, 50 cm lang, mit Gelenkpfanne etc.*“, schrieb ich in mein Tagebuch. Doch wurde ihm und uns bald klar, dass er mit dem Knochen nicht die Stadtbesichtigung fortsetzen konnte. Daher eilte die „Tätergruppe“ wieder zurück zum Sarkophag, wir hob den Deckel hoch, und vor den Augen

einiger unvermutet hinzutretender Schwestern warf Albrecht den Knochen mit elegantem Schwung wieder in den Sarkophag. Der Deckel fiel wieder zu, und wir stoben davon, auch ich ohne weitere Gewissensbisse.

Und ich, der *Schultheiß*? Man kann sich ja schlecht selbst beschreiben. Daher zitiere ich nur die (ungewöhnlich wohlwollende) Charakterisierung in der Bierzeitung. Das „seriös“ ist das Ergebnis einer „Umfrage“ Görtners, wer in der Klasse der Seriöseste und welcher denn der Schlimmste sei. Über „Ritter ohne Fehl und Tadel“ und „Fachmann für Entwicklungshilfe“ habe ich bereits gesprochen, ebenso über das „Gut erzogen, wenn ihm sein Bierschoppen gelassen wird“, das auf einen Ausspruch von hochstein zurückgeht.

Das Wallenstein-Zitat „Ich sehe weiter als Ihr alle“ schließlich zeugt von einem gewissen Selbstbewusstsein, um es nett auszudrücken. Der Autor der Bierzeitung hat das nicht als einziger bemerkt. Meine Mutter lachte laut, als sie das las. Sie hatte wohl einmal unter meiner intellektuellen Arroganz etwas gelitten und sich schon früher energisch darüber beschwert, dass ich gelegentlich nach einer (von mir als schwierig erachteten) Erklärung „Wenn Du mir folgen kannst“ hinzufügte. Das war ihr bei aller Freude an den schulischen Erfolgen des Sohnes doch zu viel.

Die Figur des Petronius, Neros „arbiter elegantiae“, hatte es mir schon im Film „Quo vadis“ besonders angetan. So sehr, dass ich das von ihm verfasste Werk „Das Gastmahl des Trimalchio“ als Text für die mündliche Abiturprüfung wählte. Was mir eine Menge unbekannter Vokabeln, insbesondere solche des Speisezettels der römischen Oberklasse, eintrug. Es ist daher nur konsequent, dass ich 55 Jahre später ein Buch über „Umgangsformen“ geschrieben habe.

b) Der weitere Kreis aus neun Schuljahren

Eberhard Bohne war nach einer Teilung der Klasse in eine Parallelklasse. Er war derjenige, der zurückschlug, als ein Lehrer ihn ohrfeigte. Er war intelligent, temperamentvoll und fiel wegen seines starken, nicht immer diplomatisch vorgetragenes Gerechtigkeitsempfindens auf.

Sein Vater war im Krieg gefallen, und er wohnte mit seiner Mutter ganz in der Nähe von mir in der Simrockstraße. Besser kennengelernt habe ich ihn allerdings erst beim Studium; wir fuhren in der Referendarzeit gemeinsam zu den juristischen Arbeitsgemeinschaften von Bonn nach Köln. Er war der Arme, der, mir in der Kantine der Uni gegenüberstehend, unvorsichtigerweise einen Witz erzählte, als ich gerade einen Löffel Tomatensuppe in den Mund gesteckt hatte. Schon früh engagierte er sich im Innen- und Umweltministerium für den Umweltschutz und wurde schließlich Professur an der Verwaltungshochschule in Speyer.

Im Zweiten Weltkrieg waren nicht nur die Väter einiger Schüler gefallen, auch manche Schüler waren selbst davon betroffen. **Friedrich von Gaudecker** litt so schwer an Diabetes, dass er sich regelmäßig eine Spitze geben musste. Wir Mitschüler sahen gebannt zu, wenn er sich mit der Kanüle in den Oberschenkel stach. **Hartmut Block** wurde während eines Fliegerangriffs in einem Luftschutzkeller geboren und dann verschüttet. Als Folge hatte er später eine etwas tapsige Motorik; die Augen bewegten sich dauernd, ein wenig auch der Kopf. Man sollte sich davon aber nicht täuschen lassen: Geistig war er völlig auf der Höhe. Er, den auch noch besondere Gutmütigkeit auszeichnete, wurde später Jurist. Insgesamt litten wir Schüler selbst aber nicht mehr, von einer allgemeinen Kargheit des Lebens abgesehen, an den Kriegsfolgen.

Es war die Zeit des aufkommenden Rock ‚n‘ Roll, und natürlich spielten einige in Schülerbands. Einer von ihnen war **Rainer von Brunn**, groß, ein begabter und von uns gefeierter Schlagersänger. Es waren damals vor allem amerikanische Schlager angesagt. Aber auch deutsche Volkslieder, vor allem, wenn sie, wie „Muss i denn zum Städle hinaus“, von Elvis veredelt und aktualisiert worden waren.



*Rainer von Brunn in Aktion,
hier im Landheim im Mai 1958*

Ein anderer war **Alexander Heinemann**. Sein mit Kopfstimme gesungenes „The lion sleeps tonight“ ist mir immer noch im Ohr. Er war ein festes Mitglied der Musikkapelle, die beim Sammeln für das Müttergenesungswerk auf der Straße spielte. Unser Lieblingsplatz war wegen des starken Fußgängerverkehrs der Remigiusplatz.

Guntram Müllenbach war mit seiner „Quetschkommode“ der Vertreter des Volkslieds. Im Landheim holte er seine Ziehharmonika hervor und spielte, was wir wollten. Bei der Sammlung für das Müttergenesungswerks war er mit seinem Instrument die melodische Stütze des Ganzen. Aber nicht nur dort. Nicht ohne Grund war er in der Mittelstufe unser Klassensprecher und seit 1962 auch Schulsprecher. Groß und schon deshalb imposant, ausgleichend, mit lustig in die Welt blickenden Augen und Kraushaar, war er für Schüler und Lehrer eine gute Wahl. Bei ihm waren wir in guten Händen. Er ging später in die Kommunalverwaltung.

Was klassische Musik anbelangte, war **Peter Jakobs** unser Star, ein begnadeter Geiger. Das Foto zeigt, wie er mit Sonnenbrille und Geige auf der Straße für das Müttergenesungswerk spielte, während wir musikalisch Unbegabten die Sammelbüchse schwingen. Er war später Träger verschiedener renommierten Musikpreise, wurde aber Arzt.



Peter Jakobs und Guntram Müllenbach spielen für das Müttergenesungswerk, Mai 1960

Ganz anders mit der Musik verbunden war **Bodo Klais**. Groß wie ein Bär, freundlich und umgänglich, war er ein Sohn der berühmten Orgelbauer-Familie Klais. Die Hochachtung unseres Musiklehrers vor diesem Namen war unverkennbar.

Arnulf Lunze traf ich im Jahr 2000 in Berlin wieder. Er war Leiter der Unterabteilung Informationstechnik bei der Bundestagsverwaltung und betreute den Umzug des Bundestags von Bonn nach Berlin.

Ein weiteres Wiedersehen hatte ich in Berlin mit **Klaus Biederbick**. In der Mittelstufe saßen wir ein oder zwei Jahre lang in einem der Kellerräume des Beethoven-

Gymnasiums nebeneinander. Krandick fühlte sich bemüht, bei der Korrektur der Klassenarbeiten häufiger „Siehe Schultheiß / Siehe Biederbick“ mit schöner roter Tinte an den Rand zu schreiben. Biederbick war ein ziemlich wilder Schüler. Krandick schrie einmal vor Wut: „Bidderbick, ich schlag‘ Sie aus dem Anzug“. Dieser erwiderte mit seiner tiefen Stimme etwas verdutzt mit einem gedehnten „Biddäh? Zu einem Schlagaustausch. Kam es aber natürlich nicht. Wenn man das Kriterium schulischer Leistungen anlegt, dürfte Biederbick wohl die überraschendste Karriere hingelegt haben. Er wurde Staatssekretär im Verteidigungsministerium.

Hans-Georg Tyczka stieß erst in der Unterprima zu uns. Er kam aus dem Aloisiuskolleg in Bad Godesberg, einer Jesuitenschule, die damals den Ruf als beste Bildungsanstalt genoss. Was Tyczka, ein sympathischer Kerl, allerdings nicht unbedingt bestätigte. Aber wer weiß, aus welchem Grund er zu uns kam. Er begleitete uns auf den Klassenfahrten, was für seinen praktischen Verstand spricht, machte dann aber erst ein Jahr nach uns Abitur.

Hanspeter Macke, ein entfernter Verwandter des Malers, war ein Basketballstar. Groß, braunhaarig und ein bisschen schlaksig, war er der Lieblingspartner des Sportlehrers Servos, wenn es beim Basketballspiel einen Wurf zu demonstrieren gab. Er starb als Student bei einem Motorradunfall.

Ekkehard Maetzel war ein schmales Kerlchen. Der Deutschlehrer Streck, der uns vor der Klasse auch selbst-erfundene Geschichten vortragen ließ, mochte ihn. Nicht zu Unrecht, denn darin war Maetzel Meister. Er konnte so witzig erzählen – zum Teil sicher auch, um Zeit zu gewinnen, aber das war ja nicht das Schlechteste –, dass wir uns vor Lachen bogen. Ob Absicht oder nicht, sein „Da legten sie die Prinzessin auf den Block“ bei der

Schilderung einer (versuchten) Hinrichtung erntete besonderes Hallo, weil sich sofort alle Blicke dem Klassenkameraden Hartmut Block zuwandten.

Thomas Gädtcke bleibt in anderer Hinsicht als besonders schlagkräftiger Klassenkamerad in Erinnerung. Er war ein kräftiger, aber gutmütiger Kerl, allerdings auch bekannt als einer, der sich gut zu wehren wusste. Er soll der gewesen sein, der einen Lehrer so boxte, dass dieser zu Boden ging. Görtner sagt: „Freund Gädtcke ist in Hamburg vielleicht schon verheiratet“. Ich denke, er war uns weit voraus.

6. Das Schullandheim

Das Beethoven-Gymnasium hatte das Schullandheim „Hohenfried“ bei Gemünd in der Eifel, in das die Klassen je einmal in Unter-, Mittel- und Oberstufe fuhren. Das Landheim lag nicht genau im Ort, sondern auf einer Anhöhe, die in einem 20minütigen Fußmarsch zu erklimmen war. Das Gepäck wurde mit Pferdewagen nach oben transportiert. Ja, mit Pferdewagen! Geländegängiger als jeder Kleinlaster!



Ankunft in Gemünd, Mai 1958

Um es gleich zu sagen: Durch die Entfernung von Gemünd und den anstrengenden Aufstieg, der uns insbesondere nach langen Wanderungen zu schaffen machte, waren wir den Versuchungen der Kleinstadt entzogen. Ein Milkshake war in den Anfangsjahren das höchste der Gefühle. 1959 sahen wir uns im einzigen Kino des Ortes einen Film an. Es war „Bettgeflüster“ mit Doris Day und Rock Hudson, zugelassen ab 16 Jahre. Wir waren erst 14 und entsprechend besorgt, ich natürlich auch aufgeregt, ob wir überhaupt hereingelassen würden. Wurden wir.

*Schullandheim Gemünd in der Eifel
Februar 1958*



*Der Weg in den Ort, v.l.n.r.:
Peter Buchner, Udo Christoffel, Wolfgang Schultheiß*



StR Dr. Kamp und Otto Meier

Und der Film war so aseptisch, dass auch ein Sechsjähriger ihn ohne Schaden für sein inneres Gleichgewicht hätte sehen können. Die heißeste Szene war die, dass die beiden Hauptdarsteller in getrennten Wohnungen in der Badewanne mit reichlich Schaum auf der Wasseroberfläche lagen und einen Fuß gegen die Wand stemmten. Im Film wurde die Szene so geschnitten, dass sich die Füße fast berührten. Wie verwegen.

Wir waren mit unserem Klassenlehrer Kamp vom 20. bis zum 27. Februar 1958 das erste Mal im Landheim. Es lag Schnee und es war ziemlich kalt. Kurz darauf (7. bis 14.5.1958) ging es wieder dorthin. Diesmal begleiteten uns der neue Klassenlehrer Krandick und ein junger englischer Austauschlehrer. Es folgten Aufenthalte im April 1959 mit Krandick und im November 1963 mit Hochstein.



Aufenthaltsraum des Landheims

Im Parterre des Landheims befand sich neben der Küche der große Aufenthaltsraum, in dem gespielt, unterrichtet und gegessen wurde. Im ersten Stock gab es sechs Schafsräume mit vier Etagenbetten. Es war also Platz für 48

Schüler. Es gab nachts natürlich erbitterte Kissen-schlachten von Zimmer zu Zimmer.

*Im Landheim
Ganz rechts Udo
Christoffel,
Februar 1958*



Der Tagesablauf begann in der Unterstufe mit dem Frühsport, dann gab es Frühstück, und anschließend im allgemeinen eine ausgiebige Wanderung. Nachmittags gab es Küchendienst, aber auch Tischtennis- und Schachturniere, abends Gesellschaftsspiele wie Scharaden und Ähnliches.

Im Februar 1958 hatten wir einen älteren Schüler dabei, der uns für das Pfadfinderleben zu begeistern versuchte. Er erzählte abends in den Schlafzimmern von dem tollen Pfadfinderleben. In unserem Zimmer wählte er dafür mein Bett als Standort, während ich mich ziemlich unangenehm berührt eng an die Wand drückte. Er hat keinen Versuch gemacht, mir irgendwie näher zu kommen, doch Pfadfinder bin ich nie geworden.

Der Lehrer hatte ein Zimmer an einem Ende des Ganges im ersten Stock, von dem die Türen zu den Schlafräumen abgingen. Die Begleitperson hatte ein anderes Einzelzimmer am anderen Ende des Korridors.

Die Zimmer hatten Klinken. 1959 stellten wir bei einem Landheimaufenthalt einen Ast mit Astgabel so unter die

Schullandheim
Tagebuch 20.-28.2.1958

„Als wir unsre Sachen eingeräumt hatten, wurden ich und sieben Mann zum Küchendienst eingeteilt, d.h. zum Tischdecken, Bedienen, Abräumen, Abwaschen und Kartoffelschälen. ... Am zweiten Abend machte die dritte Gruppe den bunten Abend. Am dritten Tag kam Gernot, der Gehilfe von Dr. Kamp. Er schläft in unserem Zimmer. Am nächsten Tag gingen wir mit ihm und einige Jungen in die Milchbar. ...Am 26. machten wir einen Dreiviertel-Tagesausflug zu dem Kloster Marienwald, wo wir unser Mittagessen bekamen. Da so ein Schneesturm war, wäre fast einer von uns erfroren. ... Zu Hause bekam ich Fieber und wurde ins Bett gesteckt.“



Im Auf-

enthaltsraum: Brot und Spiele

Tür des Lehrerzimmers, dass die Klinke blockiert war. Unser Klassenlehrer Krandick konnte sie also nicht herunterdrücken und das Zimmer verlassen. Dann tobten wir in den sechs Schlafsälen. Krandick in seinem Zimmer auch. Er rief: „Lassen Sie mich heraus und seien Sie ruhig. Sonst gibt es eine Stunde Nachsitzen!“. Es ging weiter; eine Befreiung wäre ja auch viel zu riskant gewesen. Die Begleitperson schlief oder tat so. Krandick verhängte immer weitere Stunden Nachsitzen, eine Drohung, die allerdings wenig fruchtete, da wir zwei Wochen später in die nächste Klasse versetzt wurden, in der er nicht mehr unser Lehrer sein würde. Zwei Stunden büßten wir allerdings als 7.Stunde Griechisch ab. Dass er sich selber damit strafte, ließ Krandick natürlich unbewegt. Auf diese Aktion bezieht sich Wolfgang Knapp in seiner Brüsseler Rede 1997 zum 75. Geburtstag von Johannes Krandick.

Wir mussten im Landheim natürlich in der Küche helfen. Hier lernte ich die Anfangsgründe des Kartoffelschälens. Für 40 Schüler; da kam schon was zusammen. Der große Bottich mit Wasser für die geschälten Kartoffeln stand in der Mitte der im Kreis um ihn herum sitzenden Schüler, und wenn man Ärger wollte, schmiss man die Kartoffel so ins Wasser, dass es ordentlich spritzte.

Die gute Seele des Landheims war Frau Meding, die für unser leibliches Wohl sorgte und das Landheim in Schuss hielt. Wir hatten auch später mit ihr zu tun, da das Landheim dem Turnverein GTV gehörte.

Natürlich machten wir im Landheim auch etwas Unterricht, aber vor allem waren wir an der frischen Luft. Einschließlich Morgengymnastik auf einer nahe gelegenen Wiese. So rechte Erinnerungen habe ich nicht mehr daran, doch gibt es Fotobeweise wie diese – geschmeidig, geschmeidig!

*Frühspport mit
Krandick, Mai
1958*



Liegestütz-Variationen



*Wanderung: Peter Baron und (dahinter) Georg Lück.
Schullandheim Mai 1958*

Bleibende Erinnerungen hinterließen die Ausflüge, ach was, es waren Gewaltmärsche! Krandick liebte sie. Im April 1959 verirrte er sich, auch wenn er es abstritt, auf dem Weg nach Steinfeld dermaßen, dass wir 40 km durch das Gelände marschieren mussten. Wir nahmen hier nicht nur die falsche Abzweigung, sondern landeten auch in sumpfigem Gelände. Dietmar Opitz zog es dabei die Schuhe aus. Er blieb im Sumpf stecken und konnte sich zunächst nur ohne Schuhe befreien. Deswegen lief er, die Schuhe in der Hand, eine Weile auf Socken weiter. Ein Held!

Einmal machten wir einen Ausflug zur ehemaligen Ordensburg Vogelsang, dann Kaserne der belgischen Streitkräfte. Wir waren so spät dran und so ermattet, dass wir die Erlaubnis erhielten, Autos anzuhalten und sie zu fragen, ob sie uns nach Gemünd mitnahmen. Sonst hätten wir es vor Einbruch der Dunkelheit nicht mehr zum Landheim geschafft. Das war wohl der Tag, über den in meinem Tagebuch steht: „*Ununterbrochen acht Stunden*“

Schullandheim-Wanderung Mai 1958



*Wo geht es wohl lang?
Mit unserem britischen Austauschlehrer:
Ob es die deutsch-britische Zusammenarbeit bringt?
(die Zeiten von Rommel sind vorbei!)*



Oder die Hilfe von Peter Kippenberg?

In meinem Fotoalbum
vermerke ich:
*„In Gemünd. Schulland-
heim. Stud. Ass. Kran-
dick.
Wie geht es nur weiter?
14.-21.4.1959“*



Aber auch im Mai 1959 wurde es nicht einfacher...



*v.l.n.r.: Rainer Hormes (?), Detlev Wassmann, Udo
Christoffel, Michael Euskirchen (?), Wolfgang Schult-
heiß, Klaus Gerhards (?), rechts vom Auto Facilides,
Magura? Schullandheim Mai 1959, Ausflug zur (frühe-
ren Ordensburg) belgischen Kaserne Vogelsang*

*(gleich 40 km) marschiert. Vollkommen zerschlagen.“
(29.11.1960)*

Krandick marschierte mit unbewegter Miene immer an der Spitze oder auch am Ende der sich auseinanderziehenden Gruppe, häufig „Spitze halt!“ rufend, wenn die Ersten zu schnell wurden. Wir waren immerhin eine Klasse von 40 Schülern. Im Mai 1958 war ein englischer Austauschlehrer mit dabei, der natürlich mindestens genauso verloren war wie Krandick und sich gewundert haben dürfte, was aus den Nachfahren Rommels geworden war.

Damals lief man auch noch nicht bei jedem kleinen Spaziergang mit einer Literflache Wasser los, wie heute, wo kaum ein Tourist beim Museumsbesuch ohne eine solche auskommt. Nach heutigen Standards wären wir damals schon alle verdorrt. Sind wir aber nicht. Wir kehrten allerdings auch einmal in Steinfeld in ein Gasthaus ein, um etwas zu trinken. Sparsam, wie ich nun einmal war, hatte ich ein Tütchen Brausepulver für fünf oder zehn Pfennige mitgebracht, bat den Wirt um ein Glas Wasser und schüttete dann vor seinen Augen das Brausepulver in das Glas. Das muss er irgendwie in den falschen Hals bekommen haben. Er schmiss mich raus, und meine Klassenkameraden folgten mir solidarisch mit dem Ausruf „Steinfeld Kaff“!

Im Herbst 1963 waren wir im Landheim, um uns auf das Abitur vorzubereiten. „*Viel Bier getrunken, wenig für die Schule gemacht, Bart wachsen lassen*“, steht über diese Zeit in meinem Tagebuch. Und „*Kennedy erschossen*“. Es war dort, dass wir am 22.11. im Radio die Nachricht von seiner Ermordung hörten.

Landheim als Begleiter, 11.-18.7.1962

1962 war ich als Unterprimaner Begleiter von Krandick im Landheim. Aus einem Brief:

„Reines Zuckerschlecken ist es nicht. Bei Wanderungen muss ich als Letzter gehen, um die Nachzügler einzusammeln. Wenn Krandick einen Kilometer voraus ist, stehe ich manchmal wie Herkules am Scheideweg und weiß nicht, wohin ich gehen soll. Gestern musste er uns sogar nachlaufen, weil wir den Weg verfehlt hatten und uns militärischem Sperrgebiet näherten ... Während ich ein Vorbild an Kraft und Standfestigkeit sein sollte, verdarb ich mir bei einem Mittagessen im Heim so den Magen, dass ich einen Abend aktionsunfähig war und die Wanderung am nächsten Tag mit wankenden Knien und leerem Magen mitmachte. (...) Bei den Wanderungen haben wir übrigens immer Pech. Immer wenn wir am weitesten vom Heim entfernt sind, geht ein Wolkenbruch nieder, so dass wir vollständig durchgeweicht werden. Zweimal sind wir schon tüchtig eingeregnet worden; viele haben kaum noch trockene Sachen.

*Mit der Klasse verstehe ich mich prima, sie machen mich so etwas zu einem Mitverschwörer. Obwohl es erst eine Untertertia ist, sind Jungen dabei, die größer sind als ich und nur ein halbes Jahr jünger. Dennoch kann ich so ziemlich meine Autorität wahren (jedenfalls bis jetzt). Zwar kann ich sie nicht vom Rauchen, aber doch von größeren Dummheiten abhalten. Sie führen sozusagen ein gutes Leben bei mir und erzählen mir auch fast alles, **Krandick fast nichts.***

Da das Schullandheim dem GTV gehörte, der es nur der Schule zur Verfügung gestellt hatte, konnten wir als Mitglieder des Turnvereins dort später auch alleine einige Tage verbringen. Bei diesen Gelegenheiten versorgten wir uns mit Malaga oder Samos, saßen selig im Wald oder auf der Stube, tranken süßen Wein und ließen immer schönere Gedanken schweifen.



*Landheimaufenthalt einiger GTVer, Pfingsten 1963
v.l.n.r.: Dirk Hannig, Heinz-Peter Janßen, Wolfgang
Knapp, Rolf Geisser, Wolfgang Schultheiß*

7. Klassenfahrten

Bei der obligatorischen Fahrt der Klasse nach Berlin, wir waren in der Unterprima, begleitete uns Johannes Worm. Er war ein angenehmer Begleiter. Nach dem Besuch der Komödie „Ein Tag in New York“ lud er uns noch zu einem Drink ein.

Es war das Jahr 1962, der Kalte Krieg war im vollen Gange, die Mauer vor einem Jahr gebaut. Wir passierten die Kontrollen – natürlich fuhren wir mit dem Zug – ohne Probleme. Auf dem Programm standen u.a. eine Stadtbesichtigung, die im östlichen Teil der Stadt stehenden Museen und natürlich ein Besuch der Mauer.

Inzwischen wollten wir ja nun auch etwas erleben. Große Anziehungskraft übte das berühmte Sechs-Tage-Rennen im Sportpalast aus. Nur dauerte es natürlich bis spät in die Nacht. Was also tun? Onkel und Tante von Georg Hammer wohnten glücklicherweise in Berlin, und so erklärten wir unserem Lehrer Worm, dass wir einmal dort übernachten würden. Ich weiß nicht, ob er es uns glaubte, aber er erlaubte es. So gingen wir am 10.10.1962 sechs Mann hoch zum Sechstagerennen, wo wir bei guter Stimmung bis weit nach Mitternacht blieben.

Was aber bis zum Frühstück machen? Wir fuhren stundenlang in der geheizten U-Bahn und liefen zum Aufwärmen auch mal die Rolltreppen in falscher Richtung rauf und runter. Ziemlich erledigt fanden wir uns dann pünktlich wieder zum gemeinsamen Frühstück ein.

Studienfahrt nach Berlin, 6—12.10.1962

*Abfahrt in Bonn,
v.l.n.r.:
Heinz-Peter Janßen,
Klaus Gerhards,
Wolfgang Knapp,
Wolfgang Schultheiß*



*Vor dem sowjetischen Siegesdenkmal an der Straße des
17. Juni, (praktisch sowjetische Exklave in Westberlin)
Wolfgang Knapp spricht mit Johannes Worm*

*An der Mauer
(Bernauer Straße)
an einer Gedenk-
stelle für einen von
den DDR-Grenz-
truppen erschos-
senen Flüchtling.*



*Grenzüber-
gang. Im Profil
von links
„Body“ Stein-
haus, Tyczka,
Heinz-Peter
Janßen*



*Der krönende Abschluss: 6-Tage-Rennen im Sportpalast,
9./10.10.1962*

*v.l.n.r.: Rolf Geisser, Wolfgang Schultheiß, Peter Klie-
gel, Georg Hammer, Klaus Gerhards, Dieter Klein,
Heinz-Peter Janßen*

Ein noch größeres Erlebnis war natürlich die Abiturfahrt nach Rom. Unser Klassenlehrer Hochstein begleitete uns. Wir klapperten alle Sehenswürdigkeiten ab und fuhren nach Tivoli. Von dem kurzzeitigen Raub eines Knochens des Hl. Cyrillus habe ich schon bei Albrecht Winterberg berichtet. Wenn ich mir das Klassenfoto anschau, **das auch den Umschlag dieses Buches zielt**, finde ich heute bemerkenswert, dass wir teilweise noch mit Krawatte herumliefen. Aber auch als Studenten taten wir das noch in den ersten Semestern.

Kultur ist anstrengend: In der Villa Borghese



v.l.n.r.: Julius Bierbaum (hinter dem Liegestuhl), Dieter Klein (auf dem Liegestuhl), desgleichen Michael Moll. Hans-Georg Tyczka stehend

Beim Frascati: OStR Hochstein, umrahmt (von links) von Hans-Georg Tyczka, Rolf Geisser, Ralf Wetzel



*Beweis-Aufnahme:
Andreas Zschoch
fotografiert Bernd
Sewing vor dem
Forum Romanum*



*Villa Hadriana, v.l.n.r.: Rolf Geisser, Wolfgang Knapp,
Wolfgang Schultheiß, Ralf-Günter Wetzel*

Römische Impressionen

Was habe ich meinem Tagebuch in Rom anvertraut?

„Zur Foresteria am Foro Italico gefahren. Ganz gute Unterkunft, prima Essen, dazu immer Rotwein (...) Zur Spanischen Treppe gefahren, dann in eine Trattoria gegangen, italienische Sänger, Anbiederung etc. Wir wurden eingeladen, sofften Frascati und wankten nach Hause; Franz rief jedem Mädchen zu „Quanto costa?“ (...) Den Tiber entlanggegangen und das römische Straßen(mädchen)leben studiert. (...) Auf den Monte Mario gefahren. Wunderbarer Blick. Ein Hund fand Gefallen an mir und begleitete mich den ganzen Weg hoch. (...) Audienz beim Papst vorgesehen. Aber als wir im Petersdom waren, wurde uns gesagt, der Papst könne uns wegen seines Gesundheitszustands nur von seinem Fenster aus segnen. Und so geschah's. (...) Über S. Giovanni in Laterano nach Hause gefahren. Geklönt. Herumgegangen und mit den Lehrern Wein getrunken. (...) Über Frascati nach Castel Gandolfo gefahren, mit Hochstein guten Wein getrunken und eine Flasche gekauft. () Mit Klaus in der Oper gewesen (Cavalleria Rusticana). Recht eindrucksvoll und billig. (...) Auf die Spanische Treppe gesetzt. Nassgeregnet.

8. Die 50 Jahren danach



*OSTDir Schröder überreicht am 6.3.1964
Wolfgang Knapp das „Zeugnis der Reife“.
Im Hintergrund OSTR Hochstein.
(Foto General-Anzeiger)*

Die Reihe der nachschulischen Klassentreffen begann genau genommen am 6.3.1964, dem Tag, an dem wir unser Abiturzeugnis bekommen hatten. An dem Abend feierten wir Abschied voneinander und von unseren Lehrern. Hier wurde die Abiturzeitung verlesen, von der ich schon gesprochen habe und die auf so unterschiedliche Resonanz traf.

In den frühen 80er Jahren waren wir mehrmals auf Einladungen unseres Direktors Schröder und seiner gastfreien, herzlichen Frau zu Kaffee und Kuchen in ihrem Haus in Sankt Augustin eingeladen. Später gab andere Klassentreffen, wie das am 9.9. 1989 in der Waldau, mit Schüller, Scholl und Krandick

Abiturfeier mit Verlesung der Bierzeitung, 6.3.1964



v.l.n.r.: Ralf-Günter Wetzel, Wolfgang Knapp, Georg-Hinrich Hammer, Rolf Geisser

33



v.l.n.r.: Heinrich („Otto Julius“) Bierbaum, Michael Moll, Michael Euskirchen, Emil Schwippert



v.l.n.r.: *Hans-Detlev Wassmann, Dieter („Willi“) Klein,
Rainer Hormes*



Bierbaum, Euskirchen, Moll, Schultheiß

*Klassentreffen 9.9.1989 mit Familien und Lehrern
in der Waldau (?)*



*Hier nur mit Schülern und Lehrern, dafür mit Legende.
Die zweite Zeile sind die hinten Stehenden, hinten rechts
mit Bart steht von Brunn*



Doch so richtig kamen die Klassentreffen erst mit der Einladung von Wolfgang Knapp nach Brüssel im Jahr 1997 in Fahrt, über 30 Jahre nach dem Abitur. Anlass war der 75. Geburtstag von Krandick. Es wurde eine großzügige Veranstaltung mit einem Abendessen im Erasmus Haus, das extra für uns geöffnet wurden. Es nahmen neben der Mutter von Wolfgang Knapp wohl alle unsere Lehrer und ihre Frauen teil, die damals noch lebten: Krandick, Scholl, Schüller, Hasenbusch.

Krandick bekam im Namen der Klasse eine Nachbildung der St. Peter-Statue aus dem Petersdom in Rom. Er war sehr gerührt, und es ist wohl auch richtig, dass nur wenige Lehrer 33 Jahre nach dem Abitur so geehrt werden wie es bei ihm geschah.



Stadtführung

*v.r.n.l.: Cornelia Schwing, Heinz-Peter Janßen,
Johannes Krandick, Brigitte Kümmell, Walter
Hasenbusch, Rainer Hormes, Angelika Kliegel. mit
Hut: Schüller**

Klassentreffen in Brüssel, 3.-5.10.1997



V.l.n.r.: Klaus Gerhards, Bernd Sewing, Heinz-Peter Janßen, Wolfgang Knapp, Ralf-Günter Wetzels, Wolfgang Schultheiß, Heinrich („Otto Julius“) Bierbaum, Günther Scholl, Johannes Krandick (halb verdeckt), Peter Kliegel, Rolf Geisser, Rainer Hormes, Hans-Detlef Wassmann, Dieter („Body“) Steinhaus



*V.l.n.r.: Günther Scholl, Elise Sewing, Klaus Gerhards,
Heinrich Bierbaum, Frau Scholl (im Vordergrund),
Frau Hasenbusch, ganz rechts Ralf Günter Wetzl*



*V.l.n.r.: Ellen (halb)und Georg-Hinrich Hammer, Rai-
ner Hormes, Heinz-Peter Janßen, Heinrich („Otto Ju-
lius“) Bierbaum, Johannes und Frau Krandick*

Festessen im Erasmus-Haus



*Georg-Hinrich Hammer, Mutter Knapp, Johannes
Krandick*



Frau Hasenbusch, Herr Hasenbusch, Elise Sewing

+



„Body“ Steinhaus, Ralf-Günter Wetzels, Peter Kliegel



V.l.n.r.: Frau Knapp (Mutter), Heinrich Bierbaum, Klaus Gerhards, R.-G. Wetzels, Johannes Krandick



Heinrich Bierbaum und Brigitte Kümmell

*Es gibt noch etwas zu
lachen:
von rechts: Günther
Scholl, Wolfgang
Knapp, Klaus
Gerhards, Brigitte
Kümmell*



Die Einladung ehemaliger Lehrer zu Klassentreffen war übrigens nicht unumstritten. Wolfgang Knapp und ich waren sehr für ihre Teilnahme. Wir fanden, dass sie dazugehörten, ihre Anwesenheit interessant war und wir ihnen gegenüber auch Dankbarkeit empfinden konnten.

Ich bin heute mehr denn je von der enormen Bedeutung überzeugt, die der Lehrerberuf für die Gesellschaft hat. Daher las ich später mit Vergnügen bei Knigge den Satz: „Der geringste Dorfschulmeister, wenn er seine Pflicht treulich erfüllt, ist eine wichtigere und nützlichere Person im Staate als der Finanzminister“.¹³ Alterseinsicht hat mir gezeigt, dass man Lehrern, und nicht nur diesen, zeigen soll, dass man ihre Arbeit würdigt und ihnen mit Respekt, wenn nicht sogar ein wenig nostalgischer Zuneigung begegnen kann, wenn man sie noch einmal sieht, denn wo wären wir ohne sie.

Mit Brüssel begann eine Serie von Klassentreffen an anderen deutschen Orten als Bonn, wenn die Organisatoren dort wohnten. Zu nennen sind hier Berlin (2002, Teilnahme von Frau und Tochter Krandick, Herrn Schüller und Frau Schröder mit Sohn), Athen (2008, Teilnahme eines Sohnes Schröders mit Familie), Aix-en-Provence (2010), Freiburg (2012), Insel Wörth im Staffelsee (2013), Bonn (2014, zur Feier von 50 Jahre Abitur), Comer See (2016) und Bremen (2018). Die Corona-Pandemie verhinderte 2020 ein Treffen in Bergisch-Gladbach, daher begannen wir 2021 mit einem virtuellen Treffen mit Zoom.

¹³ Vom Umgang mit Menschen, II 10 S.232



*Berlin. Vor dem Schloss Bellevue, 18.5.2002
Auszugsweise: In der ersten Reihe Herr Schüller, rechts neben ihm Frau Krandick. Hinten in der Mitte im rotgeblühten Hemd der Sohn von Direktor Schröder, neben ihm Frau Schröder*



50 Jahre danach (dem Abitur nämlich)

9. Der Gymnasial-Turnverein (GTV)

Der GTV, der Gymnasialturnverein 1891 des Beethoven-Gymnasiums, hat mich möglicherweise ebenso geprägt wie die humanistische Bildung. Ich wurde bereits in der Sexta Mitglied. Ein Schauturnen, das traditionell Anfang Dezember stattfand, hatte mich begeistert.

Stars waren in meinen ersten Jahren die Brüder Udo und Jürgen Vohwinkel und der charismatische Dieter Keyl. Er war nicht nur ein toller Turner, sondern konnte uns Jungen auch begeistern. Auch der rothaarige Bernhard Platz gehörte zu den Älteren (älter bedeutet hier zwei oder drei Jahre), der athletisch gebaute Gerd Bayerl und, noch etwas jünger und näher an uns, Kurt Kemper. Ich habe noch vor Augen, wie er beim Bodenturnen einmal schlecht aufkam und sich mit einem Unterarm erhob, der in der Mitte eine Stufe zeigte: glatter Bruch von Elle und Speiche.

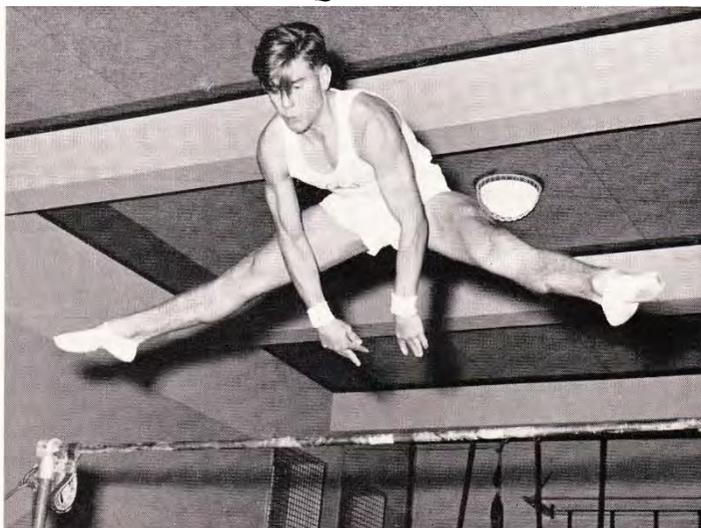
Entscheidend für den Erfolg des GTV war eine Person, Walter Hasenbusch. Dass er in der Geschichte des Beethoven-Gymnasiums von Kötting nur anonymisiert erwähnt wird¹⁴, ist schade. Assiiert wurde er von Günter Platz, einem ehemaligen Schüler des Beethoven-Gymnasiums. Höhepunkt des Vereinslebens war das jährliche Schauturnen, wo wir Schülern, Eltern und Lehrern zeigten, was wir konnten.

¹⁴ Kötting, Aus Tradition modern, S.94: „Dank jahrelanger zielbewusster Aufbauarbeit durch seinen Protektor, einen Sportlehrer des Beethoven-Gymnasiums, konnte sich der GTV 1957 an öffentlichen Wettkämpfen *beteiligen und erreichte mit seinen Leistungen und seinen Erfolgen die Anerkennung und das Erstaunen der rheinischen Turnwelt.*“



Gauturnfest, Bergheim (Sieg) 1959

*v.l.n.r.: Heinz-Peter Janßen, Wolfgang Schultheiß, —,
Kurt Kemper, —, Dieter Keyl (mit Eichenlaub), —, —,
Erhard Quade, —*



Udo Vohwinkel bei der Grätsche vom Hochreck, 1956



Schauturnen 1959, Hilfestellung Walter Hasenbusch

70 Jahre
Gymnasial-Turn-Verein 1891
am Staatl. Beethoven-Gymnas. Bonn

Einladung

Wir laden ein
zu unserem diesjährigen

SCHAUTURNEN

am 9. Dez. 1961 um 16³⁰ Uhr.
in der Turnhalle der Schule Koblenz-Str. 51-53

W. Hasenbusch Stud. Rat
Protoktor

Bernh. Sewing a.o. 2a
Vorsitzender



Schauturnen 1961



*Wolfgang Schultheiß bei der Kreishocke. Hilfestellung
Walter Hasenbusch*

*Zuschauer erste Reihe v.l.n.r.: —, Sadée, Servos, Pfen-
nigsdorf (Vorsitzender des Altherrenvereins des GTV),
Hochstein, rechts im Turnsaal, Günter Platz*

*Prof. Grenzmann
beim Schauturnen
1961.*

*Die beiden älteren
Turner hinter ihm
sind Wolfgang
Schultheiß und
Bernhard Sewing*



Gymnasial-Turnverein geht eigene Wege

Knüppeltanz zu eigenen Kompositionen

Rhythmik ersetzt Hochleistungssport — Eltern waren begeistert — Schauturnen im Beethoven-Gymnasium

„Wir wollen keine Hochleistungssportler heranzüchten, sondern betrachten die Leibeserziehung lediglich als Ausgleich zur geistigen Betätigung“, sagte Studienrat Walter Hasenbusch (Beethoven-Gymnasium). Seine Schüler vom

Gymnasial-Turn-Verein 1891 führten am Samstagnachmittag in einem eindrucksvollen Schauturnen in der Sporthalle des Beethoven-Gymnasiums vor, was sie in den Turnstunden des vergangenen Jahres gelernt haben.

Der 18jährige Vorsitzende des Turnvereins, Beethoven-Gymnasiast Bernhard Sewing, hatte in seinen Begrüßungsworten ebenfalls Leibeserziehung und Geistesarbeit

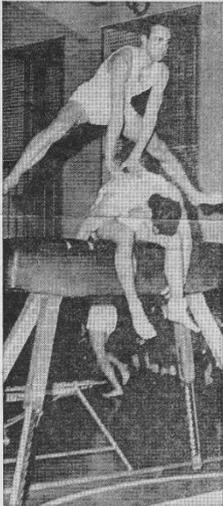
in Beziehungen zu einander gesetzt und gemeint: „Wir freuen uns über die gute Zusammenarbeit im Sport, wie sie in den wissenschaftlichen Fächern vielleicht ein Wunschbild bleiben wird.“ Nachdem er dies im Januar 1962 im Alter von 90 Jahren verstorbenen Professors Caspar Kirchhof gedacht hatte, eines der Gründer des gymnasialen Turn-Vereins, weihte Sewing die neue Fahne des GTV, eine Bauk-Arbeit der Dipl.-Sportlehrer Egon Draak und Heinz Feuerborn.

Als bahnbrechend bezeichnete Studienrat Walter Hasenbusch den von ihm praktizierten rhythmischen Weg zur Leibeserziehung: „Wir pflegen die Übungen nicht in strenger Form. Wir möchten vielmehr dem Einzelnen die Möglichkeit geben, seine Persönlichkeit im Turnen zum Ausdruck zu bringen. Das geht, wenn ihm zur Durchführung turnerischer Figuren ein Spielraum bleibt. Im Ergebnis bedeutet rhythmisches Turnen, daß die körperlichen

Bewegungen nicht systematisch aneinandergereiht werden, sondern fließend — sorgsam nahtlos — ineinander übergehen.“

Daß die von Hasenbusch angewandte Methode den gewünschten Erfolg herbeigeführt hat, bewiesen nicht nur die geschmeidigen Sells, Hocks und Grätschen, sondern auch der Applaus des Eltern-Publikums, das von der besonderen Ammut und Grazie dieser Turnübungen offensichtlich begeistert war.

Neben gekonnten Leistungen am Barren und am Reck bekamen die Gäste auch lustige Stiefsch, Halten- und Laufspiele mit Seilchen zu sehen, die die Kleinen aus der Unterstufe vorführten. Ein Höhepunkt war der von Dr. Natikämper erfundene „Knüppeltanz“ — schwungvolles Zusammenspiel von Turn-, Fecht- und Tanzfiguren — zu dem Dr. Natikämper selbst die Musik komponiert hat.



Federnder Abprung vom Miniatur-Trampolin über ein quergestelltes Pferd
Aufn.: Engels

Schauturnen 1963; Wolfgang Schultheiß

a) Walter Hasenbusch

Studienrat Walter Hasenbusch war der sogenannte Protektor des Turnvereins. Schon im Zusammenhang mit meiner Aufnahmeprüfung habe ich von ihm gesprochen. Ein guter, im besten Sinne ehrgeiziger, für Neues aufgeschlossener Sportlehrer, der uns sehr gefördert hat. Ihm gelang es einmal, den Olympiasieger im Pferdsprung

1956 in Melbourne, Helmut Bantz, für eine Übungsstunde mit uns in den Turnverein zu bringen. Im Dezember 1959 drehte er mit uns einen Lehrfilm für die Bundesjugendwettspiele im Geräteturnen. Zu der Zeit wurden wir auch als Kampfrichter für diese Wettkämpfe eingesetzt.

In der Oberstufe führte Hasenbusch uns an rhythmisches Turnen heran. Das war für uns revolutionär. Es kam uns anfangs auch etwas komisch vor, zum Klang eines Tamburins herumzuhüpfen. Und dann erfand er (zumindest uns schien es so) den Knüppeltanz, eine Art Schwerttanz mit Knüppeln, die man gegeneinanderschlug und mit denen man am Schluss einen Handstand- (eher „Stockstand“-) überschlag machte. Eigentlich gar nicht schwer, doch gerade beim Schauturnen landete ich unprogrammgemäß auf meinen vier Buchstaben und rutsche auf dem Po vor den Direktor in der ersten Reihe der Zuschauer.

Wir waren aber nicht nur „stocksteif“, sondern Hasenbusch ermunterte uns auch zu Volkstänzen mit Freundinnen. Das war natürlich höchst attraktiv, und nicht nur eine Abwechslung. Bewegung im Rhythmus der Musik machte nicht nur Spaß, sondern half auch, beim Turnen (und später im Leben) Ruhe in schwierige Übungen zu bringen. So hat mir später (selbst schlechtes) Singen beim Artikulieren und Erlernen von Fremdsprachen geholfen.



... eine Folge schulischer Sports ab, eines Sports, der sich nicht mehr ausschließlich am Gerät orientiert, sondern das Ballspiel genauso umfasst wie die rhythmische Bewegung, die auf das ein- geht, was die jeweilige Alters-

... Eine Band des Beethovengymnasiums gab, im musikalische Begleitung der Veranstaltung, auf deren Gelingen die Initiator und Ausbilder der Gymnasiasten, Studentin Hasenbusch, mit Recht stolz sein kann.

Obertage Westf. B.C. Beuel gegen OSC Düsseldorf 7:0, 11:1, Solingen — Kreisler B.C. 1:3, PSV Burs — Mercedeshof TV 1:3, 1. B.C. Beuel — OSC Düsseldorf.

... Spiel gegen den OSC Düsseldorf die als Tabellenführer schon bei nicht allen sehr gewonnen werde. So kam es nicht von all weicht, daß die Gäste gleich die erste Herrenkoppel mit 2:1 II sich einschloß. Das 1966



Schauturnen der Gymnasiasten mit Trampolin und Knüppeltanz

Beethovengymnasium dröhnte vom „Heja, heja“ der Sextaner

Von dem Können der Größten begeistert und von der Begeisterung der Kleinsten angestekt waren die Gäste, die sich das Schauturnen der Schüler des Beethovengymnasiums angesehen hatten. Unter ihnen befanden sich außer dem Schulleiter, Oberstudiendirektor Dr. Schröder, Vertreter von Lehrerschaft, Universität und der Stadt Bonn, Professor Grenzmann hatte einen Kartengruß aus Japan geschickt. Die ebenfalls begrüßten Ehrengäste, Dr. Körbs, Kommissarischer Direktor der Sporthochschule Köln, und Dozent Hermann Ohnesorge, Begründer des modernen jugendgemäßen Turnens, waren allerdings in der Turnhalle nicht zu entdecken!



Die Begrüßung durch den Vorsitzenden des Gymnasialturnvereins, Bernd Sewing, war gleichzeitig seine Abschiedsansprache, denn er so wie seine Freunde Heinz Peter Janßen und Wolfgang Schültheiß scheiden nun nach bestandenen Abitur aus dem Schulsport aus. Sie hatten den GTV drei Jahre lang geleitet. Nach Sewings Schlußwort rollte vor den Zuschauern eine bunte Folge schulischer Sports ab, eines Sports, der sich nicht mehr ausschließlich am Gerät orientiert, sondern das Ballspiel genauso umfasst wie die rhythmische Bewegung, der auf das ein- geht, was die jeweilige Alters-

stufe erfordert und geben kann.

Da sah man hervorragende Übungen der Älteren am Barren, Reck und Trampolin, doch waren sie genauso rhythmisch exakt beim „Knüppeltanz“ auf der Höhe. Erstmals kamen auch die Mädchen bei einem Schauturnen des GTV zu ihrem Recht, die von befreundeten Schulen zu zwei von Fräulein Studienassessorin Haemann einstudierten Volkstänzen („Short Cake“ und „The girl I left behind me“) „ausgeliehen“ wurden.

Bei den Staffelspielen mit Stäben wußte man teilweise nicht, wer mehr Spaß daran hatte: die ihre Kameraden mit „heja, heja“ anfeuernden Sextaner oder die Zuschauer.

Eine Band des Beethovengymnasiums gab die musikalische Begleitung der Veranstaltung, auf deren Gelingen der Initiator und Ausbilder der Gymnasiasten, Studentin Hasenbusch, mit Recht stolz sein kann.

E. H.

*Bonner Rundschau vom 27. Januar 1964.
Wolfgang Schültheiß mit Bernd Sewing beim Knüppeltanz und mit Brigitte Kümmel beim Volkstanz, vorne rechts H.-P.-Janßen.*

b) Günter Platz

In praktisch allen Übungsstunden stand Günter („Jünter“) Platz Walter Hasenbusch zu Seite. Er war der Onkel des ebenfalls rothaarigen Vereinskameraden Bernhard Platz, und hatte dicke Brillengläser, die seine Augen stark vergrößerten. Er leistete höchst vertrauenerweckend Hilfestellung und war ein Fels in der Brandung. Er konnte bei Turnunfällen auch erste Hilfe leisten, da er im Krieg Sanitäter gewesen war. Er war ein nicht zu unterschätzendes, Mut machendes Element beim Geräteturnen. Ihm verdanke ich es, dass es glimpflich ausging, als ich bei der Riesenwelle am Spannreck nach vorne rausflog und jenseits der Matten landete. Er stand als Hilfestellung auf dem Bock an einer Seite des Recks und drückte schnell noch meine Schulter hoch. Dieser Schubs führte dazu, dass ich auf meinem Po und den Unterarmen landete und nicht auf dem Genick.



Sicherheit durch Günter Platz (knieend)

c) Training und Wettkämpfe

Die Unterstufe machte Laufspiele mit Bock- und Kastensprüngen und wurde langsam an das Geräteturnen herangeführt. Für sie zuständig war der 2. Turnwart aus der Mittel- oder Oberstufe. Mit 14 oder 15 Jahren rückte man in die ältere Abteilung auf, die der 1. Turnwart leitete, ebenfalls ein Schüler der Mittel- oder Oberstufe.

Ich wurde in den acht Jahren GTV langsam an wett-kampfmäßiges Turnen herangeführt. Und an Verantwortung. Denn schon mit 14 oder 15 Jahren, als die Generation Keyl/Vohwinkel Abitur machte, wurde ich Erster Turnwart und hatte also auch älteren Schülern zu sagen, was sie tun sollten. Das ging zu meiner eigenen Überraschung problemlos; wahrscheinlich gab mir die turnerische Fähigkeit die nötige Überzeugungskraft. Mein Freund Heinz-Peter Janßen wurde Zweiter Turnwart, war also für die „Kleinen“ zuständig, und unser Klassenkamerad Bernd Sewing war in den letzten drei Jahren Vorsitzender.

Der GTV war also drei Jahre lang fest in der Hand unserer Klasse. Nach dem charismatischen Keyl war das gar keine so leichte Aufgabe, obwohl wir Sieg um Sieg „einführen“. In der Festschrift zum 75. Gründungsfest des GTV wurde das (spüre ich da eine leichte Zurückhaltung?) so ausgedrückt: *„Über Bernhard Platz ging der Verein 1961 in die Hände von Bernhard Sewing über – an der Seite seiner Mitschüler Wolfgang Schultheiß und Heinz-Peter Janßen. In ihrer Obhut blieb er bis zu ihrem Abitur. Sie prägten den Verein auf ihre Weise – und manche glanzvolle Stunde fällt in ihre Zeit.“* Immerhin schreibt Kötting in seiner Geschichte des Beethoven-

Gymnasiums: „Der Gymnasial-Turnverein (GTV) erreichte mit seinen Leistungen in der ganzen ersten Hälfte der 60er Jahre einen besonderen Höhepunkt.“¹⁵

Als Turnwart war man für den Ablauf der wöchentlichen Trainingsstunden am Mittwoch zuständig; wir selbst trainierten außerdem noch am Montag. Um mich da ein wenig auszukennen, erhielt ich regelmäßig die Zeitschrift „Der Vorturner“. Die dort vorgestellten Übungen prägen immer noch meine Morgengymnastik. Die Übungsstunde begann mit Laufen um die Halle, Intervall-Training und Gymnastik. Dann teilten wir die Teilnehmer in Riegen ein, die an verschiedenen Geräten turnten. Einer, notfalls auch zwei, wurden zur Hilfestellung abgestellt.

Mit den noch nicht so muskulösen Kleinen übte man Geschicklichkeit, etwa an den „Schwedischen Leitern“, durch deren quadratische Öffnungen man sich winden musste. Außerdem das Rennen und Springen über Bock und Kasten. Es gab Sprünge verschiedenster Art, etwa die Hocke, die Grätsche und bei Wettrennen auch den „Diebssprung“, bei dem man mit den Beinen zuerst über das Hindernis sprang und sich erst im Flug mit den Armen abstieß, um aufrecht zu landen und weiterlaufen zu können.

Später ging es dann an die Ausbildung der Muskeln durch Klimmzüge an Kletterseil und Kletterstange; das Ziel war, das Kletterseil mehrfach ohne Benutzung der Arme bis zur (hohen!) Decke hinaufzuklettern. Beim Turnen am Hochreck war eine gute Arm-, Bauch- und Brustmuskulatur schon alleine dafür notwendig, um überhaupt in Schwung zu kommen. Das alles war nach einigen Jahren kein Problem mehr.

¹⁵ S.99

Turnfest in Münstereifel, 22./23.6.1957

*Walther
Hasenbusch*



Nach dem Wettkampf.

*v.l.n.r. (stehend): —, Heinz-Peter Janßen, —, —, —, —,
(kniend). —, —, —, —, Wolfgang Schultheiß, Utz Neef,
—*

So ausgerüstet ging es dann an (Spann-)Reck, (Hoch-)Barren, Bodenturnen und den Pferdsprung. Auch Übungen am Seitpferd wurden bei einigen Wettkämpfen verlangt, Ringe nach meiner Erinnerung nicht. Beim Reck war die Riesenwelle rückwärts und vorwärts und als Abgang ein Salto, eine Hocke oder die Grätsche über die 2,30 Meter hohe Stange das Höchste der Gefühle; die Grätsche habe ich nie gemacht. Einer Tagebucheintragung zufolge habe ich am 14.12.1959 „den ersten Riesen gedreht bzw. versucht zu drehen“, und am 30.10.1961 alleine den Handstand am Barren gemacht. Die Kreishocke, die auf einem der Fotos zu sehen ist, war mein Lieblingsabgang vom Barren.

Viele der genauen Fachausdrücke sind mir gar nicht mehr erinnerlich. Sie stammten noch aus der Zeit des Turnvaters Jahn, wie etwa die „Fechterwende“ am Barren, deren Gedanke es war, den Barren mit nur einer Hand, die andere hielt (theoretisch) den Säbel, mit Schwung zu verlassen.

Beim Reckturnen benutzte man „Riemchen“, ein zwischen Handgelenk und mittleren Fingern angebrachter Lederschutz, der vermeiden sollte, dass man Blasen bekam und sich die Haut der Handfläche aufriss. Sie konnten allerdings reißen, wenn man zu fest zugriff – was mir beim Riesen einen spektakulären Sturz vom Reck verschaffte. Auch benutzte man weißes Magnesiapulver, das man, wie mit einem großen Brocken Kreide, an die Handinnenflächen rieb. Denn die Übungen waren durchaus physisch wie psychisch schweißtreibend.

Beim Barrenturnen litten vor allem die Oberarme, die einem bei einigen Übungen auf den Holmen Halt geben mussten. „Ho mé dareís anthrópos óú paideúetaí“, „Der Mensch, der nicht geschunden wird, wird nicht erzogen“

Aus der Schülerzeitung „Forum“ 1963

Liebe Mitschüler!

Wir haben Grund zur Freude und zum Stolz, denn unser GTV begann das Jahr 1962 mit einer Serie von bemerkenswerten Erfolgen. Es fing an mit dem Besuch in Mühlheim beim GTV des dortigen Staatlichen Gymnasiums. Unsere Mittelstufe ging zwar kämpfend unter, aber die erste Leistungsriege schlug den Mühlheimer Gegner mit über 9 Punkten! Bei den Rheinischen Jugendbestenkämpfen auf Gauebene belegten wir in Gau- und Landesklasse den 1. Platz und erkämpften uns so den Fahrschein nach Homberg zu den Landesjugendbestenkämpfen. Dazwischen aber lag noch der Vergleichskampf im Geräteturnen unter den Bonner Jungengymnasien, den wir vor unserem scharfen Konkurrenten, dem Ernst-Moritz-Arndt Gymnasium, gewannen, und bei dem wir sogar mit Kemper und Bayerl die beiden ersten Plätze in der Einzelbewertung belegten. Die Krönung der Erfolgsserie brachte dann Homberg: Vor den besten Mannschaften der 18 Turngaue des Rheinischen Turnerbundes wurde die Riege unseres GTV (Bayerl, Janßen, Sewing, Schultheiß, Pastewka) mit 9 Punkten Vorsprung (!!) Landessieger. Auch in der Einzelbewertung belegten wir mit Bayerl (56 P. Rang 2) und Janßen (55.95 P. Rang 3) hervorragende Plätze. - Den Wettkämpfern wurde zum Dank für ihre ausgezeichnete Leistung eine seltene Ehrung zuteil: Ihnen wurde die Ehrennadel des Vereins überreicht.

war hier die passende griechische Erklärung für gelegentliche Leiden.

Hautfetzen von der Handinnenfläche (von Fachleuten empfohlenes Hausmittel: drüberpinkeln; einmal hat mir gereicht, brennt entsetzlich) und Schürfungen am Oberarm waren noch die harmlosen Verletzungen. Natürlich kam es in 8 Jahren auch zu Schlimmerem, vor allem zu Armbrüchen. Kurt Kemper und Bernd Sewing konnten ein Lied davon singen.

Im Mai 1960 nahm ich zu viel Schwung und landete bei einer Hocke vom 2,30 Meter hohen Reck so auf dem rechten Arm, dass er zwar nicht brach, aber die Gelenkkapsel des Ellenbogens gestaucht wurde. Ich trug den Arm eine Woche lang in der Schlinge und spürte ihn noch jahrelang beim Strecken des rechten Arms. Am Barren kippte ich einmal so nach vorne, dass ich mir das Brustband zerrte. Ein andermal machte ich beim Schulterstand am Hochbarren aus unerfindlichen Gründen die Arme nicht auseinander und sauste mit dem Kopf zuerst anderthalb Meter zu Boden. Ich sehe noch, wie Hasenbusch und andere entsetzt auf mich zusprangen; sie fürchteten wohl das Schlimmste. Ich erhob mich jedoch, leicht benommen, aber ansonsten unversehrt. Das erschien so unwahrscheinlich, dass ich am nächsten Tag zu unserem Hausarzt geschickt wurde, um sicherzustellen, dass ich mir nichts getan hatte. Der konnte aber auch nichts finden, nicht einmal eine Gehirnerschütterung. Ich hatte Glück gehabt.

Eine Sportuntersuchung im März 1961 brachte mir allerdings eine böse Überraschung, die mein Turnen zwar nicht beeinträchtigte, mir später im Leben aber noch Ärger bereiten sollte. Der Sportarzt stellte viel zu hohen Blutdruck fest (175/145). „Vegetativ labil“ und „Juveniler Blutdruck“ lautete die Diagnose des anschließend konsultierten Hausarztes Dr. Hütten, der Vertrauensperson der Familie. Da der Sport damit nichts zu tun hatte, durfte ich ohne Einschränkungen weiter turnen und Sport machen. Doch bewahrte mich diese Diagnose später vor dem Wehrdienst (ich war beleidigt, denn ich hatte Reserveoffizier werden wollen), veranlasste mich zur Einnahme eines blutdrucksenkenden Beta-Blockers vor der Gesundheitsuntersuchung beim Dienstantritt im AA und bescherte mir Zeit meines Lebens sorgenvolle Gesichter der mich untersuchenden Ärzte.

In den beiden letzten Schuljahren, also ab 1962, bekamen wir ein kleines und ein großes Trampolin. Das kleine Trampolin erlaubte Sprünge über ein aufgestocktes Pferd und andere hohe Hindernisse, das große erforderte eine ganz neue Disziplin: Bauchsprung, Kniesprung, Salto vorwärts und rückwärts. Es sah leicht aus, aber man konnte sich, etwa beim Kniesprung, leicht das Kreuz verstauchen. Beim Salto bestand die Gefahr, außerhalb des Trampolins auf dem Metallrahmen oder zwischen den Gummischnüren zu landen, die das Sprungtuch hielten. Es gab also immer an jedem Rand stehende Hilfestellung.

Für eine gute Wettkampfmannschaft braucht man vier gute Turner. Das war nicht leicht. Ich war meistens der vierte Mann. Im Endergebnis wurde die schlechteste Wertung der Mannschaft gestrichen und das war meistens meine. Denn ich kam bei Wettkämpfen nur höchst selten über 9 von 10 Punkten. Dennoch wurde ich einige Jahre lang mit Hilfe meiner Kameraden (und sie mit meiner) Stadtmeister von Bonn, Gewinner der Bannerwettkämpfe und einiger Preise mehr. Wir nahmen an Schulmeisterschaften teil und an den Landeswettkämpfen der Turner.

Allerdings hatte ich meinen Turnfreunden eines voraus: Ich war auch ein guter Leichtathlet. Wenn es also um kombinierte Wettkämpfe ging, bei denen Geräteturnen und Leichtathletik gefragt waren, konnte mir kaum einer etwas vormachen. So wurde ich 1961 Rheinischer Meister im Jugendfünfkampf in Lobberich.

In Lobberich hatte ich zugegebenermaßen aber auch Glück. Es gab zur Zeit des Wettkampfs eine Polioepidemie in Nordrhein-Westfalen, die sicher manche Mutter veranlasste, ihrem Sohn die Teilnahme zu verbieten. Auch meine Mutter hätte das getan, wenn sie es gewusst



*Bernhard Sewing beim Schauturnen.
So hoch hinaus kam man nur mit Hilfe eines Trampolins*

hätte. Aber an ihr scheint diese Nachricht vorbeigegangen zu sei: Ich durfte fahren. So traten zu meinem Jugendfünfkampf nur 5 Schüler an. Aber auch so musste ich mit einem hünenhaften Kontrahenten ziemlich um den ersten Platz kämpfen.

Als einen meiner größten sportlichen Erfolge betrachte ich den 43. Platz unter 1024 Teilnehmern aus ganz Deutschland im Turnfestwettkampf der Jugendturner A beim Deutschen Turnfest in Essen 1963. Es war wieder ein kombinierter Turn- und Leichtathletikwettkampf.

Wir blieben eine ganze Woche in Essen und schliefen in Schlafsäcken auf Luftmatratzen in einer Schule. Für den Wettkampf am 2. Tag mussten wir um 5.30 Uhr aufstehen. Dann aber hatten wir den Rest der Woche frei. Ich erinnere mich noch gut: Die Wettkämpfe waren in der Gruga-Halle, und ich sah mit Begeisterung und ehrlicher Bewunderung dem Turnen und der Gymnastik der Turnerinnen zu, so sehr wir uns auch vorher über keulenschwingende Mädchen lustig gemacht hatten.

Jeder Sieger, der eine gewisse Punktzahl erreicht hatte, bekam einen Eichenkranz aus Plastik; diejenigen mit geringerer Punktzahl ein Eichensträußchen, das man sich ans Hemd stecken konnte. Beim Deutschen Turnfest in Essen war es so, dass sich alle „Sieger“ zur Abschlussfeier im großen Stadion versammelten. Auch Bundespräsident Heinrich Lübke hielt eine kurze Rede, sagte Gutes über Sport und unsere Leistung, und dann: „Bekränzt Euch mit dem



Rheinische Turnmeisterschaften in Lobberich

15./16.7.1961

In meinem Tagebuch klingt das so:

Schule. Gelesen. Gepackt. Mit acht anderen Turnern und Herrn Feuerborn nach Lobberich zur Rheinischen Turnmeisterschaft gefahren. Es waren dabei Wolfgang Knapp, Bernhard Sewing, Guntram Müllenbach, Karsten Albaum, Weicker, Scheer, Wex und Braucha (Diese Zusammensetzung war ein Zeichen dafür, dass es auch um Leichtathletik ging.) Wir kamen abends an, liefen vier Kilometer zur Jugendherberge, aßen in einer Wirtschaft zu Abend, tranken etwas und sahen Fernsehen. Gut geschlafen. Am nächsten Tag standen wir um 6 Uhr auf, frühstückten, gingen in die katholische Messe und begannen um 8 Uhr den Wettkampf. Wolfgang und ich machten den Deutschen Sechskampf. Es traten nur fünf Mann an, von denen ich um Haaresbreite Sieger wurde. Meine Leistungen: Kugelstoßen 10 m (schlecht), Weitsprung 5,17 m (ganz gut), 100-Meter auf 12,5 Sek. (persönliche Bestzeit), Barrenturnen 8,75 Punkte (nicht besonders), Reck 9 Punkte (ganz gut), Bodenturnen 8,75 Punkte (schlecht). Wolfgang wurde Dritter. Um 10 Uhr waren Wolfgang und ich fertig, und wir sahen am Vormittag zu, aßen dann gemeinsam zu Mittag, sahen weiter zu und wurden dann um 17.30 Uhr geehrt, ich als Rheinischer Meister der Jugend im Deutschen Sechskampf. Um 19.14 Uhr nach Hause gefahren, um 0.17 Uhr angekommen. Noch etwas gegessen.

Man sieht: es waren keine Luxusfahrten.

Zeichen Eures Sieges!“ Hunderte, wenn nicht Tausende, setzten mit einer Bewegung ihre Siegeskränze auf, die vorher im Stadion verteilt worden waren. Es war wie in einem Hollywood-Film aus der Zeit der alten Römer. Ich wusste nicht so recht, ob ich lachen oder stolz sein sollte.



Abschlussansprache des Bundespräsidenten Heinrich Lübke auf dem Deutsches Turnfest in Essen 1963

d. Altes Denken

Es gab beim Turnen viele alte Zöpfe. Als Erster Turnwart ließ ich am Ende der Trainingsstunde alle in Riegen antreten, es waren vielleicht 20 bis 30 Schüler, und sagte: „Wir beenden unsere Turnstunde mit einem kräftigen dreifachen ‚Gut Heil‘“, wobei ich dreimal „Gut“ rief und die anderen „Heil“ antworteten. Wir taten das, ohne dabei etwas Böses oder gar an „Sieg Heil!“ zu denken. Heute kommt mir das ziemlich dubios vor; damals war es so üblich. Die Älteren waren daran gewöhnt, und wir Kinder lernten es von ihnen.

Der für den Turnverein verantwortliche Lehrer war und ist noch sein „Protector“, ohne dass man an das Protectorat Böhmen und Mähren dachte. Das mochte aber in einem altsprachlichen Gymnasium noch angehen, wo selbst eine Abiturrede auf Latein gehalten wurde. Wobei ich zugeben muss, dass die Übersetzung „Beschützer“ oder „Betreuer“ auch nicht prickelnd gewesen wäre.

Turnvater Jahn mit seinen vier F (Frisch, Fromm, Fröhlich, Frei) war damals bei den Turnern in aller Munde, die vier F waren auch auf so manche Fahne und manches Abzeichen gestickt. Ich musste bei einem Schauturnen ein Gedicht aufsagen, dessen letzten Zeilen lauteten „So unsere Art,/ so immer sie sei,/ drum sind frisch, fromm wir,/ fröhlich und frei“. Ich tat es nicht begeistert, eher verwundert, aber ohne Widerwillen.

Bei meinem ersten Wettkampf in Münstereifel im Jahr 1957, wir übernachteten irgendwo auf Stroh, gab es ein großes Feuer im Freien, durch das wir sprangen, wenn es etwas herabgebrannt war. Wir sangen „Wildgänse rauschen durch die Nacht“, „Wenn wir erklimmen schwindelnde Höhen“ und weitere Pfadfinderlieder. Ich fand das sehr stimmungsvoll. Als ziemlich übertrieben empfand ich aber, dass ein älterer Mann an diesem Feuer eine

flammende Rede hielt, in der immer wieder der Ausruf „Flamme empor“ auftauchte. Ich will gar sagen, dass das ein alter Nazi war; Tausende von Pfadfindern dürften durchs Feuer gesprungen und „Flamme empor“ gesungen haben. Nur berührte es mich damals fremd, wenn auch ein wenig exotisch.

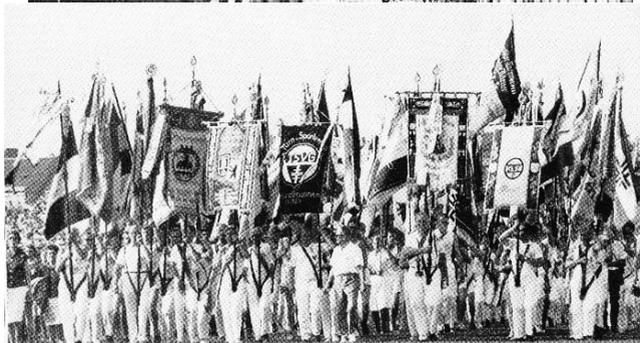


*„Feldlager in Münstereifel“, 22./23.6.1957.
Ganz rechts Heinz-Peter Janßen*

Dem Chef des Deutschen Sportbunds, Willi Daume, wurden später enge Verbindungen zum Nazi-Regime vorgeworfen (Informant der SS), was ihn aber nicht hinderte, für Jahrzehnte der wichtigste deutsche Sportfunktionär zu sein.

Und bei Turnfesten, insbesondere beim Deutschen Turnfest in Essen, gab es Aufmärsche und Fahnenmeere, die dem „Triumph des Willens“ Ehre gemacht hätte; Man war daran gewöhnt, man kannte und konnte es, es war auch nicht per se schlecht, also tat man es.

Deutsches Turnfest Essen 1963



e. Résumé

Der GTV und seine Seele, Oberstudienrat Walter Hasenbusch, haben mich sehr geprägt. Als unsere Klasse 2014 ihr 50jähriges Abiturjubiläum feierte, besuchte ich ihn noch einmal mit meinem Klassenkameraden Bernhard Sewing. Er und seine Frau waren noch gut in Form; zwei Jahre später ist er weit über neunzigjährig gestorben.

Und was bleibt von all dem? Ich habe es Frau und Tochter Hasenbusch nach seinem Tod geschrieben:

„Ihr Vater war ein Urgestein, das aus der Schülerzeit bis heute rechte. Er und der GTV haben mich sehr geprägt, wahrscheinlich mehr, als ich damals realisiert habe. Acht Jahre GTV, von der Sexta oder Quinta bis zum Abitur, Turnen jeden Montag- und Mittwochnachmittag, haben mir Freude an der Bewegung, Vertrauen in die eigene Kraft und – wenn die versagte – in die Hilfestellung Ihres Vaters und von Günther Platz gegeben. Ich habe vielleicht den einen oder anderen spektakulären Sturz hingelegt, mir aber nie etwas gebrochen, und so habe ich auch die Überwindung einer gewissen Ängstlichkeit durch Disziplin und dauernde Übung gelernt. Ich denke, das hat mir später geholfen, ohne dass es mir sonderlich bewusst wurde.

Drei Jahre lang haben meine Klassenkameraden Bernhard Sewing, Heinz-Peter Janßen und ich den Vorstand des GTV gestellt. Das war auch eine schöne Kombination für die Klasse, die sozusagen die Klasse der Turner war. Besonderen Spaß haben mir die rhythmischen Übungen gemacht, insbesondere der „Knüppeltanz“ mit – man traute damals im Beethoven-Gymnasium seinen Augen kaum – Mädchen! Aber auch die Vorbereitung der Damenreden zum Stiftungsfest – dieses Los fiel zu meinem Entsetzen stets auf mich – hat mich für mein späteres Leben vorbereitet.“

10. Bundes-Jugendspiele und Leichtathletik

Die Bundes-Jugendspiele (heute würde man sie wohl zusammenschreiben) gehörten zum Schulalltag und hatten organisatorisch mit dem GTV nichts zu tun. Sie stellten die jährliche Leistungsprüfung im Sport dar, im Sommer für Leichtathletik und im Winter für Geräteturnen. Keiner konnte sich ihnen entziehen; sie waren eine der Grundlagen der Zeugnisnote im Sport.

Für viele war der Tag der Bundes-Jugendspiele wahrscheinlich eine Qual. Für mich nicht; ich wurde später auch als „Wettkampfrichter“ bei der Bewertung jüngerer Schüler eingesetzt. Es gab vom Bundespräsidenten unterschriebene Ehrenurkunden und vom Kultusminister unterschriebene „einfache“ Siegerurkunden.

Leichtathletik betrieben wir in der Gronau. Dort, wo heute das Telekom-Hochhaus steht, befand sich früher das schöne Gronau-Stadion mit ansteigenden Sitzreihen vor der Häuserzeile, also mit dem Blick auf den Ennert. Das erste Stadion, in dem ich ein Fußballspiel sah, natürlich eines mit dem Bonner SC, benutzten wir aber nur zu den Wettkämpfen und Bundesjugendwettspielen. Trainieren taten wir nebenan auf einer kleinen Aschenbahn, an deren Seite sich auch Sprunggruben befanden. Dort gab es auch Umkleidekabinen. Dorthin fuhren wir auch, wenn wir Sport im Unterricht hatten, sei es mit dem Obus (dem elektrischen Oberleitungsbus) oder mit dem Fahrrad die schöne Strecke am Rhein entlang.

Ich liebte es zunehmend, an Wettkämpfen teilzunehmen und rannte mit Vergnügen mit anderen um die Wette, selbst wenn ich verlor. Es war Nervenkitzel dabei, Herausforderung und, wenn man Glück hatte, auch Befriedigung und Stolz. Man sah den anderen zu, tauschte sich aus, ordnete sich ein und traf seine Freunde.

66
SIEGER-
URKUNDE

Wolfgang Schultheiß

ist bei den

BUNDES
JUGENDSPIELEN
1955

im Drei- Kampf
mit 47,5 Punkten
als Sieger hervorgegangen.

Als Anerkennung verleihen wir
diese Urkunde

Der Schulungsminister
des Deutschen Bundes
Königliche-Zeichengabe

Der Präsident
des Deutschen Bundes

W. Lübke

Wolfgang Schultheiß

EHREN-
URKUNDE

Bei den Bundes-Jugendspielen 1956

zu B O N N am 6. März

errang WOLFGANG SCHULTHEISS, 46

geboren am 10. 3. 1945

im G-VIERKAMPF mit 77 Punkten
einen Sieg

Als Anerkennung gebe ich diese Urkunde.



Bundespräsident

Scheubert

Bundes-Jugendspiele Siegerurkunde
(Leichtathletik und Geräteturnen)

Sport in der Gronau 1958



Der in der Mitte bin ich



Wettkampfpause und StR Schüler am Start des 100m-Laufs

Schul-Bestleistungen 1962/63

Klassenkameraden, Jugend A

100 m	Georg-Hinrich Hammer 12,0 Sek
400 m	Wolfgang Schultheiß 59,0 Sek.
1000 m	Georg-Hinrich Hammer 2:52,2 Min. Georg Lück 2:57,0 Min.
Hochsprung	Bernd Sewing 1,55 m
Kugelstoßen (7,5kg)	Bernd Sewing 9,70 kg Georg-Hinrich Hammer 9,63 kg

Klassenkameraden, Männer

100 m	Georg-Hinrich Hammer 11,9 Sek. Karsten Albaum
400 m	Georg-Hinrich Hammer 55,1 Sek
1000m	Georg-Hinrich Hammer 2:51,0 Min.
5000	Georg-Hinrich Hammer 19:17,8 Min.
Weitsprung	Bernd Sewing 6,17 m
Hochsprung	Bernd Sewing 1,75 m Karsten Albaum 1,60 m
Kugelstoßen (7,5kg)	Bernd Sewing 10,70 m Georg-Hinrich Hammer 10,17 m

Sie kamen alle aus unserer oder der Parallelklasse.



Was es alles so zu erwerben gab:



Stadtmeisterschaft Bonn 1961, Mehrkampfabzeichen des Deutschen Turnerbundes, Ehrennadel des GTV, die beiden letzten mit den stilisierten vier F des Turnvaters Jahn.

So schöne Urkunden gab es damals vom Beethoven-Gymnasium

STAATLICHES BEETHOVEN-GYMNASIUM BONN



2. SIEGER

WURDE BEIM *Schulsportfest 1955*

IM KAMPF *Dreikampf, Jahrgang 1945*

MIT DER LEISTUNG *47,5 Punkte*

Wolfgang Schullheiß

BONN, *27. Sept. 1955*

Krenzman



Griechische Vase

500 v. Chr.

III. Nachkriegszeit

Die Jahre meiner Kindheit und Jugend eine Periode der gesellschaftlichen Restauration. Einige meiner Klassenkameraden stoßen sich an diesem Wort und betonen, dass man sich bewusst vom Dritten Reichs abgesetzt und ein neuer Geist geweht habe. Natürlich, in der Regierungspolitik war das so. Gesellschaftlich und, was uns als Schüler direkt betraf, im Bildungsbereich galt das aber nur begrenzt. Insoweit halte ich am Wort „Restauration“ fest. Ich lebte in einem liberalen, verständnisvollen Elternhaus, aber auch hier galten die Benimmregeln aus der Weimarer Republik.

Für mich hat „Restauration“ aber eine positive Konnotation, soweit es sich auf das Bildungssystem bezieht. Die alten Sprachen wurden vermehrt gelehrt, man knüpfte an das traditionelle humanistische Bildungsideal an. Alle Hauptfächer wurden im Abitur geprüft; man konnte nur wenige Nebenfächer abwählen. Das Ergebnis war, obwohl sich 1964 schon gewisse Lockerungsbestrebungen zeigten, dass wir beim Abitur mit unserem Wissen breit aufgestellt waren.

1. „Roaring Fifties“?

In was für einer sittenstrengen Zeit lebten wir aber in den 50er Jahren! Kein Vergleich mit den „roaring twenties“! In der „Welt von Gestern“ beschreibt Stefan Zweig das Lebensgefühl nach dem Ersten Weltkrieg:¹⁶

Berlin verwandelte sich in das Babel der Welt. Bars, Rummelplätze und Schnapsbuden schossen auf wie die Pilze. (...) Alles, was extravagant und unkonventionell war, erlebte goldene Zeiten: Theosophie, Okkultismus,

¹⁶ S.340f., 343, 357

Spiritismus, Somnambulismus, Anthroposophie, Handlerei, Graphologie, indische Yoghilehren und paracelsischer Mystizismus. (...) Jede Form des Rauschgifts, Morphinum, Kokain und Heroin, fand reißenden Absatz. In den Theaterstücken bildeten Inzest und Vatermord, in der Politik Kommunismus und Faschismus die einzig erwünschte extreme Thematik; unbedingt verfemt hingegen war jede Form der Normalität und Mäßigung.

Davon kann man in der Dekade nach dem Zweiten Weltkrieg wahrlich nicht reden. Die einzige „extreme“ Abweichung von der Normalität war der Schwarzmarkt, den Jähner als eine Art „Schule des Lebens“ für das folgende Wirtschaftswunder ansieht. Es gab zwar eine Explosion der Lebensfreude auch nach dem Zweiten Weltkrieg, nur war ich zu klein und sie zu kurz, als dass ich sie mitbekommen hätte. Das Gefühl „Hurra! Wir leben noch!“ brach sich für kurze Zeit Bahn.

Das trifft natürlich nicht für alle zu, mehr für die Jüngeren. Viele trauerten um Familienmitglieder und Ehemänner oder suchten verzweifelt ihre Kinder. „*Suchkind 312*“ war nicht umsonst ein Fortsetzungsroman in der Rundfunkzeitschrift „Hör Zu“ in den 50er Jahren; ich habe ihn selbst voll Mitleid als Kind gelesen. Es gab Kriegsversehrte und Traumatisierte. Jähner ordnet das so ein: „*Es wäre verfehlt, in ihnen reflexhaft die Besseren zu sehen und in den Tanzenden die Hartleibigen, die blind für Unrecht und Elend gewesen wären. Die Schuld, die die Deutschen auf sich geladen hatten, war selten der Grund für die Empfindung, Spaß sei hier fehl am Platz; es waren meist das eigene Elend, das die Laune vergällte, der Gedanke an den Mann in Gefangenschaft oder die Trauer um die gefallenen Angehörigen.*“¹⁷

¹⁷ Wolfszeit, S.126.

Tendenzen „zum Orgiastischen“ und zu Rauschgift, wie sie Stefan Zweig für die 20er Jahre beschreibt, zeigten sich erst ab der Mitte der 60er Jahre. Sie waren dann aber eine Frucht der Überschussgesellschaft und speisten sich, wie nach dem Ersten Weltkrieg, aus einer bitteren Kritik an dem Verhalten der Eltern und Großeltern im Dritten Reich. Deren Regeln sollten nicht mehr gelten; sie waren als heuchlerisch entlarvt. Ich und meine Altersgenossen hingegen waren noch nicht so weit; wir standen noch ganz in dem Geist des weitgehend (wir waren ja auch Kinder) kritiklosen Wiederaufbaus.

Passend dazu lebte meine Generation noch ganz in eine Zeit „bemühter Spießigkeit“, wie sie Jähner so schön nennt: *„Die Generation Schwarzmarkt entwickelte sich nach dem Ende der Not zu einer der bravsten der Geschichte. Wohl selten hat eine Bevölkerung im Durchschnitt der Polizei so wenig Arbeit gemacht, wie die der beiden deutschen Staaten in den fünfziger Jahren, die für ihre bemühte Spießigkeit ja noch ausgiebig belacht werden sollten.“*¹⁸

Ich habe die Zeit so auch in Erinnerung: als zutiefst bürgerlich, als höchst sittenstreng und von Arbeitswut besetzt. Bürgerliche Tugenden, der spätere Bundeskanzler Helmut Schmidt würde sagen „Sekundärtugenden“, waren gefragt, auch um der Welt zu beweisen, dass die Deutschen noch welche besaßen.

Mitbekommen haben wir, wie man sehen wird, immerhin die Tanzbegeisterung, die Jähner in „Wolfszeit“ hervorhebt. Sie war in den bourgeoisen 50er und 60er Jahren typischer Ausdruck der Lebensfreude. Aber natürlich nur im Rahmen überkommener gesellschaftlicher Formen.

¹⁸ Wolfszeit, S.237, 247

Allerdings gab es in der Musik einen Aufbruch. Als meine Generation begann, sich für Musik zu interessieren, hielten Jazz, der wilde Rock n' Roll und Elvis Presley in Deutschland ihren Einzug. Sie wurden von den konservativen Kreisen, in denen wir uns bewegten, widerwillig akzeptiert oder eher geduldet, wie man alles akzeptierte, was aus den USA kam. In dieser Hinsicht also waren die alten Formen gebrochen und eine spezifisch jugendliche setzte sich durch.

2. Trümmerlandschaft und Kriegsversehrte

Zerbombte Städte und Kriegsversehrte prägten das Stadtbild. In meinen ersten sechs Lebensjahren hatte ich davon unberührt auf dem Lande gelebt. In Bonn aber waren die Auswirkungen des verlorenen Krieges auch für mich deutlich erkennbar. Viele Häuser lagen nach den Bombennächten in Schutt und Asche. Von der Straße zu sehen, wie es in den Häusern früher ausgesehen hatte, welche Farbe die Wohnzimmerwände gehabt hatten und wo Treppen, die man an schräger Bemalung erkannte, entlanggeführt hatten, empfand ich fast als obszön. In den Ruinen durften wir wegen möglicher Blindgänger, Trümmer und Hohlräume, in die man einbrechen konnte, natürlich nicht spielen. Kaum ein Junge wird sich daran gehalten haben.

Die vielen Kriegsversehrten waren ein alltäglicher Anblick. Die meisten hatten einen Arm oder ein Bein verloren; auch waren viele Kriegsblinde unter ihnen. Sie bettelten am Straßenrand oder klingelten an der Wohnungstür. Dort bekamen sie ein Butterbrot in die Hand gedrückt. Das war nicht ehrenrührig, das hätte alle treffen können. Erst als sie nicht mehr um etwas zu essen baten, sondern Geld haben wollten, stellte auch meine mitfühlende Mutter die Hilfe ein. Sie hatte ohnehin den Eindruck, dass man unter den Bettlern austauschte, an welcher Tür man etwas bekäme, und dass daher bevorzugt bei uns geklingelt wurde. Manchmal meldeten sich die Bettler auch mit Rufen oder einer Glocke von der Straße. Dann warfen wir ihnen aus dem Fenster in Zeitungspapier eingewickelte Münzen auf die Straße. So rollten sie nicht davon und man konnte sie besser wiederzufinden.

Einige wollten den Passanten auch etwas bieten. Ein typisches Bild auf der Straße waren Männer mit einem Schellenbaum auf dem Kopf, einer großen Pauke auf

dem Rücken und einem weiteren Instrument, vielleicht einer Ziehharmonika, in den Händen. Der Schellenbaum, ein Instrument der Militärkapellen, war ein auf einem Helm montierter stilisierter kleiner Baum, an dessen Zweigen Glöckchen hingen. Der Paukenschlegel war an der Pauke befestigt und wurde mit dem Fuß betätigt, der durch eine Schnur mit dem Schlegel verbunden war. Der Anblick dieser Musiker, die nicht nur ein Instrument spielten, sondern gleichzeitig dauernd mit dem Kopf wackelten und mit dem Fuß die Pauke bedienten, hat mich als Kind angezogen, das dauernde Kopfschütteln aber auch abgestoßen. Ich hielt ich für nicht menschenwürdig; sie mussten dadurch doch irre werden.

Kriegsversehrte gaben auch zu manchem bitteren Witz Anlass. Wie diesem: Im beginnenden Wirtschaftswunder war das Versandhaus Neckermann populär. Natürlich passten die bestellten Waren nicht immer; an den leichten Umtausch wie heute war nicht zu denken. Zwei Männer sitzen sich in der Eisenbahn gegenüber. Einer hat einen Mantel an, aus dessen Ärmeln keine Hände schauen. Teilnahmsvoll beugt sich der Gegenübersitzende nach vorne und fragt: „Stalingrad?“. „Nein, Neckermann“, antwortet andere.

Nicht nur die Kriegsversehrten erinnerten brutal an den Krieg. Auch der vielen Kriegsgefangenen wurde gedacht. Die letzten holte ja Adenauer erst 1955 aus Russland heim. Man sah in den Wochenschauen, wie sie heimkehrten. Das „Nun danket aller Gott“, das sie 1955 bei der Ankunft in Deutschland anstimmten, geht mir jetzt noch unter die Haut, wenn ich daran denke. Bis in die Mitte der 50er Jahre wurden am Volkstrauertag abends Kerzen in die Fenster gestellt, um der Kriegsgefangenen zu gedenken.

3. Die Vertriebenen

Meine Großmutter war mit einem der letzten Züge aus Breslau geflohen; meine Mutter und Schwester hatten das schon vorher unter Zurücklassung der gesamten Habe getan. In Bayern hatten sie das Glück, auf einem ländlichen Besitz der Familie meines Vaters unterzukommen. So viel Glück im Unglück hatten aber nur wenige. Denn im Westen herrschte eine entsetzliche Wohnungsnot.

In den Bombennächten hatten viele nicht nur Familienangehörige, sondern auch Häuser und Wohnungen verloren. Alle suchten verzweifelt einen Platz, wo sie vor Kälte geschützt schlafen konnten, wo sie etwas zu essen bekamen, wo sie wohnen und ein neues Leben anfangen konnten. Die Not wurde erheblich verschärft durch den Zustrom der Vertriebenen. 12 Millionen Deutsche waren auf der Flucht aus den Ostgebieten. *„Tatsächlich hatte Westdeutschland fünf Jahre nach dem Krieg fast 10% mehr Einwohner als davor; zugleich war ein Viertel des Wohnungsbestands zerstört. (...) Am Ende werden 16,5% der Bevölkerung Westdeutschlands aus den verlorenen Ostgebieten stammen“*¹⁹

Als mein Vater 1949 nach Bonn ging, konnte die Familie nicht mitkommen, da es für uns keine Wohnung gab. Mein Vater wohnte zwei Jahre lang in einem möblierten Zimmer in Beuel bei der Familie Vohwinkel, deren Söhne später meine Vorbilder im GTV werden sollten. Das alles änderte sich, als mein Vater, 1951 endlich eine Beamtenwohnung bekam. Anderen ging es aber erheblich schlechter. Mein Schwager erzählt, dass er als Kind in einer fünfköpfigen Familie 5 Jahre lang in einem Kellergelass leben musste. Und mein Onkel Wolfgang

¹⁹ Jähner, Wolfszeit, S.90f.

brauchte nach der Entlassung aus russischer Kriegsgefangenschaft 1949 noch eine „Zuzugsbewilligung“ der Landeshauptstadt München nach dem „Wohnraumbewirtschaftungsgesetz“, um nach München ziehen und dort wohnen zu dürfen.

Die Vertriebenen und Flüchtlinge verschärften aber nicht nur die Wohnungsnot. Sondern es kam wegen der religiösen und regionalen Andersartigkeit der „Zugereisten“ auch zu Konflikten. Ihr Zuzug krepelte das Leben und die als selbstverständlich empfundene, tradierte Lebensweise in vielen westdeutschen Ländern um; die Mentalitäten unterschieden sich damals sehr viel mehr voneinander als heute.

Wir können jetzt wahrscheinlich gar nicht mehr ermes- sen, wie modern, wie wenig provinziell wir durch die Welle der Vertriebenen geworden sind. Der damalige Prozess des Umlernens, den wir in unserer Kindheit erlebten, zeigt sich auch in den oben zitierten Erinnerungen an die „Konfessionsschule“ von Wolfgang Knapp.²⁰ In ihnen berichtet er von dem Aufeinandertreffen der katholisch-rheinischen „Leichtigkeit des Seins“ auf die vergleichsweise humorlose Strenge, die er aus dem pietistischen Altwürttemberg gewohnt war. Für ihn war das eine befreiende Erfahrung.

„Wenn in den pietistischen Regionen Württembergs plötzlich Schwärme der lebenslustigen katholischen Sudetendeutschen auftraten, erlitten die braven Frömmeler dort einen regelrechten Kulturschock. Fronleichnamsprozessionen wurden als Provokation begriffen und gewaltsam unterbunden. (...) Das eingeschliffene rassistische Vokabular fand wieder Anwendung. Der Kreisdi- rektor des bayerischen Bauernverbandes, Dr. Jakob

²⁰ Oben S.26f.

Fischbacher, bezeichnete es in einer vielbeachteten Rede als Blutschande, wenn ein bayerischer Bauernsohn eine norddeutsche Blondine heiratete. ²¹,

Doch die Liebe setzte sich natürlich durch. Es dauerte nur etwas. *„Ehen zwischen Protestanten und Katholiken, offiziell „Mischehen“ genannt, kamen trotz des erbitterten Widerstands der Pfarrer bald immer häufiger zustande. Der katholische Partner wurde allerdings dabei in aller Regel exkommuniziert, wenn der protestantische nicht seinen Glauben wechselte. Häufig wurde der Kirchenbann öffentlich während der Messe und unter Schmähungen verkündet.* ²² Das klingt mir bekannt und nicht nur aus meiner Jugend

Auch politisch waren die Vertriebenen eine Wählergruppe, mit der zu rechnen war. Sie standen viele Jahre einer Entspannungspolitik gegenüber der Tschechoslowakei und Polen im Wege. Der Verlust der deutschen Ostgebiete war damals eine frische Wunde, der Wunsch nach Rückgabe emotional verständlich. Später bekam man allerdings eher den Eindruck, dass es nur noch Vertriebenenverbände gab, weil einige Funktionäre ihre Posten nicht aufgeben wollten. Auch Jähner bestätigt, dass die Vertriebenen wegen der revanchistischen Töne ihrer Verbandsfunktionäre lange zu den reaktionärsten Kräften der Bundesrepublik gezählt wurden, die noch 1972 den Bundeskanzler Willy Brandt wegen seiner Ostpolitik persönlich diffamierten und zum Volksverräter stempelten. ²³ Auch heute spielen die Vertriebenenverbände, und sei es bei der Frage, wie man der Vertreibung gedenken sollte, eine gewisse Rolle.

²¹ Jähner S.98

²² Jähner, Wolfszeit S.100

²³ S.102

Bei aller Liebe zu ihrer alten Heimat, mein Großvater war vor 1933 Stadtverordnetenvorsteher, also ehrenamtlicher Bürgermeister, in Breslau gewesen, hatte meine Mutter wenig für die Vertriebenenverbände übrig. Für sie war der Verlust der Ostgebiete der Preis für den von Deutschland vom Zaun gebrochenen Krieg. Selbst wenn sie ihn persönlich bezahlen musste. Sie hatte auch nichts übrig für den folkloristischen Einschlag der rückwärtsgewandten Vertriebenentreffen, auf denen sich Kinder und Enkel der Vertriebenen medienwirksam in Trachten zeigten, die sie nie in wirklichem Leben gesehen haben. Die Gedenkstätte „Haus Schlesien“ in Heisterbacherrott nahe Bonn hat meine Mutter vielleicht ein Mal betreten, um sich ein Bild zu machen. Die Namen der Vertriebenenfunktionäre hatten weder bei uns zu Hause noch in den meisten Medien einen besonders guten Klang.

Ich erinnere mich der Treffen der Vertriebenenverbände nur aus den Wochenschauen, später aus dem Fernsehen. Mein AA-Kollege und drei Jahre jüngerer Schulkamerad Andreas von Mettenheim erinnert sich aber: „Politisch von großer Bedeutung war 1965 ein Schülerprotest gegen eine Großkundgebung des Bundes der Vertriebenen in Bonn. Die Wogen schlugen hoch. Ein Mitschüler aus der Parallelklasse bekam sogar einen „Kasten“ im „Spiegel“, wo er dramatisch über seinen Kampf gegen die Polizei und die „Vertriebenen“ berichten konnte. Ich erinnere mich an ein spöttisches Plakat mit dem Satz „Wir fordern Deutschland in den Grenzen Karls des Großen“. Mettenheim fügte aber auch hinzu: „Ich schäme mich heute ein bisschen, dass ich überhaupt kein Verständnis für Leute hatte, die – im Gegensatz zu uns – ihre Heimat und Vieles mehr verloren hatten.“

Wider alle Erwartung erwies sich der Zustrom der Vertriebenen letztlich als „blessing in disguise“. Sie wurden

Katalysatoren der Modernisierung. „So rückwärtsge- wandt die Vertriebenen auch waren, in der Nachkriegs- gesellschaft wirkten sie als Agenten der Modernisierung. (...) In ihrer neuen, meist ungeliebten Heimat bildeten sie das Ferment einer Entprovinzialisierung, die gerade das veränderungsunwillige Bauernland ummodelte. Die Ver- triebenen mischten das Land regelrecht auf. (...) Der ra- sche Aufschwung nach der Wirtschaftsreform 1948 wäre ohne die Arbeitsemphase der Vertriebenen nicht möglich gewesen. Von allen sozialen Bindungen und Ablenkun- gen ihrer alten Heimat befreit, konzentrierten sich die meisten auf nichts anderes als den Aufbau einer neuen Existenz durch Arbeit. Zudem verfügten viele Vertriebene über eine hohe Bildung und Qualifikation. So wurden sie zur Grundlage der mittelständischen Industrie, die in den rückständigen ländlichen Regionen Bayerns und Baden- Württembergs heranwuchs.²⁴

²⁴ Jähner, Wolfszeit, S.104

4. Lastenausgleich

Die Vertriebenen fragten sich natürlich, wie Mettenheim richtig schrieb, warum sie die Hauptlast des verlorenen Krieges zu tragen hatten. Fast alle Familien hatten Menschenleben zu beklagen, viele durch Ausbombung auch Vermögensverluste, aber nur die Vertriebenen den Verlust der Heimat mit allem, was damit zusammenhing. Auch die Politiker erkannten, dass die Last des verlorenen Krieges gerechter verteilt werden musste. Ein „Lastenausgleich“ musste her. Doch darüber, wie er aussehen sollte, gab es weit auseinanderliegende Meinungen. Was kein Wunder war. Denn die einen mussten etwas abgeben und fanden das zu viel, und die anderen fanden das, was sie bekamen, zu wenig. Wer sich uneingeschränkt freuen konnte, waren die Rechtsanwälte. Für sie wurde der Lastenausgleich vielleicht keine Goldgrube, aber doch bis in die 1970er Jahre hinein eine kontinuierliche Einnahmequelle.

Ich hatte als Kind zwar das Wort „Lastenausgleich“ gehört, sonst aber keine Ahnung. Meine Großmutter, die Besitz in Breslau verloren hatte, sprach gelegentlich in meiner Gegenwart davon. Erst nach der Lektüre von Jähners „Wolfszeit“ habe ich verstanden, wie der Lastenausgleich dann tatsächlich funktionierte:

„Viele mussten die Hälfte dessen, was sie besaßen, abgeben, damit die, die nichts hatten, zurechtkamen. Im Einzelnen sah das so aus: Das Gesetz bestimmte, das Eigentümer von Grundstücken, Häusern und sonstigem Vermögen fünfzig Prozent ihres Besitzes, über den sie am Stichtag, dem 21. Juni 1948, verfügten, abführen mussten. Die Summe konnte in vierteljährlichen Raten über 30 Jahre hinweg entrichtet werden. Nutznießer waren die „Kriegsgeschädigten“: die Ausgebombten, Invaliden

*und Vertriebenen. Sie sollten für den Verlust von Grundbesitz und Betriebsvermögen, von Hausrat und Sparvermögen, nicht aber von Bargeld und Schmuck entschädigt werden. Hinzu kam eine soziale Komponente: Der Verlust großer Vermögen sollte prozentual weniger entschädigt werden als der Verlust kleineren Besitzes. Um die Ansprüche der Vertriebenen und die Last der Zahlungspflichtigen zu berechnen, wurden sogenannte Ausgleichsämtler geschaffen, die in den kommenden Jahrzehnten allein für den Bereich der Vertriebenen 8,3 Millionen Anträge zu bearbeiten hatten.*²⁵

Das Lastenausgleichsgesetz trat 1952 nach langen Verhandlungen in Kraft. Auch die Opposition stimmte zu. Erich Ollenhauer, der damalige Vorsitzende der (oppositionellen) SPD, traf es auf den Kopf, als er sagte: *„Es ist das Gesetz der Liquidierung unserer inneren Kriegsschuld gegenüber von Millionen unserer eigenen Volksgenossen.*²⁶

Für Besitz in der DDR wurden nur „anerkannte Flüchtlinge“ entschädigt, also Menschen die direkt aus der DDR geflohen waren. Ich hielt das damals für ungerecht, denn das Eigentum war futsch. Ich denke, dass das zumindest auch ein Ausfluss der Politik des „Gesamtdeutschlands“ war, die DDR also nicht als Ausland betrachtet wurde. 1990 hat uns das wahrscheinlich auch einige Probleme in der ohnehin schwierigen Restitutionsfrage erspart.

Eine andere Art Lastenausgleich war die Entschädigung für Kriegsgefangenschaft. Für jeden Monat in sowjetischer Kriegsgefangenschaft gab es 30 DM, bei besonders schweren Bedingungen 60 DM. Nicht alle Monate waren

²⁵ S.107f.

²⁶ Zitiert in Jähner S.107

aber entschädigungsfähig. Die Entschädigungspflicht begann erst am 1.1.1947; Kriegsgefangenschaft davor gehörte zum allgemeinen Kriegsrisiko. Für knapp 5 Jahre sowjetischer Kriegsgefangenschaft bekam mein Onkel Wolfgang, der am 1.4.1949 aus der Kriegsgefangenschaft entlassen worden war, acht Jahre später 960 DM.

Landeshauptstadt München München, den 9.10.1957
 Amtl. Fürsorgestelle für Kriegsbesch. u. -Hinterbl.
 Gz.: Ref. 6/1 KB
 München 15, Reisingerstr. 10

Mit **Zustellungsnotwehr!**
Belegen: 1 Scheidungsurteil

Herrn -Frau=Fräulein:
Dr. Wolfgang Friedrich
München 13
 Agnesstr. 28

Bescheid über die Feststellung der Kriegsgefangenenentschädigung
 Auf Ihren Antrag vom 1.2.1955 auf Gewährung einer Entschädigung nach § 3 des Kriegsgefangenen-
 Entschädigungsgesetzes vom 3.1.1954 (Blatt. 1 Seite 4) für
 Name: **Dr. Wolfgang Friedrich** geb.am 8.7.1913
 (wer ist die entschädigungsrechtliche Person einzusetzen)

*) **Dr. Wolfgang Friedrich (Dr. Wolfgang Friedrich)** hat der Leiter der unterfertigten Ankliden Fürsorgestelle - am 9.10.1957 folgende
 Entscheidung getroffen:

Anerkante Zeit der Kriegsgefangenschaft, Internierung, Verschleppung		Zahl der entschädigungs-fähigen Monate	davon		Betrag DM
von	bis		Monate ö. 30.- DM	Monate ö. 60.- DM	
1	2	3	4	5	6
9.7.44	31.12.1946	—	—	—	—
1.1.1947	1.4.49	28	24	4	960.-

Dringlichkeitsstufe 24 Punktzahl 11 **Gesamt-Entschädigungsbetrag: 960.-**

Gründe: Der Anspruch auf Entschädigung ist auf Grund Ihrer Kriegsgefangenschaft - ~~infolge der Verschleppung~~ - gemäß § 2 KfGG gegeben.

Rechtsmittelbelehrung
 Gegen diesen Bescheid kann binnen eines Monats nach Eröffnung oder Zustellung Beschwerde erhoben werden. Die Beschwerde soll - möglichst in zweifacher Ausfertigung - bei der unterfertigten Behörde zur Weiterleitung an den zur Entscheidung über die Beschwerde zuständigen Rechtsmittelinstanz bei der Regierung von Ober- und Niederbayern, München 22, Max-Müllerstr. 14 schriftlich oder mündlich zur Niederschrift eingereicht werden. Die Beschwerde muß einen bestimmten Antrag enthalten und ist zu begründen. Sofern die Begründung nicht gleichzeitig mit der Erreichung der Beschwerde erfolgt, kann sie binnen 4 Wochen nachschick werden. Es wird jedoch darauf hingewiesen, daß die Beschwerde wegen Formmangels als unzulässig verworfen werden könnte, wenn die Begründung nicht innerhalb der vorerwähnten Frist von 4 Wochen eingereicht wird. Die Beschwerde ist in zwei Exemplaren zu reichen, wenn die Beschwerde rechtzeitig unentgeltlich beim Beschwerdeausstellenden eingereicht wird. Die Beschwerde hat aufschiebende Wirkung.
 Sollte auf die Beschwerde ohne zureichenden Grund binnen angemessener Frist kein Bescheid ergehen, so kann Anfechtungsklage beim Verwaltungsgericht München 9, Marienhilfsplatz 17a schriftlich oder zur Niederschrift des Urkundsbeamten der Geschäftsstelle erhoben werden, aber nur innerhalb von 4 Monaten nach Erlegung der Beschwerde.
 Bei der Erhebung der Anfechtungsklage soll ein folgendes zu beachten: Die Anfechtungsklage soll als solche bezeichnet werden. Die soll einen bestimmten Antrag enthalten. Die Anfechtungsklage und die zur Begründung dienenden Tatsachen und Beweismittel sollen eingangsbeurteilt werden. Wird die Anfechtungsklage schriftlich erhoben, so sind ein Kops und die weiteren Schriftsätze samt Anlagen in so vielen Ausfertigungen anzubereiten, daß jedem Beteiligten eine Ausfertigung und der Staatsanwaltschaft beim Verwaltungsgericht zwei Ausfertigungen zugestellt werden können.

Bemerkung
 Nach Eintritt der Rechtskraft des Bescheides wird der Entschädigungsbetrag überreicht. Es wird daher ersucht, von Anfragen wegen Auszahlung der Entschädigung abzusehen. Bei Wohnortwechsel ersuchen wir in Ihrem eigenen Interesse um zeitige Mitteilung der neuen Anschrift.
 *) Näheres findetes im Anhang.

Ampl. Fürsorgestelle für Kriegsbeschädigte und Kriegshinterbliebene
 Koro-Deck 590 53 (3.5.57) Nachdruck und Nachbesetzung verboten
 Konsumschriften-Verlag 1. Teil, München 24, Bayer Straße 22
 *) Leiter der Ampl. Fürsorgestelle

Eine Berechnung der Kriegsgefangenenentschädigung

5. Die Stellung der Frau

Und wie stand es um die Frauen, die in Krieg und Nachkriegszeit einen Großteil der (über)lebenswichtigen Tätigkeiten in Familie und Beruf übernommen hatten? Konnten sie die ihnen durch die Umstände aufgezwungenen Freiheiten behalten, als ihre Männer aus Kriegsdienst und Kriegsgefangenschaft, teilweise traumatisiert, zurückkehrten?

Nein, sie konnten nicht. Sie hatten im Krieg und in den Jahren danach zwar vielfältige neue Lasten zu tragen gehabt, die „Trümmerfrauen“ sind hierfür ein bekanntes Beispiel, aber an ihrer Stellung in der Gesellschaft, auch der rechtlichen, änderte sich nichts.

Nur dem Einsatz einiger couragierter Frauen war es zu verdanken, dass der Satz „Männer und Frauen sind gleichberechtigt“ 1949 in das Grundgesetz kam, Bis 1953 sollte das aus dem Jahr 1900 stammende Familienrecht des BGB angepasst werden. Aber erst einmal geschah nichts. Mein Klassenkamerad Peter Kippenberg ist dem einmal nachgegangen.²⁷

Als wir zur Schule gingen, so berichtet er, stand auf seinem Zeugnisformular „Unterschrift des Vaters oder seines Stellvertreters“. Erst ab 1963 hieß es „Unterschrift des Erziehungsberechtigten“. Der Vater übte laut BGB allein „Gewalt“ (so heißt das im BGB, es hat mit Gewalttätigkeit nichts zu tun) über das Kind aus, entschied also in allen Dingen des „Kindeswohls“. Er hatte die Vertretungsmacht, verwaltete das Kindesvermögen und war al-

²⁷ „Mann und Frau in der Bundesrepublik Deutschland – ein Blick (im Zorn?) auf die 50er Jahre“, Vortrag vom 9.11.2012.

leine berechtigt, „angemessene Zuchtmittel“ anzuwenden. Die Mutter hatte daneben eine „Nebengewalt“, doch zur Vertretung des Kindes war sie nicht berechtigt. „Bei einer Meinungsverschiedenheit zwischen den Eltern geht die Meinung des Vaters vor“, hieß es in §1634 BGB.

Dem Mann stand weiter die Entscheidung „in allen das gemeinschaftliche eheliche Leben betreffenden Angelegenheiten“ zu, er bestimmt insbesondere Wohnung und Wohnort. Die Frau war zur „Arbeit im Hauswesen und im Geschäft des Mannes verpflichtet, soweit das nach den Verhältnissen, in denen die Ehegatten lebten, üblich“ war. Und schließlich konnte der Ehemann das Arbeitsverhältnis seiner Frau ohne Einhaltung einer Kündigungsfrist kündigen, wenn die Tätigkeit der Frau die ehelichen Interessen beeinträchtigte.

Gravierender war das Erbrecht. „Das Vermögen der Frau wird durch die Eheschließung der Verwaltung und Nutznießung des Mannes unterworfen“. Ausgenommen waren nur die „ausschließlich zum persönlichen Gebrauch der Frau bestimmten Sachen“.

Mit anderen Worten: die Einnahmen aus dem Vermögen der Frau standen dem Mann zu. „Nicht nur verarmte adlige Offiziere im Kaiserreich konnten sich durch Eheschließung mit einer Tochter aus reichem Haus sanieren – nein, auch lebensfrohe Jungmänner noch in der Nachkriegszeit“, wie Peter Kippenberg so treffend schreibt. Da wundert man sich fast, dass so viele vertrauensvoll geheiratet wurde, ohne das Güterrecht durch einen Ehevertrag zu ändern. Das war natürlich möglich.

Nun spielt sich im wahren Leben nicht alles so ab, wie es der rechtliche Rahmen hergibt. Das eheliche Schlafzimmer spielt auch noch eine Rolle. Doch hatten die Männer rechtlich eindeutig das Sagen, und das war vom Gesetzgeber auch so gewollt. So schnell ließ man nun doch

nicht, Grundgesetz hin, Grundgesetz her, von liebgewordenen Gewohnheiten ab.

Dem war aber ein Riegel vorgeschoben. Mit Art. 117 hatte man in weiser Voraussicht eine Übergangsvorschrift in das Grundgesetz eingefügt, wonach das alte vorkonstitutionelle Familienrecht zwar so lange gelten sollte, bis das Familienrecht an den Gleichheitsgrundsatz des Art.3 Absatz 2 GG angepasst war, aber längstens bis zum 31. März 1953. Als das bis dahin nicht geschah, begannen die Gerichte, verfassungswidriges Familienrecht nicht mehr anzuwenden. So begann Richterrecht die Gleichstellung von Mann und Frau sicherzustellen, bis 1957 das Gleichberechtigungsgesetz verabschiedet wurde.

Aber auch dann konnte der Gesetzgeber noch nicht so recht glauben, dass der Mann bei der Ausübung der elterlichen Gewalt nicht das letzte Wort haben sollte. Er fügte in das Gesetz einen Stichentscheid des Mannes ein. Der zwei Jahre später prompt vom Bundesverfassungsgericht als verfassungswidrig aufgehoben wurde. Es dauerte noch einmal 20 Jahre, bis ein Gesetz das 1979 nachvollzog. Und nur zwei Jahre vorher hatte ein Gesetz endlich geregelt, dass eine Ehefrau auch ohne Zustimmung des Ehemannes eine Arbeit aufnehmen konnte.

Viele alte Denkmuster waren also zählebig. Die Dominanz des Mannes gehörte dazu. Wir als Schüler bekamen davon aber wenig mit.

6. Moral und Kirche

Wenn ich von der Zeit der Restauration in den 20 Jahren zwischen 1945 und 1965 spreche, denke ich neben der Schule vor allem an die damals herrschenden Moralvorstellungen. Immer wieder drängt sich da der Ausdruck der „Wohlanständigkeit“ in meine Erinnerung. Das war das Ideal, so sollte man leben und so wollte man vor allem gesehen werden. Der Rest war Schweigen.

Jähner beschreibt, wie das Pendel der Moral nach der Währungsreform kräftig zurückschlug. *„Die Generation Schwarzmarkt entwickelte sich nach dem Ende der Not zu einer der bravsten der Geschichte. Wohl selten hat eine Bevölkerung im Durchschnitt der Polizei so wenig Arbeit gemacht, wie die der beiden deutschen Staaten in den fünfziger Jahren, die für ihre bemühte Spießigkeit ja noch ausgiebig belacht werden sollten. (...) Auch der später etwas befremdlich wirkende Ordnungskult der Fünfziger hatte in den Zumutungen des illegalen Handels seine Wurzeln.“*²⁸

In diesen Jahren „bemühter Spießigkeit“ wuchs ich auf. Die Kirche hatte einen kräftigen Anteil an ihr. Sie war für viele moralische Instanz, insbesondere im katholischen Rheinland. Der strenggläubige Katholik Adenauer war ein Beispiel. Carlo Schmid, ein hochgebildeter Politiker der SPD, wurde einem on-dit zufolge nicht Bundespräsident, da sein Eheleben nicht in Ordnung war. Ein Kollege meines Vaters wurde aus demselben Grund nicht befördert, um ihn aus der „Schusslinie“ der Presse zu halten. Eheliche Seitensprünge eines Beamten konnten disziplinarrechtlich geahndet werden und zur Entlassung führen.

Harte Zeiten also im Vergleich zu heute. Als Kinder berührte uns das eigentlich wenig; Seitensprünge, wenn

²⁸ Wolfszeit, S.237, 247

überhaupt, lagen in ferner Zukunft. Meine Schwester Barbara litt aber in anderer Hinsicht darunter. Sie ging in die Liebfrauenschule, eine katholische Nonnenschule. Ich erinnere mich daran, dass sie als Zwölfjährige einmal nach Hause geschickt wurde, weil sie im Sommer in einem kurzärmeligen Kleid in die Schule gekommen war. Das war nicht züchtig genug. Bei den jährlich stattfindenden Schulfesten waren Brüder nur bis zum Alter von 13 Jahren zugelassen; alle anderen hätte die braven Mädchen ja in Versuchung führen oder auf falsche Gedanken, von Taten ganz zu schweigen, bringen können.

Die Oberschulen waren überwiegend reine Jungen- oder reine Mädchenschulen. Nur das Cusanus Gymnasium in Bad Godesberg, in das auch viele Diplomatenkinder gingen, machte eine Ausnahme. Dort geschah dann auch der berühmte „Doppeldeckerfall“, bei dem ein Junge zwei Mädchen seiner Klasse, ich glaube, es waren sogar Schwestern, etwa gleichzeitig schwängerte. Das konnte bei einer reinen Jungenschule ganz offensichtlich nicht vorkommen. Schwacher Trost.

Mein drei Jahre jüngerer Schulkamerad Andreas von Mettenheim erinnert sich auch daran. Er schreibt: „Ganz gut war: Schülerzeitung zusammen mit Clara-Schumann-Schule (girls!) und die selbstgemachten Pop-Konzerte, bei denen die Band ‚Hangmen‘ eine große Rolle spielte. Allerdings kamen alle Musiker (no girls) vom ako. Die Geschichte ist eben immer so ungeheuer grau!“.

Die Freiwillige Filmselfbstkontrolle (FSK) leistete ganze Arbeit. Mit ihrer Unterteilung „Frei ab 6/12/16/18 Jahren“ sorgte sie dafür, dass man bis zum Abitur zumindest auf der Leinwand kein nacktes Fleisch zu sehen bekam. Der Film „Die Sünderin“ aus dem Jahr 1951 entfesselte einen Skandal. Nicht, wie ich und viele andere hoff-

nungsvoll glaubten, weil Hildegard Knef einmal kurz ihren nackten Busen zeigte. Sondern wegen der „Verherrlichung von Prostitution, Sterbehilfe und Freitod“. Wegen dieses Filmes stieg die katholische Kirche aus der Freiwilligen Filmselfbstkontrolle aus, die den Film nach Zögern zugelassen hatte. Der Kölner Kardinal Frings, der das „Fringsen“, also den Diebstahl von Kohle, in den harten Nachkriegswintern noch erlaubt hatte und viel für diese verständnisvolle Haltung gerühmt worden war, legte bei diesem Thema eine ganz andere Gangart vor. Er rief in einem Hirtenbrief dazu auf, den Film zu boykottieren. Seien es nun die nackten Brüste von Hildegard Knef gewesen oder nicht: Hier hörte der Spaß offensichtlich auf.

Es kam zu Auseinandersetzung zwischen Kritikern und Befürwortern des Films. Der Staat erließ kein Aufführungsverbot. Das Bundesverwaltungsgericht entschied 1954 in letzter Instanz, dass der Film durch Art.5 des Grundgesetzes (Freiheit der Kunst) geschützt sei und dass dieser Artikel nicht durch moralische, religiöse und weltanschauliche Auffassungen einzelner Bevölkerungskreise eingeschränkt sei.

Doch bis dahin kochte die Diskussion hoch, was dem Film einen gewaltigen Bekanntheitsgrad verschaffte. *„Gewalttätige Proteste, Stinkbombenattentate und Schlägereien begleiteten den Siegeszug der ‚Sünderin‘ und brachten viele Kirchenleute und Moralfanatiker in Konflikt mit dem Gesetz. Der Staat aber stellte sich schützend vor die Freiheit der Kunst. Ein Polizist erklärte vor Gericht, er habe noch nie einen so brutalen Demonstranten gesehen wie Pfarrer Dr. Klinkhammer aus Düsseldorf,*

angeklagt wegen Nötigung, groben Unfugs und Widerstands gegen die Staatsgewalt“.²⁹

Doch die Welt veränderte sich, wenn auch nur langsam. In einem Film aus dem Jahr 1956, „Liane, das Mädchen aus dem Urwald“, schwang sich Liane, eine weibliche Version Tarzans, mit nackten Beinen, aber kunstvoll verdeckten Busen von Baum zu Baum. Bei dem Film „Traumstraße der Welt“ über die „Panamericana“ aus dem Jahr 1958 wurde von der Kritik hervorgehoben, dass man in einer Szene eine Indianerin mit entblößtem Busen sah. Das trieb mich natürlich in den Film, selbst wenn ich geographisches Interesse vorschob.

Wir waren in dieser prüden Zeit gefangen. Den völlig aseptischen Film „Bettgeflüster“, freigegeben erst ab 16 Jahren, habe ich bereits einmal erwähnt; wir sahen ihn im Schullandheim. Wie enttäuscht waren wir, nachdem wir uns mit 14 Jahren hineingeschlichen hatten! Doris Day als Sexbombe, die die Moral der Jugend untergräbt! Man kann es heute kaum glauben.

Der Film „Das Schweigen“ von Ingmar Bergmann wurde 1961 von der FSK zwar „ab 18“ freigegeben, führte aber zu heftigen Protesten und zur Gründung der Aktion „Saubere Leinwand“. Natürlich haben wir uns diese Filme angeschaut; er war eher bedrückend.

So war es bis zur Mitte der 60er Jahre. Erst 1967 gab es mit „Helga“ einen ersten Aufklärungsfilm, freigegeben ab 16 Jahre, den ich mir natürlich auch anschaute und gut, wenn auch ein bisschen banal fand. Ein Cello spielender Junge erklärt dort, man müsse sein Instrument kennen, wenn man es gut und erfolgreich spielen wolle, und verwies mehr oder weniger explizit auf die Ähnlichkeit des

²⁹ Jähner, Wolfszeit, S.302

Cellos mit einem Frauenkörper. DAS habe ich mir gemerkt! Und muss bei fast jedem Anblick eines Cellospielers daran denken.

Auch gab es in der zweiten Hälfte der 60er Jahre eine Jugendzeitschrift, deren herauslösbarer Innenteil seriöse sexuelle Aufklärungsinformation enthielt. Da konnte ich, wenn auch reichlich spät, noch etwas lernen. Und ich war dankbar dafür. Denn mit der Aufklärung taten sich die Eltern auch damals schwer. Mein Vater überließ das, wie ich später einem zufällig belauschten Gespräch entnahm, dem Großen Brockhaus, in dem ich mit roten Ohren so Manches nachschlug. Natürlich ohne eine Antwort auf meinen vielfältigen Fragen zu erhalten. Und ich lebte nicht in einer Umgebung, wo ich das nötige Wissen von anderen auf der Straße gelernt hätte.

Was die Verklemmtheit und – notwendigerweise heuchlerische – Prüderie der damaligen Gesellschaft anbelangt, haben die Hippies und die 68er zweifellos Gutes getan

Kein Wunder, dass zumindest ich, vielleicht auch andere, in dieser Beziehung ziemlich gehemmt aufwuchs. In einer reinen Jungenschule hatten wir als Heranwachsende, von der Pubertät Gebeutelte gar keine Gelegenheit, ein natürliches, unbefangenes Miteinander mit Mädchen zu üben. Glücklicherweise hatte ich eine Schwester, aber das war doch etwas anderes.

Aber vielleicht gebe ich diesem Gefühl des Gehemmtseins in meiner Erinnerung zu viel Gewicht. Wenn ich heute mein Tagebuch lese, muss man mich angesichts der vielen Partys, auf denen ich war, damals fast für einen „Swinger“ gehalten haben. Aber niemand wusste natürlich, wie es innen aussah, Und da herrschten romantische Gefühle vor, die nur schwer ihren Ausdruck fanden, ganz wie zu „Werthers“ Zeiten.

Trotz der verbreiteten Prüderie, oder eher: wegen ihr, gab es natürlich auch Skandale. Den berühmtesten ist mit dem Namen Nitribitt verbunden. Der Mord an der „Edelprostituierten“ Rosemarie Nitribitt in Frankfurt im Jahr 1957 fand enormen Widerhall in der Presse. Sie hatte nicht nur offensichtlich Kontakt zu hohen Persönlichkeiten aus Politik und Wirtschaft gehabt. Ihr Fall zeigte auch die Verbindung zwischen Wirtschaftswunder-Kapitalismus und einer unmoralischen Meta-Ebene, die man ausgeblendet hatte. Ihr Tod wurde nie aufgeklärt, was weiterhin die Vermutung befeuerte, dass die ganze Sache von höchster Stelle verschleiert wurde, um Täter und vor allem die Namen ihrer Liebhaber im Dunkel zu halten. An ihr Foto vor dem geschenkten Mercedes-Cabriolet erinnert sich meine Generation wahrscheinlich heute noch, – die Männer zumindest.

Ein Jahr später gab es dann den Nitrit-Skandal. Deutsche Fleischhersteller hatten diesen giftigen Stoff verwendet, um Fleisch haltbarer zu machen. Die Namensähnlichkeit ließen sich einige natürlich nicht entgehen, und bald kursierte der Spruch „Was macht Opa wieder fit? Dreimal täglich Nitribitt!“ Ich zitiere ihn auch heute noch immer wieder gerne, um das Gespräch altersgerecht etwas zu beleben, ernte aber zunehmend verständnislose Gesichter.

Solche Skandale waren natürlich nicht auf Deutschland beschränkt. 1962/63 gab es in Großbritannien die sogenannte „Profumo Affäre“, weil der damalige Heeresminister Profumo die Dienste derselben Prostituierten in Anspruch genommen hatte wie der sowjetische Militärattaché. Ihr Name war Christine Keeler, und natürlich sprach man bald von der „Keeler Woche“.

Auf einem ganz anderen Blatt stand die Homosexualität. Sie wurde totgeschwiegen und bis 1992 nach §175 StGB

bestraft, und zwar mit Zuchthaus, wie schwere Gefängnisstrafe damals hieß. Als Jurastudent habe ich das noch gelernt. Das daraus folgende Erpressungspotential war damals natürlich enorm.

In der Schule war Homosexualität kein Thema, wenn ich auch von einem Klassenkameraden hörte, er sei von Männern angesprochen worden sei. Mein zwei Jahre jüngerer Schulkamerad Andreas von Mettenheim schreibt: „Schwule: absolutes Tabu. Das waren Unterschicht-Männer, die sich im Gebüsch am Alten Zoll trafen. Das wusste man, man ging aber nicht gucken. In meiner Klasse: Von 15 Abiturienten, wie sich Jahrzehnte später herausstellte, zwei Schwule. Sonstige Zwischenformen: unbekannt“.

Von der Homosexualität des Außenministers von Brentano wussten wahrscheinlich die meisten Erwachsenen; ich nicht. Das wurde in der Presse nicht thematisiert. Diese Zurückhaltung der deutschen Presse gegenüber dem Privatleben von Politikern hat sich bis heute erhalten und ist im Vergleich zu anderen Ländern wohltuend.

An Kindesmissbrauch durch Lehrer und Priester wurde überhaupt nicht gedacht, das lag außerhalb der Vorstellungskraft. Ein Kind, das seinen Eltern gegenüber entsprechende Andeutungen machte, hatte, wie ich später las, schlechte Karten: Ihm wurde schlicht nicht geglaubt. Im hochangesehenen Aloisiuskolleg soll es damals solche Fälle gegeben haben. Zu meiner Zeit war davon nicht die Rede; sie wurden erst 50 Jahre später bekannt.

Das Ansehen der Kirche stieg in diesen Jahren. Seit 1958 erlebte sie unter Papst Johannes XXIII. geradezu einen Aufbruch. Als er 1963 starb, war das aber aus. Einmal wegen der Wendung, die das Zweite Vatikanische Konzil unter seinem Nachfolger nahm. Aber auch, weil sich die Kirche ganz anderer Kritik stellen musste.

Rolf Hochhuth rührte 1963 mit seinem Theaterstück „Der Stellvertreter“ an die heiligengleiche Verehrung seines Vorgängers Pius XII (1939-1958). Dieser wurde schon deshalb von den Deutschen fast als einer der Ihren angesehen, weil er in der Weimarer Republik 1919-1929 Nuntius in Deutschland gewesen war und als solcher unter anderem das Reichskonkordat verhandelt hatte. Nun kam der Vorwurf, er habe die Juden im Dritten Reich im Stich gelassen. Eine aufwühlende These, die auch uns bewegte und zu einer weltweiten, heftigen Diskussion. Die allerdings der Einleitung des Seligsprechungsverfahrens von Pius XII nicht im Wege stand. Sie ist noch nicht abgeschlossen. Erst jetzt wurden die vatikanischen Archive für Historiker geöffnet.

Das „Buch der Etikette“ von Erica Pappritz wurde ein Spiegel dieser Zeit. Autor der ersten Ausgabe war eigentlich der Journalist Karlheinz Graudenz, und das Buch erschien nur „unter der Mitarbeit von Erica Pappritz“. Später wurde sie als Mitautorin geführt, und nur unter ihrem Namen erlangte es Berühmtheit. Sie eignete sich als stellvertretende Protokollchefin des Auswärtigen Amts am besten zur Identifizierung mit diesem Thema. Das Buch enthielt eine Wiederbelebung der Vorkriegsetikette und wurde dafür zwar kritisiert, aber doch viel gelesen, zumindest in den sogenannten „besseren Kreise.“ Es wurde zur Benimm-Bibel der Deutschen bis mindestens 1968. Zwei oder drei Jahrzehnte lang hieß es in den Beamtenkreisen, in denen ich aufwuchs, „Was sagt die Pappritz dazu?“ oder „In der Pappritz steht aber!“ Wir wurden alle nach den Regeln des guten Benehmens erzogen, die schon vor dem Zweiten Weltkrieg galten.

Dabei zeigt das Buch auch überraschende Einblicke in die damalige Zeit. Da die Neubauwohnungen klein und sehr hellhörig waren, hörte man alles, was im Nebenraum geschah. Dass galt auch für das Badezimmer. Daher riet

Frau Pappritz für den Gang auf die Toilette bei einer Einladung, erst einmal den Wasserhahn des Waschbeckens aufzudrehen und so für einen Geräuschpegel zu sorgen, der die anderen Gäste nicht am Fortgang der Geschäfte teilhaben ließ. Berühmt war auch der – ja eigentlich auch heute noch gültige – Hinweis, dass unter den beim Sitzen hochrutschenden Hosenbeinen der Männer weder nacktes Fleisch noch das Ende der langen Unterhose hervorlugen sollten. Daran muss ich heute noch bei mancher Fernsehdiskussionen denken.

Auch war es damals durchaus üblich, schon als Jugendlicher ab 10 oder 12 Jahren Krawatte zu tragen. Auf dem Foto unserer Abiturfahrt nach Rom haben zumindest einige trotz südlicher Hitze für die Stadtbesichtigung eine Krawatte umgebunden. Auch als Student ging ich noch mit Krawatte in die Universität. Und ich war kein Einzelfall. Mein Vater versuchte schon früh, mir die Anrede „Gnädige Frau“ nahezubringen. Das klappte halbwegs. Als er mir dann aber als 14-jährigem zu einem Handkuss riet, ich es bei der Mutter eines Freundes versuchte und diese mich daraufhin ganz eigenartig anschaute, habe ich gestreikt.

Von Beate Uhse habe ich, wen wundert es, erst spät gehört. Und habe mich erst nach mehrmaligem Umsehen vor der Tür in einen ihrer Läden getraut. Von einem – übrigens guten – Aufklärungsbuch abgesehen habe ich dort nichts gefunden. Viele Jahre später fragte mich meine Mutter beim Aufräumen einmal, ob ich „dieses Buch“, sie hielt es zu meinem gelinden Entsetzen bei der Frage in die Höhe, nicht entsorgen wolle, bevor die Umzugsleute kämen. Leicht errötend tat ich es. Nicht ohne mir schnell noch einmal die Grundbegriffe wie die Ogino-Knaus-Zeiten einzuprägen. Ich denke, so etwas wird heute in der Schule gelehrt. In meiner Jugend war das Verschlussache.

Beate Uhse war übrigens seit 1951 Zielscheibe besorgter Tugendwächter. Von da an folge Klage auf Klage wegen Verbreitung unsittlicher Schriften und Gegenstände. In insgesamt 2000 Strafverfahren ermittelten Polizei und Justiz gegen sie, 700 mündeten in Gerichtsverfahren. Fast alle gewann sie.³⁰

Natürlich gab es einen „Kampf gegen Schmutz und Schund“ auch in der Literatur. Der erfasste nicht nur alles Gedruckte oder gar Bilder, die irgendwie mit Sex zu tun hatten, sondern auch Comics wie Mickey Mouse, Akim, Sigurd und Fix und Fox. Ich fürchte, selbst der edle Prinz Eisenherz und Tarzan fielen darunter, wohl aus dem einfachen Grund, dass Zeichnungen Erwachsenen per se dubios erschienen und weil sie leichter zu lesen waren als die Sprache Goethes und Kindern daher nicht den nötigen Tiefgang vermittelten. Wobei ich die damaligen Texte der Mickey Mouse-Hefte heute noch bemerkenswert gut finde; manche Wortspiele und Wendungen benutze ich nach 60 Jahren immer noch. Jähner berichtet, ich kann es aber nur sehr eingeschränkt bestätigen, dass Lehrer regelmäßig die Schulranzen der Kinder nach solchen Heften filzten, diese einzogen und öffentlich auf dem Schulhof verbrannten.³¹

Jähner analysiert das im Zusammenhang mit dem Einfluss amerikanischer Comics und der amerikanischen Musik, also des gesamten amerikanischen „lockeren“ *way of life*. Ich zitiere ihn hier, weil ich seine These interessant, aber überraschend finde; aus eigener Erfahrung kann ich sie nicht bestätigen.

„In der Amerikanisierung der Jugend bündelte sich die ganze Schmach der Niederlage und Irrtümer der Eltern,

³⁰ Jähner, *Wolfszeit*, S.293.

³¹ S.296

die sich im hysterischen Kampf gegen die „Verwehrlosung der Jugend“ ein scheinbar unpolitisches, kulturelles Ventil suchte. So konnte man Nazi bleiben, ohne offen als solcher auftreten zu müssen. Man führte einen Ersatzkrieg gegen die eigenen Kinder, gegen Beate Uhse, gegen Comics, gegen die ‚Negermusik‘ und gegen den Jitterbug, kurzum: gegen den ganzen Schmutz und Schund. Wie sehr dabei die alten Frontlinien eine Rolle spielten, wird daraus deutlich, dass man sowohl von ‚Hollywoodschund‘ als auch von ‚Kulturbolschewismus‘ sprach, um die Werkzeuge der Zersetzung zu brandmarken.“³²

Ich habe nun wirklich nicht den Eindruck gehabt, dass meine Eltern einen Krieg, geschweige denn einen Ersatzkrieg, gegen mich geführt hätten. Ich erinnere mich lediglich daran, dass ich „Mickey Mouse“ nicht kaufen, aber doch lesen durfte. Amerikanische Musik und Rock n’ Roll wurden misstrauisch gesehen, und ich durfte mich mit meinen Blue Jeans in keinen Sessel im Wohnzimmer setzen. Das hatte aber keinen kulturellen, sondern einen ganz praktischen Grund: Sie färbten. Ein von mir gerne benutzter heller Sessel meiner Eltern hatte vor dem Verbot eine hellblaue Tönung angenommen.

Die Landser-Hefte mit ihren harten, aber heldischen Kriegserinnerungen, die ich ebenfalls verschlang, wurden mir von meinen Eltern hingegen nicht verboten. Sie fielen später allerdings wegen Verherrlichung des Krieges einem allgemeinen Verkaufsverbot zum Opfer. Ich hielt das für übertrieben und glaube sagen zu können, dass ich durch ihre Lektüre weder zum Militaristen noch zum militärhistorischen Nostalgiker geworden bin.

³² S.299

7. Eros matutinus

Das lässt sich rückblickend alles abgeklärt berichten. Doch hatte diese Atmosphäre natürlich weniger abgeklärte Auswirkungen auf einen pubertierenden Knaben wie mich.

Die Gesellschaft, in der ich aufwuchs, war hinsichtlich der Tabuisierung der Sexualität mit der des ausgehenden 19. Jahrhunderts zu vergleichen. Was Stefan Zweig in dem Kapitel „Eros Matutinus“ (der Eros der jungen Jahre) seiner „Welt von Gestern“ schreibt, kann ich zu 90 Prozent für meine eigene Jugend unterschrieben:

Unser Jahrhundert empfand die Sexualität als ein anarchisches und darum störendes Element, das sich nicht in die Ethik eingliedern ließ und das man nicht am lichten Tage schalten lassen durfte. In diesem Zwiespalt erfand nun jene Zeit einen sonderbaren Kompromiss .(...) Es wurde die stillschweigende Vereinbarung getroffen, den ganzen ärgerlichen Komplex weder in der Schule, noch in der Familie, noch in der Öffentlichkeit zu erörtern und alles zu unterdrücken, was an sein Vorhandensein erinnern könnte.

(...) Mag sein, dass durch die Unbekümmertheit, mit der die jungen Menschen von heute durch das Leben gehen, ihnen etwas von jener Ehrfurcht vor den geistigen Dingen fehlt, die unsere Jugend beseelte. Mag sein, dass durch die Selbstverständlichkeit des leichten Nemens und Gebens manches in der Liebe ihnen verloren gegangen ist, was uns besonders kostbar und reizvoll erschien, manche geheimnisvolle Hemmung von Scheu und Scham, manche Zartheit in der Zärtlichkeit. Vielleicht sogar, dass sie gar nicht ahnten, wie gerade der Schauer des Verbotenen und Versagten den Genuss geheimnisvoll steigert. Aber all dies scheint mir gering gegenüber der einen und erlösenden Wandlung, dass die Jugend von

heute frei ist von Angst und Gedrücktheit und voll genießt, was uns in jenen Jahren versagt war: das Gefühl der Unbefangenheit und Selbstsicherheit. ³³

So war es auch in meiner Schulzeit. Es gab ein Thema, über das nicht gesprochen wurde: Sex. Und bildlich durfte der nackte Körper nur mit wichtigen Einschränkungen gezeigt werden, sei er nun weiblich oder männlich. Nämlich ohne primäre Geschlechtsmerkmale. Ein schönes Beispiel dafür war der „Schmeil-Mann“ oder „Homo Schmeilianus“, also das Bild eines nackten Mannes in dem damals wichtigsten Schulbuch der Biologie. In dem Kapitel „Der Mensch“ wurde, man war der Wissenschaft ja verpflichtet, ein nacktes Paar abgebildet. Von vorne und von hinten und mit Hinweisen wie Arm, Bauch, Bizeps und so weiter. Nur fehlten dem armen Mann ganz offensichtlich die Geschlechtsteile; bei der Frau fiel das nicht so auf. Daran, ob Frauen, ich wage es kaum zu sagen, Brüste hatten, kann ich mich nicht mehr erinnern.

Das Ganze führte zumindest bei mir zu einer gewissen Museumsbegeisterung. Hier, sei es in Öl oder als Skulptur, befriedigten die alten Meister meine Neugier, soweit nicht im Mittelalter Blätter und Pflanzen über verfängliche Stellen gemalt worden waren.

Die „Befreiung der 20er Jahre“, von der Zweig schreibt, kam bei uns erst Ende der 60er Jahre, als es für mich schon ein bisschen spät, wenn auch willkommen war. Dafür habe ich in den 50er Jahren von „parfümierter Schwüle“, die Stefan Zweig für seine Zeit konstatiert, nichts gemerkt, dazu war die Nachkriegsgesellschaft entweder zu bieder oder mein Geruchssinn ließ mich in Stich. Es gab aber jedenfalls strenge, religiös indizierte

³³ S.88, 113

Verbote. Die protestantischen waren nicht minder harsch als die katholischen und im Zweifel weitaus humorloser.

Noch 1964 sagte mein Lehrer Krandick, allerdings Mitglied des opus dei, von einem Studenten, einem früheren Schüler, erstaunt: „Er hat doch tatsächlich seine Freundin auf offener Straße geküsst“. Das war vielleicht nicht mehr anstößig, aber doch überraschend und ungewöhnlich. Krandick steckte, wie seine ganze Generation, noch ganz in dieser Kultur des Verbergens und Unterdrückens, die Stefan Zweig für seine Zeit ausmacht.

Ich hatte zwar eine Schwester, aber der Besuch einer Jungenschule, daran mache ich es jedenfalls fest, führte bei mir zu einer übergroßen Schüchternheit gegenüber dem anderen Geschlecht. Das zeigte sich unter anderem darin, dass ich schon rot anlief, wenn ich ein Mädchen auch nur von weitem sah oder wenn ein Gesprächspartner ein Mädchen mit mir in Zusammenhang brachte, aus welchem Grund auch immer.

Banaler Anlass für diese irritierende Automatik war ein Schulgottesdienst, als ich dreizehn Jahre alt war. Der Pfarrer sprach von unkeuschen Gedanken und der verderblichen Attraktion – ich wage es wieder kaum zu sagen: nackter! – Mädchen. Das erinnerte mich an einige meiner ganz privaten Gedanken. Die jetzt and Licht gezogen wurden! Die funkelnden Brillengläser des Pfarrers auf der Kanzel, die den Schein der Leselampe bündelten, richteten sich, wie konnte es anders sein, daher durchbohrend auf mich armen Sünder. Ich jedenfalls fühlte mich persönlich ertappt und lief tiefrot an. Meine Selbstsicherheit war dahin. Ein Klassenkamerad machte später auf dem Schulhof vor anderen auf mein sichtbares Unrechtsbewusstsein aufmerksam. Mein Protest war ungläubwürdig; er sagte nur: „Du läufst ja wieder rot an!“

Das war der Startschuss für ein jahrelanges Problem: die übersteigerte Sorge, dass ich nur rot zu werden brauchte, um als Schuldiger dazustehen. Denn dass ich nicht ungewöhnlich sündhaft war, sondern nur im Moment auf unglückliche Weise beeindruckt, war mir schon klar. Nicht eine Tat, sondern das Erröten machte mich angreifbar und zum Sünder. So lief ich auf Jahre hinaus bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit rot an, ob nun ein Grund vorlag oder nicht, und ob nun von einem Mädchen oder von einem Diebstahl in der Schule die Rede war.

Natürlich ist mir jetzt klar, dass auch andere verstörenden Erfahrungen in der Pubertät machten und darüber nicht sprachen. Damals fühlte ich mich aber alleine. Als Ausgangspunkt meiner pubertären Probleme machte ich die Kirche aus. Das Erlebnis in der Kirche, genügte, mir eine Aversion gegen jede Veranstaltung einzuhauchen, in der von Sünde die Rede war. Vom Gottesdienst bis zum Abendmahl. Ich sah mich in einer durch die Kirche verursachten Not, bei deren Bewältigung ich nichts von ihr zu erwarten hatte.

Dabei war Pfarrer Schumacher von der Friedenskirche, bei dem ich zwei Jahre lang Konfirmandenunterricht hatte, ein guter Typ. Er war im Krieg U-Boot-Fahrer oder -Kommandant gewesen, wie übrigens überproportional viele seiner Amtskollegen. Vielleicht ahnte er meine Nöte, denn er gab mir den Konfirmationssspruch: „Ich schäme mich des Evangeliums nicht, denn es ist eine Kraft Gottes, die da selig macht, alle, die an ihn glauben“:

Aber er war viel zu sehr Respektsperson, als dass ich mich ihm anvertraut hätte. Immerhin lernte ich in den zwei Jahren bei ihm jede Menge Kirchenlieder auswendig, die mir jetzt noch bei meinen gelegentlichen Kirchenbesuchen gute Dienste leisten, wenn die Gesangsbücher

ausgegangen sind. Na ja, zumindest bei der ersten Strophe. Und er war ein rhetorisches Vorbild. Sein Satz „Da hängt er nun“, in der Karfreitagspredigt mit Emphase vorgetragen, weckte so manches Gemeindemitglied aus sanftem Schlummer. Und dass er eine Weihnachtspredigt ausschließlich dem an diesem Tag üblicherweise vernachlässigten Josef widmete, empfand ich als schönen Akt ausgleichender Gerechtigkeit.

Das alles half mir aber nicht in meinen Nöten. Dem Komiker Jürgen von der Lippe, nur drei Jahre jünger als ich, muss es ähnliche Nöte ergangen sein. Als er in einer Talkschau im Oktober 2020 von seiner Jugend erzählte, sprach er von der „eisernen Faust der Kirche um seine Hoden“. Schön gesagt.

Da ich ein liebevolles Elternhaus und in der Schule keine Probleme hatte, ein guter Sportler war und mich mit meinen Freunden gut verstand, hatte ich keine unglückliche Jugend, aber doch eine Jugend, in der mich ein Problem jahrelang ernstlich beschäftigte. Mehr, denke ich, als eine normale Pubertät erfordert hätte. Und zudem: Was für ein Don Juan hätte ich zum Vergnügen aller Beteiligten werden können, wenn das nicht gewesen wär!

IV. Das Leben in Bonn

Die alles spielte sich ab in Bonn, der Stadt, in dem ich ein halbes Jahrhundert lang, von beruflichen Auslandsaufenthalten abgesehen, gelebt habe.

1. Die Stadt

Zu meiner Schulzeit, also vor der Eingemeindung der Vororte, hatte Bonn knapp 125.000 Einwohner. Bevor es Bundeshauptstadt wurde, wohlgemerkt eine „provisorische“, war es eine eher verschlafene, romantisch gelegene Universitätsstadt gewesen, mit akademischen Anmutungen, ein schöner Wohnort, aber provinziell. Es bekam nicht umsonst bald den Namen „Bundesdorf“. Einige buchstabierten den Namen Bonn auch als Abkürzung für „Bundeshauptstadt ohne nennenswertes Nachtleben“. „Die Dame ist heute in Düsseldorf“ war eine gerne kolportierte Antwort, wenn sich ein Besucher nach dem Nachtleben erkundigte. Mich kümmerte das nicht.

Wir bezogen 1951 eine Wohnung, die mein Vater mit Mühe und zweijährigem Warten endlich ergattert hatte. Es war die Buschstraße 67, 2.Stock links, eine der neu gebauten Beamtenwohnungen in einem von drei identischen vierstöckigen Mietshäusern mit Dachgeschoss. Zwei von ihnen lagen einander gegenüber an der Buschstraße, das dritte, von uns durch einen großen Hof mit Garten und Garagen getrennt, an der Koblenzer Straße. Wir wohnten also in dem Haus in der Mitte. Es bot Platz für acht Mietparteien und lag am Fuße der Reuterbrücke, von Kaiserstraße und Bahn durch einen Straßenblock getrennt. Die nah vorbeiführende, viel befahrene Bahnstrecke hat uns nie gestört; wir hörten die Züge bald nicht mehr.

Heute würde man die Gebäude eine Mietskaserne nennen, aber damals, wenige Jahre nach dem Krieg, waren

die Wohnungen eine willkommene und moderne Behausung für Familien, die glücklich den Krieg überlebt hatten. Wir waren dort vergleichsweise komfortabel untergebracht.

Gelegentlich sahen wir von unserem Balkon durch eine Bebauungslücke Wagenkolonnen mit „weißen Mäusen“, also Polizisten auf dem Motorrad mit weißen Jacken und grünen Hosen, die einen Staatsgast zur Villa Hammer Schmidt, dem Amtssitz des Bundespräsidenten, oder zum Palais Schaumburg, dem Sitz des Bundeskanzlers, begleiteten; beide lagen nur wenige hundert Meter von uns entfernt. Wenn wir auf der Koblenzer Straße entlang gingen, fuhr manchmal Adenauer in seinem Mercedes 300 an uns vorbei; er kam ja mit der Königswinterer Fähre aus Röhndorf..

Das war in diesen Jahren meine einzige Verbindung zur Politik. Das ebenfalls nahegelegene Museum König, der Tagungsort des Parlamentarischen Rats, der in den Jahren 1948/49 das Grundgesetz erarbeitet und verabschiedet hatte, war mir damals in seiner historischen Bedeutung nicht bekannt. Mich interessierten viel mehr die dort ausgestellten Skelette, angefangen mit dem des Dinosauriers in der zentralen Halle im Parterre.

Als ich später im Gymnasium Latein lernte, fragte mich mein Vater – beim ersten Mal leider vergeblich –, was die in goldenen Lettern über dem Eingang des Museums stand „Studiis zoologicis sacrum“. Warum denn dieses Neutrum bei „sacrum“? Ach, man musste „aedificium“ ergänzen! Na dann hieß es „Den zoologischen Studien geweiht“. Das Gebäude nämlich.

Die Buschstraße war von Gaslaternen beleuchtet, wie man sie heute nur noch gelegentlich, vor allem aber in alten Filmen sieht. Der untere bauchige Teil war mit Ornamenten verziert, sodass Füße Halt fanden und man bis

in Brusthöhe klettern konnte. Jeden Abend kam ein Mann vorbei, um mit einer langen Stange, die oben einen Haken hatte, an einer neben dem Glasgehäuse angebrachten Schlinge zu ziehen und so das Gaslicht anzumachen. Also wie zu Kaisers Zeiten. Morgens erlosch es dadurch, dass die Gaszufuhr abgedreht wurde.

Das Parlament, also der Bundestag, kam in der Pädagogischen Hochschule am Rhein unter. Bald wurde für die Büros der Abgeordneten noch ein mehrstöckiger Neubau mit dem Abbild eines aus der Asche steigenden Phönix am Eingang gebaut. Eine Würstchen- und Zeitungsbude davor wurde zu einem Treffpunkt hungriger und kommunikationsfreudiger Abgeordneter. Es sollte in den folgenden 50 Jahren Kultstatus erreichen, bis es abgerissen bzw. weggefahren wurde. Von der Rheinpromenade konnte man in die mit großen Glasfenstern ausgestattete Kantine des Bundestags sehen.

Wenn Hochwasser war, kam man allerdings hier auf der Rheinpromenade nicht weiter. Denn das Bundeshaus wurde mit Sandsäcken vor den Fluten geschützt. Sonst aber ging man ungehindert am Bundeshaus vorbei flussaufwärts. Bald endete am alten Wasserwerk die flussnahe Bebauung. Links gab es eine kleine Schiffsanlegestelle, und dann begannen verschiedene Sportstätten, ein schönes Stadion mit ansteigenden Bankreihen und Trainingsplätze mit Umkleidekabinen, die wir als Schüler benutzen. Dann kam die Rheinaue, der erst die Bundesgartenschau in den 60er Jahren das heutige Gesicht gegeben hat. Bis man Plittersdorf mit den Wohnungen der Amerikaner und dem begehrten Amerikanischen Club erreichte, musste man mindestens einen Kilometer über Felder und Wiesen gehen. Hier ließ ich als Kind meine Flugzeuge fliegen und Drachen steigen (meistens mit nur geringem Erfolg).

Neben dem Bundeshaus verband eine steile Straße den Rhein mit der Görresstraße. Diese führte, vorbei an der nordrhein-westfälischen Landesvertretung und dem Palais Schaumburg, dem Sitz des Bundeskanzlers, zum Reuterplatz, dem heutigen Bundeskanzlerplatz. An der rechten Seite der Görresstraße standen damals Beeresträucher, die eine ewige Versuchung für uns waren. Heute ist die Durchfahrt durch diese Straße durch das neue Bundeskanzleramt verbaut.

Auf einer erhöhten Kanzel in der Mitte des Reuterplatzes regelte ein Polizist den auf Koblenzer- und Reuterstraße fließenden, für Bonn beachtlichen Verkehr. Ein besonders langer, freundlicher Polizist war so beliebt, dass sich zu Weihnachten die Körbe und Packungen mit Geschenken unter seinem Platz stapelten. Es waren anonyme, echte Zeichen der Dankbarkeit; an Compliance-Regeln brauchte damals noch keiner zu denken.

Der Polizist hieß Siegfried Hahlbohm: Er wurde 1958 wegen eines Streits mit dem Minister Franz Josef Strauß berühmt. Der Fahrer des Wagens von Strauß, leicht an seinem Nummernschild „BD 18-1“ zu erkennen, hatte Hahlbohms Handzeichen zu halten missachtet und war auf Anordnung von Strauß durch den kreuzenden Verkehr gefahren. Nur die blitzschnelle Reaktion des Fahrers der Godesberger Bahn verhinderte einen Zusammenstoß. Strauß fuhr ohne zu halten zu einer Kabinettsitzung im Palais Schaumburg weiter.

Strauß ließ nach der Besprechung im Kanzleramt seinen Wagen unter Hahlbohms Kanzel an der Kreuzung halten, um die Sache selbst in die Hand zu nehmen. Er war nicht der Ansicht, dass Verkehrsregeln auch für ihn galten; damit war er übrigens eine Ausnahme unter den Ministern. Als er Hahlbohm fragte, ob er den Vorfall zur Anzeige bringen wollte, bejahte dieser. Darauf Strauß: „Geben Sie

mir Ihren Namen, ich werde dafür sorgen, dass Sie von der Kreuzung verschwinden!“

Doch Hahlbohm erhielt Unterstützung vom Polizeipräsident Wilhelm Tegethoff, der ein bekannter Mann gewesen sein muss, denn an seinen Namen kann selbst ich mich noch erinnern. Der Fahrer von Strauß wurde im folgenden Gerichtsverfahren trotz demonstrativer Unterstützung von Strauß zu 100 DM Strafe verurteilt. Und Hahlbohm blieb auf der Reuterplatz.

Markant war dort Mitte und Ende der 50er Jahre das SAS- Häuschen im Zwickel von Koblenzer und Reuter- und Kaiserstraße, ein kleiner gläserner Verkaufspavillon mit sich auf dem Dach drehender SAS-Reklame. Hier haben wir als Kinder mit unserer Mutter häufig am Samstagmittag auf meinen Vater gewartet, der mit Obus oder Bahn vom Dienst kam; damals wurde in den Ministerien so lange gearbeitet. Die Fläche des späteren Bonn Centers war noch ein wildes Gestrüpp, durch Mauer mit Stacheldraht gesichert, für uns ein abenteuerlicher Spielplatz.

Vom Reuterplatz ging es über die Reuterbrücke nach Poppelsdorf. Auf der Koblenzer Straße konnte man links nach Bad Godesberg oder rechts ins Bonner Stadtzentrum fahren. Die letztere Strecke führte vorbei an den wichtigsten Orten Bonns: der Wohnung meines Freundes Georg-Hinrich Hammer linker Hand, am Palais Schaumburg und der Villa Hammerschmidt rechter Hand Weiter ging es links am Museum König vorbei, dann rechts an dem Auswärtigen Amt und später dem Postministerium, dem Arndthaus und schließlich dem Beethoven-Gymnasium. Ihm gegenüber wurde später das Juridicum gebaut, zwischen ihm und dem düsteren Priesterseminar „Jo-

sephinum“ wurde später die Universitätsbibliothek gebaut. So kam man zum Hofgarten und dem Kurfürstlichen Schloss, in dem die Universität untergebracht war.

Fuhr man geradeaus auf das Koblenzer Tor des Schlosses zu, lag rechter Hand der Alte Zoll. Hier wurde früher eine Kette über den Rhein gespannt, um von Rheinschiffen Geld zu erheben. Das wäre eigentlich ein passender Ort für das Finanzministerium geworden. Wurde es aber natürlich nicht, sondern ist es glücklicherweise ein schöner Aussichtspunkt mit zwei alten Kanonen geblieben, auf denen nicht nur ich als Kind gerne geritten bin.

Ernst Moritz Arndt („Der Rhein – Deutschlands Strom, aber nicht Deutschlands Grenze“) stand und steht noch da, natürlich in Erz gegossen („Der Gott, der Eisen wachsen ließ“), wandte dem Rhein aber den Rücken zu und blickte westwärts Richtung Hofgarten und Kurfürstliches Schloss, um nicht zu sagen gen Frankreich, an das seine Worte nationalen Überschwangs gerichtet waren.

Bog man am Hotel Kaiserhof leicht links ab und fuhr unter der Universität durch das Stockentor, erreichte man den Marktplatz mit seinem schönen Rathaus, der Freitreppe und dem beeindruckenden Wappen. Der Markt hallte wider von den Rufen der Standbetreiber aus dem „Vorjebirje“: „Schöne Tomaten, frische Äpfel, das Pfund 50 Pfennige!“. Die Stände kreisten einen Brunnen mit einem Obelisken ein, der 1777 auf Anordnung des Kurfürsten gebaut, aber von den Bürger finanziert worden war.

Einige Häuser auf dem Markt hatten seit des Kurfürsten Zeiten ihr Aussehen kaum verändert. Links neben dem Rathaus stand (und steht) die Gastwirtschaft „Em Höttche“, in der 1583 die Hochzeit von Kurfürst Gebhard Truchsess von Waldburg mit Agnes Gräfin von Mansfeld, der „schönen Mansfelderin“ gefeiert worden war. Aus Liebe zu ihr war der Kurfürst zum Protestantismus

übergetreten und wollte zwar den Kardinalshut abgeben, nicht aber die weltliche Herrschaft über sein Land. Das hätte dazu geführt, dass sein Herzogtum protestantisch geworden wäre (*cuius regio, eius religio*). Das wurde von den katholischen Fürsten natürlich nicht geduldet. Die Folge war der Truchsessische Krieg (auch Kölner Krieg), den der Kurfürst verlor und in dem die Godesburg zerstört wurde.

Wenn man an dem „Sternkino“ vorbei weiterging und nicht nach rechts in die Wenzelgasse und dann in die Brüdergasse abbog, wo unser Weinhändler Carl Keller seinen Laden hatte, und auch nicht in die Bonngasse zum Beethovenhaus ging, sondern geradeaus weiterwanderte, verengte sich der Marktplatz schlauchartig in die Sternstraße. Das war die wohl wichtigste Einkaufsstraße der Stadt, die zum Friedensplatz und dieser weiter zum Amts- und Landgericht führte.

Wandte man sich auf dem Marktplatz nach links, gelangte man durch die belebte Remigiusstraße zum Münsterplatz mit dem Beethoven-Denkmal. Es war 1845 in Anwesenheit der englischen Königin Victoria und ihres Mannes, Prinz Albert, sowie des preußischen Königs Friedrich Wilhelm IV. eingeweiht worden. Die Ehrengäste hatten auf dem Balkon des heutigen Postamts Platz genommen, waren aber dann doch etwas indigniert, als sich bei der Enthüllung des Denkmals zeigte, dass Beethoven ihnen den Rücken zuwandte. Der verantwortliche Protokollbeamte fand schnell eine Ausrede: „Typisch Beethoven. So war er halt!“

Hatte man vor dem Stockentor den Weg nach links über den Hofgarten gewählt, ging man an der beeindruckenden Fassade des kurfürstlichen Schlosses entlang. In ihrer Mitte fesselt auf halber Höhe eine goldene Mariensta-

tue den Blick. Die französischen Revolutionstruppen sollen versucht haben, sie mit vier Pferden aus der Verankerung zu reißen. Aber das Geschirr riss und die Pferde wälzten sich im Staube. So will es die Überlieferung.

Auf dem Kaiserplatz angekommen, sah man linker Hand, etwas düster, die evangelische Kreuzkirche liegen, in der wir jeden Donnerstagmorgen Schulgottesdienst hatten. Von der Seitenfront des Schlosses sah und sieht man über den Kaiserplatz und die von einem Springbrunnen gnädig verdeckte Bahnlinie auf das genau einen Kilometer entfernte Poppelsdorfer Schloss. Zu ihm führt die schöne parkähnliche Poppelsdorfer Allee. Sie erreichter man durch eine kleine, versteckt hinter dem Springbrunnen liegende kleinen Fußgängerunterführung. Tauchte man aus ihm auf, befand sich linker Hand der „Bürgerverein“ in dem bis 1965 alle die Theatervorstellungen der Stadt gezeigt wurden,

Ich schildere die Stadt in der Vergangenheit, doch hat sich das Stadtzentrum seit meiner Schulzeit nur wenig verändert. Von einigen wesentlichen Ausnahmen abgesehen. Zu unserer Jugendzeit gab es am Kaiserplatz beim Springbrunnen, dort wo jetzt – horribile dictu – der Busbahnhof angesiedelt wurde, die „Kaiserhalle“ mit großer Terrasse unter Kastanien. Hier konnten Jung und Alt etwas essen, trinken und Freunde treffen. Obwohl man zu dieser Zeit selten ausging, waren wir als Schüler relativ häufig dort. Fast immer trafen wir dort einen Freund oder Bekannte, wie es praktisch auch bei jedem Stadtbummel der Fall war. So überschaubar und familiär war Bonn. Auch das machte seinen Reiz aus. Mindestens ein Sommerfest des GTV haben wir in der Kaiserhalle gefeiert.

Das Bonner Loch, heute nicht gerade eine Zierde, gab es damals noch nicht, und auch der Friedensplatz war noch nicht zu einem Busbahnhof umfunktioniert worden. Erst

später blickte man von dort erschauernd auf das neue Stadthaus, das in seiner Masse optisch alles andere erschlug. Wenigstens war es praktisch.

Doch zurück zu meinem Ausgangspunkt, dem Reuterplatz. Setzten wir von dort unseren Rundgang über die Reuterbrücke fort, konnten wir links in die Burbacher Straße oder kurz darauf in die Hausdorffstraße abbiegen, die uns nach Kessenich führte. Bevor wir dort ankamen, gab es rechts die Sandstraße (heute Eduard Otto Straße) mit der Sandschule (heute Theodor Litt Hauptschule). Den Weg durch die Burbacher Straße, vorbei am Beerdingungsinstitut Hebenstreit, habe ich häufig mit meinem Fahrrad genommen, um zur Stadtbücherei in der Sandschule und zum Konfirmandenunterricht bei der Friedenskirche zu fahren. Im Winter wurde der Platz vor der Sandschule geflutet und man konnte so dort Schlittschuh laufen. Man merkt unschwer: Damals war es merklich kälter als heute.

Fuhr man die Reuterstraße geradeaus weiter, vorbei an den Plätzen der Tennisclubs Schwarz-Weiß und BTHV, und vorbei an unserem Zahnarzt Ingenday und unserem Hausarzt Hütten, gelangte man, den Bonner Talweg und die Argelanderstraße kreuzend, hinter das Poppelsdorfer Schloss. Dort konnte man links in die Clemens-August Straße einbiegen und Richtung Venusberg und Ippendorf fahren, oder nach rechts Richtung Stadtzentrum. So schließt sich der Rundgang.

Wenn ich in die Stadt ging, führte mich mein Weg schon als Kind schnell in einen Buchladen. Zunächst besuchten wir vorzugsweise eine kleine Buchhandlung in der Achenstraße. Als sie zumachte, konnten wir uns dem wachsenden Angebot der Buchhandlungen Bouvier und – gleich daneben – Röhrscheid nicht entziehen. Hier konnte man stundenlang die Bücherwelt durchstöbern und die

damals noch überschaubaren Neuerscheinungen begutachten.

In die Stadt kam ich damals entweder zu Fuß, mit dem Obus oder mit der Straßenbahn. Die U-Bahn gab es natürlich noch nicht. Der Obus, also ein elektrischer Oberleitungsbus, war unser Hauptverkehrsmittel. Er kam, teilweise mit Anhänger, von der Gronau und fuhr auf der Koblenzer Straße weiter über Markt und Bahnhof bis nach Duisdorf.

Die Straßenbahn kam aus Bad Godesberg/Mehlem, hielt an der Reuterbrücke und fuhr dann die Kaiserstraße entlang zum Hauptbahnhof. Endhaltestelle war der dahinter liegende Kopfbahnhof der „Vorgebirgsbahn“, die von dort über Brühl nach Köln fuhr. Wie häufig ist die ganze Familie „im Schweinsgalopp“, wie das bei uns hieß, von der Haltestelle des Obus zur Vorgebirgsbahn gerannt, wenn sie uns zum geplanten Sonntagsspaziergang im Vorgebirge bringen sollte. Verpasste man sie, musste man eine Stunde warten. Die Bundesbahn war irgendwie keine Alternative.

Am Vorgebirgsbahnhof gab es nach Ansicht der in Bad Godesberg Wohnenden die beste Bratwurst der Stadt. Kein Wunder: Mit ihr konnte man sich so gut die Zeit vertreiben, wenn man auf die Straßenbahn wartete! Ich hielt die Würstchenbude auf dem Markt für die beste; hier konnte man nach dem Kinobesuch alleine oder in Gesellschaft eine Bratwurst mit Brötchen verzehren und den weiteren Verlauf des Abends planen.

Andere Straßenbahnen fuhren, in den Kurven durchdringend kreischend, von Kessenich durch die Hausdorffstraße und den Bonner Talweg zum Bahnhof und von dort weiter nach Siegburg oder Königswinter. In den alten Straßenbahnwagen war unter der Decke ein Lederriemen gespannt. An dem konnte man ziehen, wenn man an

der nächsten Haltestelle aussteigen wollte. Dann bimmelte, für den Fahrer und alle Fahrgäste vernehmbar, eine Glocke.

Im Übrigen hatten die Straßenbahnen nicht nur einen Fahrer, sondern auch noch einen Schaffner, meistens sogar eine Schaffnerin. Diese verkauften im Wagen die Fahrscheine und knipsten sie ab. Der Vorrat an Fahrscheinen lag in einem länglichen, aufklappbaren Buch, das nach meiner Beobachtung häufig durch ein Weckgummi zusammengehalten wurde. Auf dem Daumen hatten die Schaffner einen Gummipfropfen mit Noppen, damit sie die Fahrscheine besser abblättern konnten. Das Münzgeld, das sie bekamen, steckten sie in eine kleine, vor dem Bauch hängende Maschine. Diese wies, wie eine Orgel anzusehen, eine Reihe zylindrischer Röhren auf, für jede Münze eine. Das machte bei 1-Pfennig-, 2-Pfennig-, 5-Pfennig-, 10-Pfennig- und 50-Pfennig-Münzen und Ein-, Zwei- und Fünfmärkstücken 8 Zylinder. Mit einem Hebel konnten die Schaffner so, ohne langes Suchen nach passenden Münzen, das richtige Wechselgeld herausgeben. Eigentlich sehr praktisch. Eine Zeitlang wollte ich deshalb Schaffner werden.

Wenn man jemanden vom Zug abholte, musste man vor Betreten des Bahnhofs, er hatte anfangs nur drei Bahnsteige, eine Bahnsteigkarte für 10 Pfennige kaufen. Das war eine noch aus dem Kaiserreich überkommene Sitte und hat zu der Bemerkung geführt, dass es in Deutschland nie eine Revolution geben werde, da die Revolutionäre erstens nicht den Rasen betreten und zweitens vor Betreten des Bahnsteigs eine Bahnsteigkarte lösen würden.

2. Spaziergänge und Ausflüge

Die Sonntagsspaziergänge mit den Eltern hätten wir uns gerne erspart. Schon bei ihrer Ankündigung waren wir maulig, aber es half nichts. Die Familie marschierte los, mein Vater angetan mit Hut, später auch Stock, meine Mutter ebenfalls mit Hut und mit Handschuhen, denn nur so war eine elegante Dame richtig gekleidet. Der Standardspaziergang führte uns, die wir in der Buschstraße am Fuße der Reuterbrücke wohnten, über die Koblenzer Straße in die am Museum König nach rechts abbiegende Kaiser-Friedrich-Straße zum alten Bundespräsidialamt, in dem heute das Bundeskartellamt untergebracht ist.

Von dem terrassenartigen Ende der Kaiser-Friedrich-Straße hatte man einen schönen Blick auf den Rhein, das beiderseitige städtische Rheinufer und das Siebengebirge. Damals ragten dort, wo sich heute die Südbrücke über den Rhein schwingt, noch die drei Schornsteine des alten Zementwerks in den Himmel. Das war das mindeste, was man Besuchern zeigte und womit wir Kinder auch zufrieden gewesen wären, da es uns baldige Rückkehr zu Büchern und Spielzeug ermöglicht hätte. Aber nur bei Hochwasser kamen wir an dieser Stelle nicht. In diesem seltenen Fall war der Sonntagsspaziergang schon zu Ende. Wie schön.

Sonst ging es die Stufen hinab, manchmal nach links der Stadt zu, meistens aber nach rechts Richtung Bundestag, Gronau und Bismarckturm, einem schwarzen Monument nationaler Begeisterung aus den Jahren des Kaiserreichs. Man konnte auf dem fast noch unberührten Uferpfad am Rhein entlang sogar bis nach Godesberg und auch noch weiter gehen. Spätestens am Rhein besserte sich dann die Laune von uns Kindern. Wir ließen flache Steine über das Wasser hüpfen, und es war unterhaltsam, die Ausflugsboote auf dem Rhein und die Lastkähne zu beobachten,

von denen häufig viele, durch Taue verbunden, von einem einzigen Schlepper gezogen wurden. Lehrer erzählten, dass sie früher zu diesen Lastkähnen geschwommen seien, und wie man habe aufpassen müssen, sich an dem rissigen Drahttauen nicht zu verletzen. Zu unsrer Zeit war an Baden im Rhein nicht zu denken; es war schlicht verboten.

Unsere Laune verdüsterte sich allerdings wieder, wenn mein Vater eines Kollegen ansichtig wurde, der mit Frau und Kindern ebenfalls einen Sonntagsspaziergang am Rhein machte und begrüßt werden musste – wenn es nach meinem Vater gegangen wäre, auch mit seiner Amtsbezeichnung. Aber diese, von Ministerialrat über Ministerialdirigent bis zum Ministerialdirektor, kam mir nach mehrmaligem Verhaspeln nicht mehr über die Lippen und ich zog es vor, ihnen schweigend die Hand zu geben.

Am Wochenende war natürlich auch immer einmal eine Bötchenfahrt auf dem Rhein drin, maximal bis Linz. Dann mussten wir natürlich vorne auf dem Oberdeck sitzen. Die Wanderung im Siebengebirge hingegen begannen wir mit der Fahrt der Siebengebirgsbahn nach Königswinter. Diese Ausflüge krönten wir mit der Besteigung des Drachenfels, des Petersbergs oder des Oelbergs, der Löwenburg oder der Wolkenburg, mit dem Besuch des Klosters Heisterbach oder dem Spielen am Stenzelberg. Dorthin wanderten wir auch mit der Klasse und studierten die interessanten Felsformationen. Auf den Drachenfels konnte man auch mit einer Zahnradbahn fahren, bei der es 1958 durch Überladung und einem Bedienungsfehler zu einem fürchterlichen Unfall mit 17 Toten kam. Seitdem benutze ich sie zwar noch, betrachte sie aber mit Misstrauen.

Ein beliebtes Ausflugsziel auf der anderen Rheinseite war der romantische Rolandsbogen mit seiner schönen

Aussicht auf das Rheintal und das Siebengebirge. Dort hin musste man erst einmal mit der Straßenbahn bis nach Mehlem fahren. Und dann ging's bergauf.

Aber natürlich waren wir nicht nur auf das Rheintal angewiesen. Auch der Kottenforst bot, wenn man die Höhe des Venusbergs einmal erklommen hatte, vielfältige Möglichkeiten. Vorher musste allerdings den Venusberg erklommen werden (der Gedanke an Tannhäuser führte schon deshalb völlig in die Irre), entweder mit dem Obus oder über eine langen Treppe, die von Kessenich, **in der Nähe der Wohnung meines Freundes Wolfgang Knapp in der Harleßstraße beginnend**, bis zur Höhe führte. Dort wurde zu unserem Bedauern aber nicht die Möglichkeit der Einkehr in das Restaurant Kasselsruhe mit seiner schönen Aussicht gewählt, sondern wir schlugen einen der vielen flachen Spaziergänge durch den Wald ein, die man – dann waren es aber schon eher Wanderungen – nach Philipprott oder bis nach Witterschlick mit seinen Töpfern und zur Tomburg ausweiten konnte.

Doch nicht genug damit. Die Vorgebirgsbahn – schnell, schnell, sonst verpassen wir sie! – führte uns nach Brühl zu dem Schloss Augustusburg, in dem später Staatsempfänge und die Brühler Schlosskonzerte stattfanden. Als Kind liebe ich es, in den großen Filzpantoffeln, die man zum Schutz des Bodens anziehen musste, über das Parkett zu rutschen. Weiter ging's nach Köln mit seinem Dom und der nicht minder beeindruckenden Sarotti-Schokoladenfabrik. Ich kann mich damals allerdings nicht an einen Werksverkauf erinnern. Im Frühjahr wurde im Vorgebirge haltgemacht, sei es um in Alfter Spargel zu kaufen, sei es, um am Heimatblick oberhalb Alfters Rebellenblut zu trinken.

Als Jugendliche machten wir uns natürlich auch alleine auf. Vor allem das Lemmerzbad auf halber Höhe des

Drachenfelsens war eines unserer Lieblingsziele. Am Sonntagmorgen fuhren Wolfgang, Rolf und ich mit unseren Fahrrädern frohgemut dort hin, um am Abend krebsrot gebrannt nach Hause zurückzukehren. Wir haben es nie gelernt, uns rechtzeitig oder überhaupt einzucremen. Die Nachtruhe für eine Woche war dahin, solch einen Sonnenbrand hatten wir.

Hatte man weniger Zeit, war das Melbbad ideal. Dort traf man auch Freunde, gelegentlich auch Lehrer wie etwa Görtner. Seltener ging es für die in Bonn Wohnenden zum Godesberger Schwimmbad. Gefährlich war der „Blaue See“ am Ennert; das Baden dort wurde später auch verboten. Wegen der Felsbrocken, die sich dort gelegentlich von der Felswand lösten und herunterkamen, und wohl auch des heftigen Treibens wegen, das man dort (ich war dann schon älter und gelangte mit dem Auto dorthin) nachts beobachten konnte. Nachdem einmal ein Gesteinsbrocken neben mir aufgeschlagen war, als ich gemütlich auf meiner Luftmatratze am See lag, mied ich die Gegend,

Im Winter war, wenn Schnee lag, das Siebengebirge für Skilaufen und Rodeln geeignet, und hier vor allem die Löwenburg und die Wolkenburg. Bei der Löwenburg musste man allerdings aufpassen: Da gab es am Ende des Hanges einen Drahtzaun, in den man nicht reinsausen sollte.

Am 16.1.1960 vermerke ich im Tagebuch: *Mit fünf Klassenkameraden einen Skiausflug ins Siebengebirge gemacht. Einer machte Spitzensalat.*“ Mit anderen Worten: Die Spitzen seiner Holzski, andere kamen erst langsam in den Handel, waren abgebrochen. Am Tag darauf folgt dann: *„Im Siebengebirge gerodelt“*. Damals gab es nicht nur hitzefrei, sondern auch „schneefrei“, und das müssen solche Tage gewesen sein.

Später machten wir natürlich auch Fahrradtouren in die weitere Umgebung. So zur Steinbachtalsperre, um dort zu baden. Hin und zurück 80 km. Immerhin hatten wir schon Dreigangschaltungen. Einmal fuhren wir auch nach Münstereifel, in der etwas diffusen Hoffnung, unsere Freundinnen zu sehen, die in der Nähe im Schullandheim waren. Sie wurde nicht erfüllt. Aufregend war es trotzdem.

**Tagebucheintragung der Fahrradtour am
17./18.6.1961**

„Tag der deutschen Einheit“. Um 8 Uhr gab es eine Feier in der Schule, wo der Direktor eine mittelmäßige Rede hielt. Hausaufgaben. Satteltaschen gepackt. Um 14 Uhr mit Rolf (Geisser), Heinz-Peter (Janßen), Wolfgang (Knapp) und Dirk (Hannig) eine Radtour gemacht. Wir kamen um 18 Uhr im Münstereifel an. Es waren rund 40 km, aber bergan. In der Jugendherberge noch Platz bekommen. Zu Abend gegessen. Nach Münstereifel gegangen und dort gesumpft. Eis gegessen und Bier getrunken, und zwar auf Rolfs Rechnung, der uns einlud, weil er Geburtstag hatte. Um 22 Uhr ins Bett gegangen. Scharfe Witze erzählt und gut geschlafen. Am nächsten Morgen gefrühstückt und zusammengepackt. Wolfgang schrieb einen Brief an Brigitte, die mit der ganzen Klasse im Schullandheim ziemlich in der Nähe war. Wir unterschrieben alle. Zur Steinbachtalsperre gefahren, gebadet, gesonnt, Skat und Schach gespielt. In anderthalb Stunden, mit einer Rast, nach Bonn zurückgefahren. Erzählt. Hausaufgaben. Mit der ganzen Familie in den Film ‚Die Erwachsenen‘ gegangen. Mist.“

So viel zu meiner etwas lakonischen, aber doch präzisen Tagebucheintragung. Ich wundere mich immer noch, was wir sowohl vor als auch nach einem solchen Ausflug in den Tag hineinpackten.

3. Die Bescheidenheit der ersten Jahre

Wir lebten sparsam. Unsere Beamtenwohnung in der Buschstraße mit ihren drei Zimmern und 80 qm war für fünf Personen im Jahr 1951 schon fast ein Luxus. Meine Eltern legten auf ein Esszimmer Wert, denn man wollte sich doch etwas Stil bewahren. Es war zugleich das Arbeitszimmer meines Vaters. Dafür hatten sie kein Schlafzimmer, sondern zogen 15 Jahre lang jeden Abend im Wohnzimmer polternd eine ziemlich harte Bettcouch aus. Erst als wir Kinder auszogen, wurde das Kinderzimmer für sie als Schlafzimmer frei. Dieses wiederum war so klein, dass nur zwei Klappbetten für meine Schwester und mich an den gegenüberliegenden Wänden und ein Holztisch in der Mitte Platz hatten. An ihm machten wir die Hausaufgaben, wenn die Betten hochgeklappt waren. Jeden Morgen Bettenmachen war also eine schlichte Notwendigkeit.

Unter dem Dach hatten wir einen Trockenboden, im Keller einen großen beheizbaren Bottich zum Wäschewaschen. In unserem Kellerraum stand eine große Kribbe für Kartoffeln, die am Ende des Winters voller Triebe waren. Dort standen auch die Weckgläser mit selbstgemachter Marmelade, deren Abdeckung mit Folie durch das Erkalten so interessant nach innen gezogen war. Die Zentralheizung wurde mit Kohle geheizt, die durch eine Rutsche von der Straße in den Kohlenkeller befördert wurde.

Unser Kühlschrank war ein mit Blech ausgeschlagener Holzkasten auf vier Beinen, in dessen unteres Fach man Eisstücke stecken konnte. Einmal in der Woche kam ein Kleinlaster mit Eisblöcken vorbei. Einer wurde, in Sackleinen gehüllt, zu uns in den zweiten Stock hochgetragen, in der Küche mit einem Eispickel zerkleinert, dass die

Stücke nur so durch die Küche sprangen, und in das untere Fach der Kühlkiste gestopft. In den oberen Teil kamen verderbliche Waren, die von dem unten liegenden Eis gekühlt wurden. Das Schmelzwasser floss in einen unter dem Kasten stehenden Eimer. Es dauerte mindestens fünf Jahre, bis wir einen elektrischen Kühlschrank bekamen.

Allerdings hatten wir einen heute ungewöhnlichen Luxus: Wir hatten ein Hausmädchen. Es gehörte seit der Geburt meiner Mutter zur Familie und war Anfang 1945 mit meiner Großmutter aus Breslau geflohen; ohne ihre resolute Hilfe wäre das meiner vornehmen Großmutter wohl kaum gelungen. Frau Knobloch aus dem schlesisch-polnischen Grenzgebiet stopfte sie aber auf ihr völlig ungewohnte Weise kopfüber durch das Fenster in ein Abteil eines der letzten Züge, die Breslau verließen. Frau Knobloch blieb bei uns, kochte, machte sauber und bereitete uns morgens vor dem Schulweg den Muckefuck, ein kaffeeähnliches schwarzes Getränk, in dem keine einzige Kaffeebohne verarbeitet war. Frau Knobloch bekam eine Mansarde unter dem Dach. Sie gehörte zur Familie

Die Straße war wie ausgestorben, jedenfalls, was den Autoverkehr anbelangte. Gelegentlich kam ein Scherenschleifer vorbei, der mit lauten Rufen und einer großen Glocke auf sich aufmerksam machte. Denen, die mit Messern und Scheren nach unten kamen, schärfte er noch auf der Straße die Schneiden.

Später kam dann Herr Steinmetz mit seinem Kombi aus der Eifel und verkaufte an der Wohnungstür Milchprodukte und Wurst. Das Knarren seiner beiden Körbe, wenn er mit den Waren die Treppe hinaufeilte, ist mir immer noch im Ohr. Über die Jahrzehnte wurde er zur Vertrauensperson meiner Mutter. Bei einem kurzen

Plausch wurden die Neuigkeiten über die Familie ausgetauscht.

Überhaupt herrschte damals in den Mietshäusern nicht dieselbe Anonymität wie heute. Das mag damit zusammengehangen haben, dass es vielen Kinder gab, die die Mütter zusammenführten. Aber auch kinderlose Ehepaare interessierten sich am Schicksal der anderen Familien. Die Ehepaare Metz, Valentin, Hüttebräucker, Merker, Lotter und Stahnke erkundigten sich später lange noch bei meinen Eltern nach dem Werdegang ihrer Kinder und standen sich im Alter bei. Meine Mutter blieb bis zu ihrem Tod im Jahre 1994 in dieser Wohnung.

Der Bäcker Schulte hatte seinen Laden um die Ecke in der Simrockstraße. Dort kostete ein Brötchen 6 Pfennige, also 3 Eurocents; im Kaufhof in der Stadt waren es nur 5 Pfennige. Die billigsten Teilchen waren „Amerikaner“ für 10 Pfennige. „Berliner“ waren das, was wir Krapfen nannten und vor allem zur Faschingszeit aßen. Und natürlich gab es Mohrenköpfe und Negerküsse – ein seltener Genuss und damals politisch völlig unbedenklich. Heute würde wahrscheinlich Gift beigemischt, wenn sie mit diesem Namen angeboten würden. Die Sarotti-Schokolade hatte den wunderhübschen „Sarotti-Mohr“ auf der Packung. Eine andere Süßigkeit zeigte ein lachendes Negergesicht mit dicken Lippen und einem durch die Nase gezogenen Knochen. In der Attachéausbildung im Auswärtigen Amt übten wir noch in den 70er Jahren, wie wir auf Englisch die Beschwerde eines afrikanischen Diplomaten gegen diese Reklame beantworten sollten. Seitdem weiß ich, dass „wulstige Lippen“ auf Englisch „protruding lips“ heißt.

Das alle gibt es nicht mehr. Nur „Amerikaner“ gibt es glücklicherweise noch. Da kann nicht nur unter außenpolitischen Aspekten sagen: Hoffentlich noch lange! Sie

schmeckten (und schmecken) nämlich gut und waren billig.

Milch holten wir bei Frau Hennen schräg gegenüber in Aluminiumkannen, die wir auf dem Rückweg an den ausgestreckten Armen heiter kreisen ließen, ohne einen Tropfen zu verschütten. Na ja, außer vielleicht manchmal, wenn wir die kreisende Bewegung wieder einstellen wollten.

Kaum etwas wurde weggeworfen, viel repariert. In der Schule das Pausenbrot wegzuwerfen, weil es einem nicht schmeckte, war eine der Kardinalsünden. Faszinierend fand ich als Kind das Reparieren von Nylonstrümpfen. In einem kleinen Laden am Kaiserplatz wurden die Strümpfe über einen hohlen Metallzylinder gezogen, und dann wurden die Laufmaschen mit einem elektrischen Stift repariert: wie das funktionierte, weiß ich immer noch nicht, Ich sah gebannt zu. Heute wird eine Strumpfhose mit Laufmasche einfach weggeworfen und eine neue gekauft. Daher ahnen junge Leute von heute gar nicht mehr, wie spannend es wird, wenn eine Frau mit einer Laufmasche im rechten Strumpf zu einer Party kommen und sie mit einer Laufmasche am linken Strumpf wieder verlässt. Uns als Jugendlichen war das sofort klar.

Auch was das Essen anbelangte, haben wir in den ersten Bonner Jahren sparsam gelebt. Gehungert haben wir aber nie. Bis 1955 gab es bei uns nur an Sonn- und Feiertagen Fleisch. Wir aßen nur mittags warm; mein Vater bekam abends unser warmes Mittagessen aufgewärmt. Eines Abends, wir hatten zu Mittag Kartoffelsuppe gegessen, erzählte mein Vater mit leicht kritischem Unterton, heute habe es in der Kantine des Innenministeriums nur Kartoffelsuppe mit Würstchen gegeben. Wir sagten wie aus

einem Mund: „Und bei uns gab es nur Kartoffelsuppe – ohne Würstchen!“

Spinat mit Spiegelei und Kartoffeln donnerstags, freitags gebratener Kabeljau, nach dem schon das ganze Treppenhaus roch, Lungenhaschee, Kartoffelsuppe und andere Gemüsesuppen, mal ein Wiener Würstchen und viele Aufläufe, vom Reis- über den Nudel- zum Quarkauflauf, bestimmten unseren mittäglichen Speiseplan. Mir hat es geschmeckt. Abends gab es Brote, nicht gerade reichlich belegt, eine dünne Scheibe genügte. Wer jetzt aber meint, ich hätte darunter gelitten, täuscht sich. Ich fand das ganz in Ordnung. Wobei mein Vater ein Übriges tat, indem er die Losung ausgab, dass sich nur ungebildete Schichten über das Essen beschwerten. Bei und hieß es: Über das Essen meckert man nicht.

Die „Grünen“ mit ihrem Veggie-Day hätten also in meinen ersten zehn Lebensjahren ihre helle Freude an uns gehabt – wir hatten eine Veggie-Woche! Es hat uns nicht geschadet. Nur Spinat war eine Anfechtung. Auch das zähe Lungenhaschee war nicht mein Ding. Das Trinken von Milch hatte ich, mit der Unterstützung meines Vaters, der sie auch nicht mochte, schon lange wegen auf der Milch schwimmenden Haut abgelehnt.

Eine Königin Pastete mit Ragout Fin war damals das Höchste der Gefühle. Sie gab es nur zu besonderen Anlässen. Zu Kindergeburtstagen bekamen wir auch einmal „Toast Hawaii“, im Ofen mit Käse überbackener Toast mit Schinken und Ananas. Das war eine Erfindung des ersten Fernsehkochs Clemens Wilmenrod, der für Fernsehverweigerer wie uns 1954 das Taschen-Kochbuch: „Es liegt mir auf der Zunge“ herausbrachte. Eine Ananas vermittelte uns Kindern einen Hausch von Exotik, die wir nur aus Büchern kannten. Ich wünschte mir als Kind eine ganze Ananas zum Geburtstag.

Ins Restaurant sind wir bis zur Mitte der 50er Jahre praktisch nie gegangen. Diese Zurückhaltung fiel uns aber natürlich leicht, da wir in Frau Knobloch eine gute Köchin hatten und die Hausfrau daher nicht durch Restaurantbesuche entlastet werden musste. Als die Zeiten in der zweiten Hälfte der 50er Jahre besser wurden, begannen wir, gelegentlich auch einmal in Bonn auszugehen. Anfangs taten wir das ganz selten und eher rustikal im „Salvator“, der der bayerischen Prägung meines Vaters entgegenkam.

Der „Salvator“ bot sich als Pause nach den Einkäufen an, denn er lag, für den ermatteten Einkäufer bequem zu erreichen, gegenüber dem Herrenausstatter Poerschke und Thyrsa. Hier pflegte sich die Bonner Beamtenschaft einzukleiden. Sie gehörte auch zu den Stammkunden des Juweliers Richarz, dessen Laden neben dem „Salvator“ lag. Ein Besuch hier, in dieser gediegenen Atmosphäre, war immer etwas Besonderes. Ehepaar Richarz, Sohn und Schwiegertochter bedienten uns freundlich, mit einer dem Anlass angemessenen gedämpften Stimme.

Natürlich gab es in Bonn Traditions-Geschäfte, bei denen wir regelmäßig einkauften: den Optiker Dancker in der Sternstraße, die daneben gelegene Parfümerie Vollmar und das Haushaltsgeschäfte Gebrüder Haack, alle in der Sternstraße. Was man dort nicht bekam, fand man beim Eisenhandel Anton Dahm am Dreieck. Fahrräder gab es bei Stromer am Friedensplatz, und preiswerte Kleidung bei Blöhmer am Markt und natürlich auch im Kaufhof. Eine Riesenattraktion für Kinder war das Spielwarengeschäft „Puppenkönig“ in der Gangolfstraße, in dessen großem Schaufenster in der Weihnachtszeit eine riesige elektrische Eisenbahnanlage aufgebaut war. Hier bildeten sich Trauben von Menschen. Hundert Meter weiter gab es das Schreibwarengeschäft Carthaus, in dem sich

die Bonner Beamtenschaft mit Schreibutensilien und Einladungs- und Visitenkarten versorgte.

Im Übrigen waren meine Eltern aber sparsam. Auch mit Haushaltsgeräten. Es dauerte bis zur Mitte der 60er Jahre, bis wir eine Geschirrspülmaschine anschafften. Bis dahin mussten die Kinder beim Abtrocknen helfen, was so schlimm gar nicht war und häufig heiter verlief. Hier trainierte ich meine Schwester für das Abitur in Geschichte. Damals wurden ja noch Sachen gefragt wie „Wann war der 30-jährige Krieg?“ und „Wann war die Schlacht am Aigos Potamoi?“ (405 v. Chr., beendete den Peloponnesischen Krieg, braucht man nicht zu wissen).

Wir hatten keinen Fernseher, aber natürlich ein Radio. Es war ein Telefunken mit den üblichen Drehknöpfen. Mit dem linken konnte man die Lautstärke einstellen, mit dem rechten eine der Sendestationen, die auf der Skala angegeben waren und auf bekannte (NWDR; Köln, Stuttgart), aber auch auf so fremdklingende Namen wie Bero-münster lauteten; ich weiß immer noch nicht ganz genau, wo das liegt. Mit den elfenbeinfarbenen Drucktasten in der Mitte unter der Senderskala konnte man Langwelle, Mittelwelle, Kurzwelle und UKW einstellen, von denen eigentlich nur Mittelwelle und UKW brauchbar waren. Ein magisches grünes Auge an der linken oberen Ecke der stoffbespannten Lautsprecherfläche zeigte uns dadurch, dass es keine grauen Segmente bekam, an, dass der Sender scharf eingestellt war; ein völlig unnötiges, aber doch technischen Fortschritt und Luxus signalisierendes Accessoire.

An diesem Gerät hingen wir, um „Onkel Marks erzählt Märchen“ zu hören. Aber gelegentlich auch für Sportsendungen wie die Fußballweltmeisterschaft in Bern 1954 und die Olympische Spiele in Rom im August 1960. Manchmal hörten wir auch den Schulfunk, der stets mit

der – auf die Dauer etwas penetranten – Melodie „Ein Vogelhändler bin ich ja“ aus der Zauberflöte eingeleitet wurde.

Es konnte aber auch spannend werden. Ein Renner waren die „Paul Temple“-Kriminalhörspiele mit ihrer aufreizenden, unheimlichen Musik. Das „Steve, Steve“ von ihm und das erschreckte „Oh Paul“ von ihr hatte ich noch lange im Ohr. Die ohnehin schon leeren Straßen waren zu dieser Sendezeit noch mehr verwaist

Wenn ich vom Radio rede, muss ich auch „Hör Zu!“ erwähnen, die heute unter Vergewaltigung der deutschen Sprache „Hörzu“ geschrieben wird. Das war die einzige Wochenzeitschrift, die wir regelmäßig bezogen. Illustrierte wie „Stern“ und „Quick“, ganz zu schweigen vom „grünen Blatt“, waren unter unserer Würde bzw. gehörten nicht zu unseren finanziellen Prioritäten. Das führte dazu, dass ich sie im Wartezimmer von Friseur- oder Arzt förmlich verschlang. „Hör Zu!“ wurde von mir von vorne bis hinten durchgelesen, vom Radioprogramm bis „Fragen Sie Frau Irene“. An die Fortsetzungsromane kann ich mich heute noch erinnern, „Suchkind 312“, „Strafbataillon 999“ und die Geschichte des Soldaten, der nach dem Krieg zur Fremdenlegion geht, später von dort flieht und nach vielen Abenteuern seine Mutter wieder in die Arme schließen kann. Das waren die Themen, die uns damals bewegten.

Dass wir relativ früh einen Plattenspieler bekamen, ist nur auf die Initiative meiner drei Jahre älteren Schwester zurückzuführen. Sie kaufte ihn, als meine Eltern einmal drei Wochen verreist waren, zum Entsetzen unserer Haushälterin für das hinterlassene Essensgeld. Das fiel meiner Schwester insoweit leicht, als sie sich zu dieser Zeit ohnehin schlank hungerte. Beides, Plattenspieler und

Schlankheit, gelang ihr. Die erste Platte, 45 Umdrehungen/Minute, war „O Island in the Sun“ von Harry Belafonte. Hinreißend!

1960 schritten meine Eltern zum Kauf der Schreibmaschine „Olympia Monica“. Und dann ging es Schlag auf Schlag! 1961 bekam meine Mutter eine Küchenmaschine und ich mein erstes Fahrrad, Marke Liga, mit zwei Felgenbremsen, Dreigangschaltung, ohne Rücktritt und mit Tacho. 1962, endlich, erwarben meine Eltern ihr erstes Auto. Gerade rechtzeitig, dass ich ein Jahr später, kaum 18 Jahre alt, den Führerschein machen konnte. Vorher hatten wir Reisen nur mit Bahn und Bus gemacht. Das brachte zumindest pädagogisch etwas: Man lernte, wenig zu packen und pünktlich zu sein. Sonst waren Bahn oder Bus weg.

Unser erstes Auto war ein Ford Taunus 12m, mit Lenkradschaltung, drei Gängen und der Weltkugel vorne am Kühler, zuverlässig und robust. Er war Baujahr 1959, hatte 50.000 km gefahren und kostete 2700,- DM. Er hatte, das möchte ich betonen, keine der damals üblichen kleinen, am Armaturenbrett befestigten Vasen, in die man Blumen tun konnte. Das Auto als Wohnzimmer sozusagen.

Natürlich gab es schönere Modelle. Etwa den Mercedes, von dem man als Beamtenkind sagte, das sei der Wagen des Fleischers von nebenan, er könne das als Betriebsausgabe abschreiben. Bescheidene Lebensformen wurden zu Kennzeichen der „gehobenen Klasse“ stilisiert. Ich kannte alle Autos, da ich begeisterter Sammler von Autobildern war, die damals einigen Produkten beigegeben wurden. Wer kann heute noch erahnen, was für ein Charme von den Opel-Flaggschiffen „Opel Kapitän“ und „Opel Admiral“ ausging, wenn man nicht einmal einen Roller besaß?

Glücklicherweise kam schon aufgrund der Größe unserer Familie einer der beliebten Kleinwagen der damaligen Zeit nicht in Frage. Sie waren Abbild der bescheidenen Einkommensverhältnisse der damaligen Jahre und prägten neben Luxuskarossen wie Mercedes und Opel das Bild der damaligen Zeit. Ende der 60er Jahre verschwanden sie aus dem Straßenbild.

Der erste von ihnen war der „Leukoplast-Bomber“ von Lloyd, der 1950 auf den Markt kam. Er war wegen der damaligen Materialknappheit aus Sperrholz gefertigt, das mit Kunstleder überzogen war. Daher der Name und der Spruch „Wer den Tod nicht scheut, fährt Lloyd“.

1953 folgte der „Messerschmitt Kabinenroller“, auch „Schneewittchensarg“ genannt, in dem zwei Personen hintereinander unter einer Plastikhaube wie in der Kanzel eines Düsenflugzeugs saßen. Der Einstieg geschah wie beim Flugzeug seitlich durch eine hochklappbare Tür. Kein Wunder: Messerschmidt hatte im Krieg ja berühmte Jagdflugzeuge gebaut. Jetzt rollte der Nachfolger ohne Flügel und ganz zivil über die Straßen des Nachkriegsdeutschlands.

1955 bis 1962 baute BMW das Rollermobil „Isetta“, ein Auto für zwei nebeneinandersitzender Personen mit flacher Schnauze, die man zum Einstieg aufklappte. Das Lenkrad wurde dabei zur Seite geklappt. Die „Isetta“ wurde ein ziemlicher Verkaufserfolg, doch konnte sie bei einem Auffahrunfall eine tödliche Falle sein.

Am längsten hielt sich das „Goggomobil“, ein Kleinstwagen, der von 1955 bis 1969 in verschiedenen Modellen gebaut wurde, vier Personen Platz bot und schon eher wie ein Auto aussah. Die Gefahr beim Fahren dieser Autos, aber auch der zunehmende Wohlstand führten dazu, dass alle diese Modelle nach einigen Jahren wieder vom

Markt verschwanden. Als Dauerbrenner erwies sich natürlich der Volkswagen-Käfer.

Ein typisches Bild der damaligen Zeit war auch das Motorrad mit Beiwagen. Viele Jahre träumte ich davon, auf so einem Gefährt, und natürlich in der lieblichsten Begleitung, durch ganz Europa oder vielleicht um die ganze Welt zu fahren.

Wie waren wir gekleidet? Anfangs mit selbst geschneiderten Stoffen; ich trug jahrelang eine Jacke, die von Uniformstoff meines Großvaters geschneidert war. Meine Schwester hatte zum Skilaufen noch 1956 einen Vorkriegsanorak meiner Mutter an. Markenartikel gab es nicht, jedenfalls nicht in meiner Erinnerung. Mir wäre auch im Traum nicht eingefallen, ein solches Kleidungsstück zu reklamieren. Nur beim Sport mussten es schon Adidas-Spikes sein. Blue Jeans – das war anfangs die einzige Farbe – traten Mitte der 50er Jahre ihren Siegeszug an, galten anfangs aber eher als Monteurhosen.

Und schließlich trug ich viel Selbstgestricktes, da meine Mutter begeisterte Strickerin war – beim Lesen, beim Unterhalten, beim Fernsehen. Sie beließ es dabei nicht bei Pullovern, die übrigens warm, praktisch und akzeptabel modisch waren: Ich trage zum Skilaufen heute, 50 Jahre später, immer noch einen. Dass sie dann aber auch noch Bademäntel für meine Schwester und mich strickte – meine Mutter mietete dafür extra eine Strickmaschine – war nicht ganz so prickelnd. Denn der Wind piff durch die groben Maschen und die Wolle nahm das Wasser schlecht auf. Wir trugen sie ungern. Sie waren alles andere als Markenartikel, aber natürlich garantiert Einzelstücke!

Voller Interesse sah ich zu, wie die Unterröcke meiner Schwester in Stärke getaucht wurden, sodass sie sich, einmal getrocknet, in Petticoats verwandelten und den

darüber getragenen Rock weit abstehen ließen. Das musste man als junges Mädchen damals einfach tragen.

Sparsamkeit heißt nicht, dass wir nicht zu Extravaganzen fähig gewesen wären. Eines Tages entdeckten mein Freund Georg Hammer und ich, möglicherweise war noch Ralf Wetzel mit dabei, im Kaufhof einen Hut, eine Mischung von Stadt- und Jägerhut, der uns gefiel. Daher kauften wir uns jeder einen und gingen damit jahrelang in die Schule, möglicherweise sogar in die Pause auf den Schulhof, unbeeindruckt von den staunenden Gesichtern der anderen Schüler und der Tatsache, dass wir die Einzigen mit Hut waren. Das Erstaunliche war: niemand sagte etwas, um uns davon abzuhalten; Eltern und Lehrer sahen sich das kommentarlos an.

Wir erwarben das von unserem Taschengeld. Wieviel bekam man damals? Ich weiß es nicht mehr. Viel war es nicht. 1961, also als ich 16 Jahre alt war, betrug es monatlich 20 DM. Kinobesuche bekam ich extra bezahlt.

Bei Weihnachtsgeschenken an Familienmitglieder galt es für angebracht, selber etwas zu basteln. Wir hatten als Kinder ja auch kaum Geld, um etwas zu kaufen. So wurde ich als Zwölfjähriger zum Experten für Lederarbeiten. Ich bekam eine Zange, mit der ich Löcher in Leder machen konnte, kaufte farbiges Leder vom Sattler, den es damals noch gab, sowie Lederschnüre, und los ging's. Ich schnitt Brillen und Lupenetuis auf dem Leder aus, löcherte die Seiten, band zwei Lederstücke mit dem Lederband zusammen, verklebte die Enden – fertig war das Lederetui! Ich habe selbst noch eine Lupe mit dem Etui, das ich meiner Großmutter geschenkt habe.

Da ich eine Laubsäge hatte, fertigte ich auch Holzsägearbeiten an, die ich aus Spanholzplatten aussägte und dann bemalte. Diese Untersetzer waren natürlich hinreißend.

Ich hoffe nur, dass die Beschenkten das auch fanden. Leider (?) sind sie nicht mehr erhalten.

Mein bleibender Eindruck ist, auch durch die Brille des späteren Aufschwungs gesehen, dass die meisten in meinem Umfeld in den 50er Jahren zufrieden waren. Man lebte gleichermaßen bescheiden, und mangels eklatanter großen Vermögensunterschiede kam kaum Neid auf. Alle waren froh, heil, wenn auch mit dem Verlust von Familienangehörigen, des Vermögens oder – wie meine Mutter – der Heimat, davongekommen zu sein. Geld spielte im Vergleich dazu eine sekundäre Rolle.

4. Anpassen oder nicht? Karneval und Schnörzen

Meine Schwester und ich fühlten uns in der Buschstraße wohl und waren es zufrieden, mit Gleichaltrigen spielen zu können. Es gab gemeinsame Krippenspiele und Fastnacht-Partys. Wir hätten gerne auch beim „Schnörzen“ mitgemacht, wenn die Kinder um dem 11. November mit ihren Laternen an Wohnungstüren klingelten, sangen und, wenn sie sich öffnete, um Süßigkeiten baten. Das Lied lautete (die Bonner mögen mir die laienhafte Wiedergabe des Rheinischen verzeihen):

*„Der helje Sinte Märtens, dat war ene jode Mann.
Er jov den Kinder en Kerzche und stoch et selver an.
Wutz, wutz, wiedewutz, dat war ene jode Ma-a-ann.
Hier wohnt ein reicher Mann, der uns Vieles geben kann.
Viel soll er geben, lange soll er leben,
Selig soll er sterben, das Himmelreich erwerben.
Lass ‘ uns nicht so lange, lange stehn,
Denn wir müssen weitergehn, wei-ter-gehn!“*

Meine Eltern fanden es aber leider unpassend, dass ihre Kinder bei anderen Familien um Süßigkeiten bettelten, und so verboten sie es uns. Wir könnten ja bei ihnen singen, und dann bekämen wir auch etwas. Wir taten es, aber es war natürlich nicht halb so schön und aufregend. Es war die typische Reaktion der Menschen, die es durch Flucht, Vertreibung und neue Arbeit in andere Landesteile verschlagen hatte und die Schwierigkeiten haben, andere Bräuche zu verstehen und sich ihnen anzupassen.

Dabei war dieser Brauch im katholischen Rheinland eigentlich sehr schön, denn er erinnerte an das Teilen, in diesem Fall daran, dass der heilige Martin seinen Mantel mit dem Bettler geteilt hat. Heute kommen Kinder am 31. Oktober mit gruselig ausgeschnittenen Kürbissen und verlangen „was Süßes“, sonst gibt es „was Saures“. Es ist

die etwas hemdsärmelige angelsächsische Art; die Rheinländer machten das freundlicher. Inzwischen ist das fordernde Halloween allgemein sozial akzeptiert und hat den auf denselben Tag fallenden Reformationstag im öffentlichen Bewusstsein fast völlig verdrängt.

Die Martinsumzüge, die wir schon als Teil des Unterrichts klassenweise mitmachten, waren aber schon aufregend genug. Wochen vorher bastelten wir Laternen. Am 11. November formierte sich dann bei hereinbrechender Dunkelheit der Zug der Klassen einer oder mehrerer Schulen auf dem Hofgarten, vorneweg ein Sankt Martin zu Pferde, mit römischem Helm, rotem Mantel und Schwert. Natürlich waren Lehrer dabei, anfangs auch Mütter. Immer wieder gingen die Kerzen aus. Manchmal regnete es. Es war meistens kalt. Ohne Mütter wäre es oft ziemlich ungemütlich geworden. Ich erinnere mich an einen Umzug bei besonders kaltem Wetter, in dem ein behindertes Kind nicht mehr weiterkonnte und von meiner und einer anderen Mutter praktisch getragen wurde. Kurz, manchmal war der Umzug für ein Kind im Volksschulalter auch gruselig.

Der Zug endete für uns mit einem großen Feuer am Hofgarten. Und dann wurden dort, später in der Schule, die „Weckmänner“ verteilt, Figuren aus Hefeteig, die anfangs noch eine Tonpfeife im Arm hatten. Diese Figuren waren sehr begehrt, vor allem wegen der Tonpfeifen. Anfangs auch die Figuren selbst, doch ließ die Attraktivität des bloßen Hefeteigs mit zwei Rosinen als Augen langsam nach. In einer Tonpfeife habe ich später einmal versucht, getrocknetes Gras als Tabak zu rauchen; es schmeckte gar nicht.

Ein Brauch, mit denen meine Eltern Freundschaft schlossen, wenn auch nur schwer, war der rheinische Karneval. Natürlich kannten sie Faschingsfeste, bei denen man sich

verkleidete. Das aber war in München oder Berlin bei gepflegter Abendgesellschaften geschehen. Der Bonner Straßenkarneval, wo viel Alkohol im Spiel war und ein wildfremder Mann einer Frau vielleicht sogar ein „Bützchen“ geben wollte – meine Mutter fuhr entsetzt zurück, als das einmal geschah –; war nicht nach ihrem Geschmack.

Meine Eltern feierten Karneval auf ihre Art, wie sie es kannten, mit bayerischen Würsten, Krapfen und Luftschlangen. Dennoch musste meine Mutter natürlich mit uns zum Rosenmontagszug gehen. Diesen nahmen die Zugereisten gerne an. Wir warfen uns begeistert in das Gewühl der nach den „Kamellen“ grapschenden Kinder. Meine Mutter hielt mich nur mit Mühe von den Rädern der Umzugswagen zurück.

Immerhin glichen sich meine Eltern so weit an, dass sie nach vielleicht 8 Jahren anfangen, selber, in der eigenen Wohnung, Rosenmontagsfeste zu feiern. Was für eine Enttäuschung, dass der Karneval mit seinem Rosenmontagsumzug, von dem freien Rosenmontag will ich gar nicht reden, für Bundesbeamte knapp 50 Jahre später dem Umzug nach Berlin zum Opfer fiel. Gleichwertiger Ersatz war dort nicht zu haben, trotz einiger Versuche, rheinischen Karneval ins preußisch-protestantische Berlin zu verpflanzen.

Auch das Abschneiden der Krawatte am Weiberfastnacht wurde, nachdem diese Feiglinge im Rollkragenpullover ins Büro kamen, statt ihre älteste Krawatte zu opfern, später nicht mehr mit der gebotenen revolutionären Begeisterung zelebriert.

5. Spiele und Hobbys

Wir spielten viel draußen auf der Straße. Sie war ja kaum befahren. Ich spielte natürlich Fußball, obwohl mich das später überhaupt nicht mehr interessierte. Auch hüpfen wir auf einem Bein über auf die Straße gemalten, in Kreuzform angeordnete Kästchen, oben mit einem Sprung mit halber Drehung, denn man musste wieder zum Ausgangspunkt zurück. „Himmel und Hölle“ hieß es, glaube ich. Und wir spielten mit Murmeln, mit bunten Tonmurmeln und den wunderschönen teuren Glasmurmeln.

Wir sprangen über die Steinumrandung des Sandkastens, bis wir fast die andere Seite erreichten und benutzten die Teppichstange im Garten als Turngerät. Sie hatte, um ihr mehr Stabilität zu verleihen, an der Basis schräge Stützen. Wenn wir auf diese traten, konnten wir die Querstange oben gerade so erreichen. Und bald lernten wir, ein oder zwei Beine durch die Arme zu stecken und mit Schwung in sitzende Position auf der Querstange zu gelangen.

Als Reckturner war mir später schleierhaft, wie sich die kleinen Kinderhände fest genug um die dicken runden Stangen schließen und das Herunterfallen verhindern konnten. Aber es ging. Und dann schaukelte man an einem Bein, oder an zweien, und manchmal konnte man dabei auch die Hände loslassen und die Welt von unten betrachten – eine Übung, die mich jetzt noch in Alarmzustand versetzt, wenn ich sie bei Kindern sehe. Einmal flog ich selbst mit Schwung von der Stange und landete so auf dem Rücken, dass mir die Luft wegblieb. Glücklicherweise nicht lange.

Einen Roller mit Ballonreifen oder gar ein Tretroller gehörte zu meinen unerfüllten Wünschen. Doch fuhr ich begeistert Rollschuhe. Ich bekam früh welche geschenkt.

Sie hatten damals noch metallene Rollen und machten höllischen Lärm. In Dämmerung und Dunkelheit schlugen sie auf den Platten des Bürgersteigs Funken, insbesondere dann, wenn man in voller Fahrt, leicht abschüssig von der Simrockstraße kommend, nach links in die Buschstraße abbog. Herrlich!

Zu Hause spielten wir mit den Eltern oder Freunden „Mensch ärgere Dich nicht“, „Halma“, „Mikado“, „Bimbo“ und „Poch“, erst später „Monopoly“, das uns erstaunlicherweise nicht zu Kapitalisten erzog. Dann natürlich noch, wie heute, „Stadt, Land, Fluss“ und „Schiffchen versenken“. Außerdem setzten wir uns manchmal zu Kartenspielen zusammen, von pädagogischen Quartetten (Musiker-Quartett, Schriftsteller-Quartett, Länder-Quartett) über Canasta und Rommé bis hin zu Skat. Doch war mein Vater kein großer Karten-, dafür ein begeisterter Schachspieler, und wir spielten häufig zusammen, bis ich die Freude an diesem, wie ich meinte, langweiligen Spiel verlor.

Für Spiele draußen mit sportlichem Einschlag war Federball angesagt. Eine Zeitlang war auch Jokari in Mode, ein Spiel, bei dem man einen Ball, der mit einer langen Gummischnur an einem schweren Sockel befestigt war, mit einem Holzschläger wegschlug. Der Ball schnellte dann, von der Gummischnur gezogen, wieder zurück. Sozusagen eine Art Tennis an der Wand für Anfänger, finanziell weniger Bemittelte oder Einsame. Man kann es auch heute noch kaufen. Und schließlich gab es Ende der 50er Jahre die Hula Hoop Reifen aus Plastik, die man mit gekonnter Bewegung der Hüften um den Körper kreisen lassen konnte, eine Übung, bei der alle zeigen wollten, was sie konnten. Heute wird dieses Gerät weiter für die Menschen angeboten, die abnehmen wollen; damals war es ein echter Volkssport.

Die „Kindergeburtstage“, insbesondere die in der Volksschule, sahen mit Topfschlagen, Schinkenklopfen, kleinen Rennen, vielleicht Sackhüpfen und sicherlich mit Spielen, bei denen jeder einen kleinen Gewinn nach Hause mitnehmen konnte, ähnlich aus wie heute. Vor allem gab es natürlich jede Menge Kuchen, im Sommer auch Eis. Großer Beliebtheit erfreute sich der „Kalte Hund“, Leibniz Kekse in einer Schokoladenmasse. Später wurden, wie heute manchmal auch, alle zu einem Kinobesuch eingeladen.

Neben solchen Spielen frönte natürlich jeder noch seiner eigenen Liebhaberei. Ich habe eine Zeitlang meine Energie darauf verwandt, aus dem leichten Balsa-Holz Flugzeuge zu bauen. Eines war ein Segelflugzeug, das mit einer Schleuder abgeschossen werden konnte, ein anderes flog dank eines Propellers, der mit einem starken Gummizug im Inneren des Flugzeugs aufgezogen wurde.

Dann wendete ich meine Aufmerksamkeit dem Modellbau von Kriegsschiffen aus dem Zweiten Weltkrieg zu; man konnte die Plastikteile für amerikanische Kriegsschiffe (an deutsche war kein Denken) samt Farbe und Klebstoff in einem Modellbaukasten kaufen. Und schließlich schenkten mir meine Eltern einen „Optikus und Fotomann“, eine zwar pädagogisch wertvolle, aber dennoch hochinteressante Zusammenstellung von Bauteilen, mit denen man optische Versuche machen konnte.

An dieser Stelle verdient es Erwähnung, dass ein genialer Erfinder an mir verloren gegangen ist. Als wir in der Schule in Physik Bimetallstreifen durchnahmen, erinnerte ich mich an die dauernde Angst meiner Mutter, unser Gasherd könnte einmal, wenn unbemerkt die Flamme ausgeht, eine Explosion verursachen. Ich erklärte ihr daraufhin, dass man nur einen Bimetallstreifen neben der Gasflamme anbringen müsse, der sich, wenn die Flamme

erlischt, durch die eintretende Kälte verbiegt und dabei die Gaszufuhr abdreht. Sie war höflich beeindruckt. Weder sie noch ich dachten an die praktische Umsetzung dieser Idee. Jetzt hat jeder Gasherd einen solchen Mechanismus.



Das ist Poch. Es wurde Spielgeld in die Scheibe mit Mulden eingezahlt, die mit Spielkarten gekennzeichnet waren. Ralfs Geburtstagsfeier 1959

v.l.n.r.: Ralf Wetzels, Rolf Geissers, Wolfgang Schultheiß, Udo Christoffels

Dem aufmerksamen Leser wird aufgefallen sein, dass ich von keiner elektrischen Eisenbahn spreche. Richtig. Andere hatten sie, ich bekam nie eine. Entweder war sie zu teuer oder die Wohnung zu klein, um eine aufzubauen. Auch war mein Vater nicht gerade technisch versiert. Ich bekam lediglich einige Gleise für eine kleine ovale Gleisanlage, Wagen und zwei Lokomotiven zum Aufziehen. Sie jagten mit vollem Tempo los und flogen bei der ersten Kurve aus der Bahn.

a) Briefmarkensammeln

Eine spannende Tätigkeit, die ich einige Jahre mit Begeisterung ausübte, war das Briefmarkensammeln. Dabei war der Zustand oder Wert der Marke weniger wichtig als das Alter und das Herkunftsland. Je exotischer, desto besser, je älter, umso faszinierender, je größer und bunter, umso toller. Man konnte 100 oder 200 Stück für wenig Geld kaufen und sie dann mit einem Klebepfalz in Alben einkleben. Briefmarken auf Briefen, die wir selbst empfangen, wurden über einem Dampfbad vom Umschlag gelöst, zwischen Löschpapieren getrocknet und dann ins Album eingeklebt. Wahrscheinlich habe ich durch unsachgemäße Behandlung den Wert meiner Briefmarken erheblich gemildert.

Aber um den ging es mir nicht. Es ging um die Faszination der Geschichte und der großen weiten Welt. Da gab es Briefmarken aus Bayern aus den Jahren vor dem ersten Weltkrieg, ja vor 1871, mit dem Bild eines Mannes mit Rauschbart, wahrscheinlich des Prinzregenten Luitpold. 1918/1919 bekamen die Briefmarken den nachträglichen Aufdruck „Freistaat Bayern“, dann „Volksstaat Bayern“ und erst 1920, „Deutsches Reich“. Da ein Großteil der Briefmarken in den Alben abgebildet war, damit man wusste, wohin sie zu kleben seien, lernte man auch aus den Abbildungen eine Menge.

Meine älteste deutsche Briefmarke war von 1872, mit der Aufschrift „Deutsche Reichs-Post“, Wert „1 Groschen“. Es folgten die Briefmarken mit Reichsadler (Reichspost wurde inzwischen zusammengescriben) und mit dem Bild der mit ehernem Büstenhalter versehenen Germania. Nach dem Ersten Weltkrieg gab es – offensichtlich der revolutionären Stimmung im Lande geschuldet – vorwie-

gend Briefmarken mit Arbeitern, ab 1928 mit dem verstorbenen Reichskanzler Ebert und dem Reichspräsidenten Hindenburg.

Gab es 1923 schon Briefmarken für 200, 300 und 500 (Reichs)Mark, führte die fortschreitende Inflation zu Aufdrucken von 8.000, 100.000 und 800.000 Mark, dann zu 5 und 10 Millionen, und schließlich zu 10 und mehr Milliarden. Und das für eine Briefbeförderung! Man kann sich heute gar keine Vorstellung mehr davon machen, wie den Menschen das ersparte Geld unter den Fingern zerronnen sein musste. Gehälter wurden täglich, wenn nicht halbtäglich ausgezahlt, oder eher in dicken Papierbündeln von Lastwagen verteilt, damit man gleich einkaufen gehen konnte. Denn binnen eines Tages war es nur noch einen Bruchteil wert. Das zumindest erzählte einer meiner Lehrer. Die Briefmarken alleine sind Zeugen dieser Zeit und machen noch heute deutlich, in welcher wirtschaftlichen Verzweiflung die Menschen, die keine Sachwerte besaßen, damals gelebt haben müssen.

Für Briefmarken mit einem Bild von Hitler war in meinem Album übrigens kein Platz vorgesehen; es ging von Hindenburg fast nahtlos zur „Deutschen Post“ 1945 über. Anders im Album meiner Schwester, wo sich außerdem auch Briefmarken aus dem „Generalgouvernement“, dem im Zweiten Weltkrieg besetzten Polen, finden.



Und war es nicht interessant auf dem Stempel von 1939 „München, Hauptstadt der Bewegung“ zu lesen?

Ab 1949 hieß es dann „Deutsche Bundespost“. Wobei zwischen 1945 und 1949 die sowjetische und französische Besatzungszonen, das noch abgetrennte Saargebiet und die Berliner Westsektoren wie auch einige Bundesländer in der französischen Besatzungszone (Baden, Rheinland-Pfalz) und Thüringen eigene Briefmarken druckten. Die Engländer und Amerikaner verzichteten in ihren Besatzungszonen auf solche Aktivitäten, die offensichtlich dem Wunsch entsprachen, eine dauernde Duftmarke von Eigenstaatlichkeit zu setzen. Briefmarken aus der sowjetischen Besatzungszone waren selten; aber ab 1949 gab es natürlich DDR-Briefmarken. Kurz: Briefmarken brachten uns deutsche Geschichte und politische Gegenwart nahe. Und veranlassten uns zu Fragen an unsere Eltern.

Manche Briefmarken waren auch eine geographische Herausforderung. Wer oder was war eigentlich Suomi? (Finnland stand glücklicherweise klein gedruckt darunter.) Andere Länder wie Österreich, der Vatikan und Frankreich hatten schöne große Briefmarken, auch Italien. Doch fragte man sich allerdings, was Hitler eigentlich Aug' in Aug' mit einem Mann mit Stahlhelm auf einer italienischen Briefmarke zu suchen hatte. Italien leistete sich auch noch den Luxus einer „Kolonialpost“ aus Eritrea, Äthiopien (Etiopia) und Libyen (Libia).

Und schließlich war Österreich eine Fundgrube für geschichtlich begeisterte Knaben, angefangen mit dem Profilbild des Kaisers Franz Joseph aus dem Jahre 1867. Da gab es noch Kreuzer, Heller, Groschen und Kronen. Marken aus der alten österreichischen Provinz Bosnien-Herzegowina gaben Rätsel auf (wo war das eigentlich?). Kaiser Karl I. schaute einen 1917 noch jugendlich dynamisch an, während die Briefmarken nach 1918 auf Konterfeis verzichteten und anfangs noch dem Aufdruck

„Deutschösterreich“ trugen. Das war ein Projekt der Vereinigung Deutschlands und Österreichs, das nach dem verlorenen Krieg und der Reduzierung Österreichs auf die deutschen Kernlande entstand, von den Alliierten auf Antrag der Franzosen aber schon im Versailler Vertrag ausgeschlossen worden war. Eine solche Vereinigung hätte ganz offensichtlich den gerade niedergeworfenen deutschen Staat gestärkt

An schweizerischen Briefmarken schließlich konnte man sein Latein üben: Neben dem lateinischen Staatsnamen „Helvetia“ las man (und sollte man übersetzen) „Pro Patria“, „Pro Juventute“, oder sogar „Pax Hominibus Bonae Voluntatis“. Und die Staatenabkürzung CH stand natürlich nicht für „chocolat“, sondern für „Confoederatio Helvetica“.

Von den spanischen Briefmarken schauten uns nicht nur frühere Könige mit Wagenrad-Krägen, sondern auch Franco ernst an. Und San Marino versuchte die überschaubare Größe des Landes mit besonders großen Briefmarken zu kompensieren und damit ordentlich bei Touristen zu verdienen. Von Briefmarken aus den USA schauten mich Lincoln und andere Präsidenten an, aus Ägypten König Faruk mit Fez, aus Argentinien die schöne Evita Peron, aus Chile General San Martin und aus dem Iran der Schah. Es gab also reichlich Gelegenheit, von fremden Ländern zu träumen.

Heute werden Briefmarken nur noch wenig genutzt, da kaum noch Briefe geschrieben werden. Das war in meiner Jugendzeit noch anders, insbesondere dann, wenn zarte Gefühle erwachten.

b) Vom Knipsen zum Fotografieren

Und natürlich begannen wir zu fotografieren. Man sieht es an der traurigen Qualität mancher der hier eingescannten Bilder. Dabei gehöre ich gar nicht mehr zur „Box-Generation“, die sich einen kastenförmigen Fotoapparat vor den Bauch hielt und versuchte, durch eine nach oben gewölbte, aber bei Suchen des Motivs seitenverkehrt funktionierende Linse das Ziel zu erhaschen. Als Filme wurden Papierrollen mit 12 Aufnahmen eingelegt, mit denen man entsprechend sorgsam umging. Da wurden nicht 10 Aufnahmen von einem Motiv gemacht in der Hoffnung, dass ein Foto schon was werden würde.

Blitzlichter gab es auch schon. Die ersten waren sage und schreibe Tütchen mit einer Pulvermischung, die wir (vielleicht gab es bessere Methoden) an einem Besenstil befestigten, dann an eine günstige Stelle hielten und mit einer Lunte anzündeten. Der Fotograf musste nur noch im richtigen Augenblick abdrücken. Bald gab es aber auch Blitzlichtbirnchen, die in einen Apparat mit reflektierendem Schirm gesteckt wurden, den man oben am Foto befestigen konnte. Der Fotoapparat löste bei Betätigung des Auslösers die Zündung automatisch aus. Dann musste aber die Birne gewechselt werden; sie war nur einmal verwendbar. Daher kaufte man sie in Fünfer- und Zehnerpackung. Erst mit meiner Voigtländer Vito CD bekam ich einen Fotoapparat, der ein – wenn auch weiterhin oben am Apparat aufzusteckendes – Blitzlicht der heutigen Art hatte.

Da man heute nur noch auf sein Handy zu drücken braucht, um gestochen scharfe Bilder zu machen, will ich doch erklären, was wir damals beim Fotografieren zu beachten hatten. Einstellungen, die heute elektronisch erledigt werden, mussten entsprechend der Wetterlage bzw.

der Helligkeit und der Geschwindigkeit des Gegenstandes, den man aufnehmen wollte, genau überlegt werden.

Ich gehörte zunächst zur „Agfa Clack“-Generation. Die „Agfa Clack war ein Apparat, auf dessen Auslöser, andere Einstellungen gab es nicht, man nur zu drücken brauchte. Dann machte es „clack“, und man hatte hoffentlich ein brauchbares Bild gemacht. Das war eine Anfängerkamera heutigen, wenn auch klobigeren Aussehens, Kostenpunkt 30 DM. Auch diese Kamera verwandte einen 12er-Papierfilm, den man nach dem Abfotografieren wieder zurückdrehen und dann, möglichst ohne dass zu viel Licht darauf fiel, aus der Kamera nehmen und zum Entwickeln zum Fotoladen bringen musste.

Kurz nach meinem 15. Geburtstag kaufte ich von meinem ersparten Geld eine Voigtländer Vito CD. Vorher hatte ich monatelang Prospekte gewälzt: mit Erfolg. Die Kamera war zuverlässig und hat mich Jahrzehnte lang begleitet. Ich habe die Wahl nie bereut. Sie hatte einen eingebauten Belichtungsmesser, einen Schnellschalthebel zum Transportieren des Films (damals war das der Rede wert), Leuchtrahmsucher (die alten Sucher waren miserabel, da man die Ränder des Bildausschnitts nur schlecht sah) und Selbstauslöser. Sie kostete mit allem Drum und Dran wie Ledertasche, Sonnenblende und Gelbfilter 178,50 DM. Ich war sehr stolz.

Der Belichtungsmesser war zwar eingebaut, aber nicht automatischen. Das heißt: Man las einen Belichtungswert ab und stellte dann dementsprechend Blende und Belichtungszeit ein. Dabei gab der vom Belichtungsmesser angegebene Wert verschiedene Varianten an, von großer Blende und kurzer Belichtungszeit zu kleiner Blende und langer Belichtungszeit. Da man damals wusste, dass eine kleine Blende (große Zahl!) eine größere Tiefenschärfe

brachte, wählte man eine möglichst langsame Belichtungszeit, etwa eine Dreißigstelsekunde. Bei bewegten Motiven musste man hingegen eine kurze Belichtungszeit, etwa eine 250stel Sekunde, und eine große Blende wählen, damit das Bild nicht „verwackelte“; die Tiefenschärfe war dann weniger wichtig. Umso mehr Sorgfalt musste man dann aber auf die Einstellung der Entfernung verwenden. Und bei dunstigem Himmel durfte der Gelbfilter nicht vergessen werden, der den Belichtungswert um 1,5 Punkte drückte! Es war also auch noch kurzes Rechnen gefragt. Ein Knopfdruck wie heute genügte also keineswegs.

Es gab 24er und 36er Negativ-Filme in einer Plastikrolle, die man nur einlegte mit einem Hebel transportieren und, nachdem der Film abfotografiert worden war, leicht zurückspulen konnte. Dabei war aber Sorgfalt geboten: Die Zahnrädchen mussten beim Einlegen in die Perforierung des Filmes passen, sonst rührte sich gar nichts. Fotografieren blieb so teuer, dass kein Bild verschwendet wurde. Vor jedem Urlaub fragte man sich: Genügen zwei Filme, oder brauche ich noch einen dritten? Denn im Ausland konnten sie Mangelware oder erheblich teurer sein. Und wenn man wirklich gut war, konnte man die Filme selbst entwickeln. In dieser Dunkelkammer mit dem eigenartigen roten Licht. So wie es uns Scholl in seinem Fotolabor beibrachte. Ich wurde ein begeisterter Fotograf. Zu den ersten Fotos, die ich machte, gehörten die der Lehrer in diesem Buch und dieses Bild des Hofgartens.



V. Außerschulische Prägung

Das waren Liebhabereien. Bevor ich zu dem Dreh- und Angelpunkt späteren Sinnes und Trachtens komme, den Mädchen, muss ich berichten, womit ich sonst meine Zeit verbrachte. Da beginne ich am besten mit den Büchern, die ich las.

1. Bücher

Karl-Mays habe ich verschlungen. Obwohl ich mich ihnen erst widerstrebend näherte. Der von meinem Patenonkel geschenkte „Schatz im Silbersee“ machte mich aber süchtig. Und das, obwohl das zweite Buch, von meinen Karl-May-unkundigen Eltern ausgesucht, das „Buschgespenst“ war, also ein „untypischer“ oder, wenn man will, ein typischer sozialkritischer Kolportageroman aus Karl Mays frühen Jahren.

Die Bücher in dem typischen kleinen Format, die alten noch gedruckt in Radebeul bei Dresden, die neueren in Bamberg, kosteten damals 7,50 DM. Das war damals ziemlich viel. Mein Freund Georg Hammer hatte aber glücklicherweise von seinem Großvater fast alle Karl-May-Bände geerbt, sodass ich mindestens 50 bei ihm ausleihen konnte und auch gelesen habe. Absolute Favoriten waren die sieben ersten, von „Durch die Wüste“ bis „Der Schut“, mit Karl May in der Rolle des Kara Ben Nemsi und mit Hadschi Halef Omar Ibn Hadschi Abul Abbas Ibn Hadschi Dawud al Gossarah. Das war sein treuen Begleiter, der ihn aus Sorge um sein Seelenheil ständig zum Islam bekehren wollte („Sihdi, ist es wirklich wahr, dass Du ein Giaur bleiben willst, ein Ungläubiger, der verächtlicher ist als ein Hund und widerlicher als eine Ratte, die nur Verfaultes frisst?“; so beginnt der 1. Band). Kara ben Nemsis beiden Gewehre „Bärenötter“

und „Henry Stutzen“ waren beeindruckend, doch verblasste das völlig neben seinem feurigen Rappe „Rih“, was, wie ich später lernte, „Wind“ hieß. Ein Geheimnis ließ „Rih“ pfeilschnell rennen, notfalls bis er tot umfiel; so weit hat es Kara Ben Nemsi natürlich nie kommen lassen. Man musste sich nur in den Steigbügeln aufstellen, die Finger zwischen Rihs Ohren legen und dreimal „Rih!“ rufen. Dann jagte er los wie der Wind. Sein Tod in „Der Schut“ rührte mich mehr als Winnetous Tod in „Winnetou III“. In Rihs Sohn, „Assil ben Rih“, also „Blitz, der Sohn des Windes“ fand Kara Ben Nemsi einen würdigen Nachfolger.

Ich zitiere die Namen so ausführlich. Denn wenn ich später andere Karl May-Fans traf, und das geschah häufig, einmal war ein Staatssekretär unter ihnen, drehte sich das Gespräch unweigerlich um unsere Lieblingsbände und darum, wer sich am besten an die Namen der Hauptpersonen erinnerte. Bei der Schwester Winnetous versagte ich regelmäßig. Ich kannte die Wildwest-Bände natürlich, doch waren die orientalischen mir lieber. Auch ein Grund, weswegen ich später den – vergeblichen – Versuch unternahm, Arabisch zu lernen.

Jetzt habe ich es nachgeschaut. Winnetous Schwester hieß Nscho-Tschi, und man fragte sich immer noch, warum Old Shatterhand sich nicht in dieses reizende Mädchen verliebt hat. Irgendetwas konnte mit ihm nicht stimmen. Doch das und sein penetrant vorgetragenes Christentum mit dem Prinzip, nicht zu töten, solange das mit einem Schuss durchs Knie zu erledigen war, nahmen wir in Kauf. Die Ausflüge in die Religion machten allerdings Bücher wie „Ardistan und Dschinnistan“ oder „Das versteinerte Gebet“ praktisch unlesbar.

Hinzu kam der gründerzeitliche Deutschenstolz mit frischen Knaben, blond, blauäugig und altklug, wie Kurt in

„Die Pyramide des Sonnengottes“. Das fiel mir erst später auf die Nerven. Egal, mit welchen Augen ich seine Bücher jetzt sehe: Damals haben sie mich fasziniert und begeistert. Und in mir den Wunsch geweckt, die Welt kennenzulernen, und das am besten nicht mit Neckermann, sondern als Diplomat.

Ein weiterer Renner war Felix Dahns *„Ein Kampf um Rom“*. Ich war begeistert und kannte die Namen der Könige der Ostgoten auswendig, von der schönen Amalawintha über den armen Witichis und den jugendlich strahlenden Totila bis hin zum melancholischen, schwarzen Teja, dem meine besondere Sympathie galt. Er fiel schließlich im Zweikampf mit dem Römer Cethegus, einem edlen Finsterling, wenn man so will, der mit allen Mitteln für sein Rom („Roma aeterna!“) kämpfte und dabei vor Verrat und Mord nicht zurückschreckte. Anders war der Untergang der ach so starken und guten Goten den Deutschen Ende des 19. Jahrhunderts nicht zu vermitteln. Als ich das Buch meinen Söhnen schenkte und selbst noch mal hineinschaute, blieb ich nach wenigen Seiten in dem schwülstigen Stil stecken.

Überhaupt waren historische Romane meine Leidenschaft, aber damals gab es sie kaum, im Gegensatz zu der unüberschaubaren Flut heute. Bekannt war „Ich, Claudius, Kaiser und Gott“ von Robert von Ranke Graves, das klassische Beispiele eines guten, aber für Jugendliche nicht genügend spannenden historischen Romans. „Der Untergang von Pompeji“ von Edward Bulwer, „Ben Hur“ von Lewis Wallace (übrigens der Chef des Gefängnisses, in dem Billy the Kid saß, hatte dort wohl wenig zu tun) und „Quo Vadis“ von Henryk Sienkiewicz (einem Literaturnobelpreisträger), waren auch etwas altväterlich geschrieben. Die Filme waren unterhaltender. Hinreißend lebendig war dagegen *„Désirée“* von Annemarie

Selinko; man glaubt beim Lesen, Teil der Familie Bona-
parte zu sein.

Und wie könnte ich die „3 *Musketiere*“ Athos Portos,
Aramis mit d'Artagnan vergessen! Und die *Hornblower-
Serie* von C.S. Forester!! Sie beschreibt die Geschichte
eines britischen Seehelden vom Kadetten bis zum Admi-
ral in den Napoleonischen Kriege. Es sind hinreißende
Bücher; ich lese sie (wie Churchill) auch im Alter noch
gerne. Es gibt Nachahmer, die C.S. Forester aber nicht
das Wasser reichen können. Alexander Kent mit seiner
„Bolitho“-Serie gehört dazu. Bernard Cornwells
„Sharpe“ in angeblich der „Hornblower des Heeres“,
aber was für eine brutale und geistlose Kampfmaschine
in Vergleich zu Hornblower, der so sympathisch ist, da
er, obwohl brillant, immer an sich zweifelt, schüchtern ist
und versucht, Kaltblütigkeit vorzutäuschen.

Nur Frans G. Bengtssons „*Røde Orm*“ kommt an „Horn-
blower“ heran. Es ist ein hinreißendes Buch über die Er-
lebnisse eines Wikingers um das Jahr 1000 und steht in
Skandinavien in fast in jedem Bücherschrank. Beiden
Helden ist gemeinsam, dass sie kleine Schwächen haben.
Hornblower ist schüchtern und findet, er hat zu dünne
Waden. Røde Orm scheut keinen Zweikampf, hat aber
Angst, sich dabei zu erkälten.

Andere Klassiker wie das „Dschungelbuch“ sind in mei-
ner Jugend an mir vorbeigegangen; „Moby Dick“ konnte
ich nichts abgewinnen. Dagegen mochte ich die Erzäh-
lungen und Romane von Jack London. Robert Louis Ste-
vensons „Schatzinsel“ war natürlich ebenso toll wie die
„Abenteuer-Serie“ von Enid Blyton mit den vier Freun-
den und dem Papagei Kiki.

Einen interessanten, schon fast multilateral-politischen
Ansatz hatten die „*Herbert Kranz-Bände*“. Sie handelten

von einer Gruppe von sechs Männern, die sich in der Gesellschaft (mit beschränkter Haftung!) „Ubique Terrarum“ zusammengetan hatten und „überall in der Welt“ auf (moralisch gerechtfertigte) Bitte hin Nachforschungen anstellten. Es sind das ein britischer Lord als Chef, ein französischer Comte als Arzt, weitere Teilnehmer und der Deutsche Dr. phil. Dr. rer. nat. Peter Geist, wegen seines Wissens nur "GG" (Großer Geist) genannt. Ein interessantes Konzept, das den Gedanken internationaler Entwicklungshilfe mit Abenteuern einer multinationalen Gruppe verband.

Es gab damals noch andere Jugendromane von Autoren aus der Vorkriegszeit, Friedrich Gerstäcker, S. Wörishöffer und Fritz Steuben gehörten dazu. Und „Großer-Tiger und Christian“ von Fritz Mühlenweg.

Nicht ganz so spannend, aber zeittypisch und interessant waren Bücher, die damals gerne an Jugendliche verschenkt wurden, *Thor Heyerdahls* „*Kon-Tiki*“, also der Bericht der Überquerung des Pazifiks mit einem Floß, und *Heinz Helfgens* „*Ich radele um die Welt*“. Helfgen ist in der typischen Situation eines Kriegsheimkehrers Ende der vierziger Jahre. Was jetzt anfangen? Er entschließt sich, ein Fahrrad zu kaufen und um die Welt zu radeln. Was er zwei Jahre lang tut. Und dann darüber ein Buch schreibt, das Appetit auf fremde Länder machte. Wie Heinrich Harrers „*Sieben Jahre in Tibet*“.

Meine Reitbegeisterung führte natürlich auch dazu, dass bald *Hans-Günther Winklers* „*Halla*“ und *Fritz Thiedemanns Buch* „*Mein Freund Meteor*“ in meinem Bücherregal stand. Ich war ein Verehrer von Fritz Thiedemann, dem so sympathischen häufigen Zweiten des deutschen Reitsports. Winkler schrieb Sportgeschichte, als er mit gebrochenem Schlüsselbein 1956 bei der Olympiade in

Reittournier Wiesbaden 18.5.1959

Einige der von mir bewunderten Reiter

v.l.n.r.:
*Steinkraus
(USA), Fritz
Thiedemann
(mit Schale),
Whiley,
Schockemöhle*



Schockemöhle

Stockholm auf „Halla“ zu Gold ritt. Das waren meine Helden, wie aber auch der Brasilianer Pessoa und andere.

Und was will ein geschichtsinteressierter Junge werden? Richtig, Archäologe. Das Buch „*Götter, Gräber und Gelehrte*“ von C.W. Ceram, der eigentlich Marec hieß und seinen Autorennamen nur rückwärts buchstabierte, gehörte natürlich auch in meinen Bücherschrank.

Kurz: Ich las, was mir unter die Finger kam. Selbst vor den Büchern meiner drei Jahre älteren Schwester machte ich nicht Halt, von der „Helga“-Serie über das Mädchen „Elke“ aus Blankenese bis hin zu „Mädchen im Urwald“.

Auch nicht vor den Büchern meiner Eltern und den von meiner Mutter in der Bücherei ausgeliehenen Büchern, ob die Bücher nun altersgerecht waren oder nicht. Einige wie Tolstojs „Kreuzersonate“ haben mich verstört, andere, wie Ina Seidels „Lennacker“ oder F. van Wyck Mansons „*Drei Häfen*“ haben mir gefallen.

Die Stadtbibliothek in der Sandstraße war daher ein für mich wichtiger Ort. Bis zu zweimal ich der Woche radelte ich dorthin, einmal für die Kinder- und einmal für die Erwachsenenausleihe. Die Bibliothekarin, Fräulein Knab, beriet nicht nur meine Mutter, sondern auch mich kenntnisreich und rührend.

In der Rückschau hat ein schmales Buch „*Wolkenwärts im Segelflug*“ von Hans Lehr (für Jungen ab 10 Jahre) einen gewissen Einfluss auf mich gehabt. Nicht, dass ich Segelflieger geworden wäre. Aber es handelt von einem Jungen, der seine Freunde vor einer gefährlichen Bergtour warnt. Diese brechen ohne ihn auf und gelangen nur mit Hilfe erfahrener Bergsteiger unversehrt wieder zurück, beschämt, aber doch mit einem triumphierenden „Wir haben es gemacht“. Die Schwester eines der

Freunde schenkt dem Jungen daraufhin als „Schwächlings-Orden“ ein Baby-Lätzchen. Daraufhin beginnt unser Held Segelfliegen zu lernen, ein Sport mit kontrolliertem Risiko. Das war mein Prinzip: vorsichtig, aber, wie beim Geräteturnen, zu kontrolliertem Risiko bereit.

Das Bücherkapitel wird zu lang, obwohl es nur einen kleinen Ausschnitt meiner Jugendlektüre bietet. Doch eine Reihe muss ich aber noch erwähnen, deren erstes Buch ich mit 15 Jahren las und die mich immer noch begeistert. Es war Will Durants „Das Zeitalter des Glaubens“, das ich mir von meinem Vater ausgeliehen hatte und dessen Faszination seither nicht erloschen ist.

Will Durant, ein amerikanischer Professor, hat eine „Kulturgeschichte der Menschheit“ in 10 Bänden und vielleicht 8000 Seiten verfasst. Er vermag die Weltgeschichte so zu erzählen und den Leser dabei so einzubinden, dass man bei der Lektüre in der beschriebenen Zeit zu leben glaubt und mit den handelnden Akteuren fühlt. Ein brillanter und zugleich fundierter Erzähler. Als Forscher soll er, wie ich einmal hörte, bei deutschen Historikern keinen großen Namen gehabt haben, aber als Schriftsteller, der dem Leser detailliert und lebhaft Geschichte nahebringt, kenne ich keinen besseren. Es ist gute angelsächsische Schule, trockenen wissenschaftlichen Stoff gut lesbar darzubringen. In Deutschland, so hatte ich lange den Eindruck, muss(te) man hingegen kompliziert schreiben, um wissenschaftlich anerkannt zu sein. Dabei ist gerade das lesbare Schreiben eine besondere Kunst. Noch heute schaue ich nach einem Film oder einem Gespräch in Durants Büchern nach, um Näheres über eine historische Figur oder Zeit zu wissen.

Und wie stand es mit Zeitschriften und Heften? Meine Eltern bezogen „Westermanns Monatshefte“, deren „center fold“ mit historischen Bildern es mir besonders antat. Noch lieber las ich aber natürlich das, was man damals „*Schmutz und Schund*“ nannte, „Tarzan“, „Prinz Eisenherz“, „Tom Mix“ (ein Cowboy) und natürlich „Mickey Mouse“. „Mickey Mouse“-Hefte durfte ich nicht kaufen, aber lesen. Glücklicherweise hatte ich Freunde, die solche Hefte hatten und mir ausliehen. Ich war begeistert und habe mir einige Formulierungen wie den Namen des Musikers „Krachmachichoft“ bis heute gemerkt. Und auch „Mein liebes Donald Dickerchen, was macht denn Dein schlicker-schlacker Bäuchlein?“ Der in das Bad von Münzen und Geldscheinen springende Dagobert Duck war einfach hinreißend, der ungeduldige, häufig auf dem falschen Fuß Hurra schreiende Donald Duck mit seinen vernünftigen Neffen Dick, Trick und Track eine geradezu realistische Studie des genervten Bürgers. Die Hefte waren sprachlich erheblich ausgefeilter als manche SMS oder WhatsApp-Mitteilung heute.

Unter „Schmutz und Schund“ fielen auch die „*Landser-Hefte*“, die ich, ich will es nicht verhehlen, voller Spannung las. Sie handelten von gefährlichen, für den Autor natürlich immer gut, zumindest nicht tödlich endende Kriegserlebnissen im zweiten Weltkrieg. Es gab sie für die Landser, die Luftwaffe und die Marine und gaben völlig authentisch den Ton in der Wehrmacht wieder. Der Krieg war vielleicht 15 Jahre her, die Autoren dürften ihn alle erlebt haben. Die Hefte enthielten kein nationalsozialistisches Gedankengut, waren aber natürlich im Ergebnis kriegsverherrlichend. Daher wurden sie später verboten. Heute würde ich sie als Zeitdokumente betrachten.

Akzeptiert waren handtellergroße Taschenbücher mit klassischen Abenteuer Geschichten. Eine originelle Form, leicht in die Tasche zu stecken. Sie kosteten 95 Pfennige,

also nicht einmal eine Mark, und boten klassische Abenteuerromane. Heute bezahlt man so viel, wenn man in der Autobahngaststätte auf die Toilette gehen will.

Einige Hersteller wie „Sanella“ (Margarine) gaben damals bei jedem Kauf Sammelbilder heraus, die in ein Album geklebt werden konnten. „Der letzte Mohikaner“ war so ein Band, und ich kann mich heute noch an das Bild erinnern, das mich als Kind damals besonders bewegt hat: Ein Indianer mit Kriegsbeil hält eine Frau in der Schlange der aus dem Fort abziehenden Siedler in mit einem Kind auf dem Arm fest und will sie oder ihr Halstuch haben.

Daneben gab es, wenn man Salamander-Schuhe kaufte, beim Hinausgehen Hefte mit Lurchis Abenteuern. Das machte den lästigen Schuhkauf, bei dem auch noch der Fuß grünlich durchleuchtet wurde, um zu sehen, ob der Schuh passte, durchaus attraktiv.

Und schließlich habe ich als Kind natürlich auch Märchen gelesen, am liebsten die romantischen, orientalischen Märchen von Wilhelm Hauff. „Das Wirtshaus im Spessart“ ist eine seiner, durch die Verfilmung mit Liselotte Pulver bekannt gewordene Rahmenerzählung.

Als ich mich am Ende meines Studiums an der University of Virginia in Charlottesville für ein Praktikum in der bekannten Rechtsanwaltskanzlei Sherman and Sterling interessierte, wurde ich zusammen mit anderen Bewerbern vom Senior Partner Rockefeller zum Abendessen in den Country Club eingeladen und saß, wohl eher zufällig, neben seiner Frau. Mit ihr, die moderne Märchen liebte, versank ich in eine so tiefe Fachsimpelei, dass ich völlig vergaß, ihrem Mann gegenüber meine brillanten Fähigkeiten für den Posten (das ist Ironie!) herauszustreichen.

„Ein andermal“, sagte er, als ich das beim Abschied versuchte. Ja, Märchen liebe ich noch immer. Sie können sogar berufsbestimmend sein.

2. Kino

Auch bei den Filmen hatte ich eine Vorliebe für historische Schinken. Die entsprechenden Hollywoodproduktionen waren damals durchaus anerkannt und beschäftigten die bekanntesten Schauspieler, von Richard Burton über Kirk Douglas und Charlton Heston bis Sophia Loren und Liz Taylor. Meine Lieblingsschauspielerin der Kindheit war aber die heute, wie ich damals gefunden hätte, zu Unrecht vergessene Virginia Mayo. Doch wer konnte sich später dem Charme von Ingrid Bergmann in „Wem die Stunde schlägt“ entziehen?

Auch Sophia Loren, die sich mit Gina Lollobrigida einen werbewirksam kalkulierten Zickenkrieg lieferte, war mit ihrem beeindruckenden Busen und lachenden Mund so manche Kinokarte wert. Brigitte Bardot fiel da im Vergleich etwas ab. Obwohl die Szene, wie sie, von hinten aufgenommen, in einem Film nackt staubsaugt, schon etwas hatte. Wer wäre da nicht gerne der Schauspieler gewesen, der ihr angeblich so gelangweilt zuschaute.

Die historischen Filme Hollywoods waren nicht nur Massenware. Es gab qualitativ hochwertige, beginnend bei den alten Römern („Quo vadis“ mit Peter Ustinov) über das Mittelalter („Ivanhoe“ mit Richard Burton) bis zu Napoleon („Desirée“ mit Jean Simmons und Marlon Brando). Ich habe natürlich auch viel Schrott gesehen, aber die Faszination für die Geschichte, die mich dabei erfasste, ist mir geblieben.

Begeistert war ich auch von Wildwestfilmen. Wer kennt noch den Western-Helden Alan Ladd? Und was geht über die holzschnittartigen Bilder von Gary Cooper und Grace Kelley in „12 Uhr mittags“? Ich liebte die Filme weniger wegen der vielen Schießereien als wegen der eleganten und rasanten Reiterszenen in traumhafter Landschaft. Sie spiegelten, fernab vom blutigen Spektakel, die heute fast

naiv anmutende Mentalität der an das Gute glaubenden Amerikaner wider. Sie waren so etwas wie ein amerikanischer Heimatfilm. Von den späteren, viel brutaleren Italo-Western hielt ich gar nichts.

Kriegsfilme sah ich auch, aber wenige. Eine Szene im Film „El Alamein“, bei dem sich ein Panzer mit seinen Ketten über einem Schützenloch dreht, in dem sich gerade ein Soldat versteckt hatte, verfolgte mich lange. Später gab es dann den beeindruckenden Antikriegsfilme „Die Brücke“ von Bernhard Wicki, der das Schicksal einer Gruppe von Primanern in den letzten Kriegstagen zeigte.

Der Film „Die Brücke am Kwai“ war ein großer Erfolg und psychologisch sehr interessant: Denn dem von den Japanern zum Bau der wichtigen Nachschubbrücke gezwungene britischen Offizier ist es fast unmöglich, „sein“ Werk zu zerstören, als er von einem Sabotage-trupp der eigenen Leute dazu aufgefordert wird. Die Musik piffen wir als Schüler jahrelang, insbesondere bei unseren langen Märschen im Schullandheim

Zu den harmlosen Filmen zählten die mit Heinz Rühmann – von der alten „Feuerzangenbowle“ bis „Die Ente klingelt um ½ 8“. Eigentlich bin ich immer noch überrascht, dass mich meine Mutter so häufig ins Kino gehen ließ. Manchmal kam auch die ganze Familie mit. Aber man muss bedenken, dass es damals weder PC noch Smartphone gab und wir nicht einmal einen Fernseher besaßen. Da waren Filme – neben dem komplizierter zu planenden Theaterbesuch – das einzige Angebot an Unterhaltung.

Die Kinos sind mir noch lebhaft in Erinnerung, teilweise samt der Filme, die ich dort gesehen habe. Da war das Gangolf am Bahnhof, in das auch meine Eltern gingen. „Wir Wunderkinder“ haben wir dort mit ihnen gesehen,

später mit Freunden „Das schwarz-weiß-rote Himmelbett“ mit Daliah Lavi – ganz großes Echauffement! Daneben gab es das Woki („Wochenkino“; in anderen Städten hieß es „Aki“, also Aktualitätenkino) mit in Endlos-Schleife laufenden Wochenschauen und Filmen, später auch künstlerisch wertvollen Streifen.

Am Markt gab es das „Metropol“ (heute Thalia-Buchhandlung). Da sahen wir „Die Meuterei auf der Bounty“ mit Marlon Brando. Das „Stern“ daneben zeigte Bergmann-Filme wie „Das Schweigen“ und „Das siebte Siegel“, den ich mir dreimal anschaute. Dort lief auch, ich war noch zu klein, der Film „Die Sünderin“ mit Hildegard Knef. Weniger gut renommiert, aber mit tollen Wildwest-filmen, war das „Scala“ auf der Meckenheimer Allee. Noch schlechteren Ruf hatte das „Apollo“ auf der Maxstraße.

Für Kinder geeignet war hingegen das „Atrium“ in der Sternstraße. In ihm wurden am Sonntagvormittag um 11.00 Uhr Kinderfilme gezeigt, in die ich in Begleitung meiner älteren Schwester gehen durfte. Dort sah ich „Heidi“ und „Rosen-Resli“ mit dem damaligen Kinderstar Christine Kaufmann. In diesem Film gibt es die Szene, in der eine bössartige, ehrgeizige Ballettschülerin ihrer sympathischen Kollegin einen Nagel oder eine Reiszwecke vorne in den Ballettschuh steckte, sodass diese beim Vortanzen mitten im Spitzentanz mit blutigen Schuhen auf der Bühne zusammenbricht. Herzbewegend. Und natürlich sahen und vor allem hörten wir Cornelia Froböss mit „Pack‘ die Badehose ein, nimm‘ Dein kleines Schwesterlein...“

Mein Lieblingskino aber war das „Universum“ am Bertha-von Suttner-Platz. Da gab es einige Jahre lang vor jeder Aufführung Wasserspiele. Aus beweglichen Schläuchen stiegen Wasserfontänen auf und bewegten sich zu

den Klängen von Musik in wechselnden Farben vor der Bühne. Sehr eindrucksvoll. Schade, dass sie damit aufgehört haben!

Erwähnt werden sollten auch deutsche Schauspieler. Einige haben in Hollywood (kurz) Karriere gemacht. Zu ihnen gehörte Horst Buchholz („Die Glorreichen Sieben“ mit dem Glatzkopf Yul Brynner). Er hatte, eine Art deutscher James Dean, Mitte der 50er Jahre in Deutschland mit Karin Baal die Hauptrolle im Kultfilm „Die Halbstarke“ gespielt. Beide wurden in Deutschland zum Gesicht der Jugend dieser Epoche; der Begriff „Die Halbstarke“ schaffte es bis in den Duden. Auch Christine Kaufmann („Rosen Resli“), schaffte den Sprung nach Hollywood („Der Untergang von Pompei“). Ihre Hochzeit mit dem Hollywood-Star Tony Curtiss ging durch alle Blätter.

Und natürlich darf ich Curd Jürgens nicht vergessen, einen „urdeutsch“ aussehenden Schauspieler, auch „der normannische Kleiderschrank“ genannt. Ich sah ihn in „Der Kurier des Zaren“, aber ideal war er für die Rolle des schneidigen und zugleich menschlichen Wehrmachtsoffizier. So in „Jakobowski und der Oberst“ und vor allem in der Verfilmung von Zuckmayers „Des Teufels General“.

Die „grand old lady“ des deutschen Films war die 1914 geborene Lilli Palmer. Sie war 1933 wegen ihrer jüdischen Abstammung emigriert, kehrte aber nach dem Krieg wieder nach Deutschland zurück. Nadja Tiller („Das Mädchen Rosemarie“) und Walter Giller waren ein verführerisches (sie) und witziges (er) Ehepaar.

Umstritten war Gustaf Gründgens. Er war als Schauspieler anerkannt, berühmt ist seine Rolle als Mephisto in der Verfilmung von Goethes „Faust“. Politisch wurde ihm vorgeworfen, mit den Nazis paktiert zu haben. Ein Vorwurf, der viel Künstler damals traf, von Heinz Rühmann

über den weltberühmten Dirigenten Wilhelm Furtwängler bis hin zu dem Komponisten Richard Strauss. Um das beurteilen zu können, wären viele Schichten abzutragen; bis heute ist es umstritten.

Mangels Tagesschau und Internet gab es damals vor jedem Film eine Wochenschau, in der die Ereignisse der Woche zusammengefasst waren. „Fox tönende Wochenschau“ hieß die bekannteste Ausgabe, die wir – nicht ohne Grund – schnell in „Fox stöhnende Knochenschau“ umtaufen. Dazu gab es viel Reklame. Hier wurden mit Jägermeister und Underberg alkoholische Sehnsüchte der damaligen Zeit angesprochen, etwa mit „Ei, ei, ei Verpoorten“ und „der reine Geist des Weines“ von Asbach Uralt. **Echte Cognacs konnte sich kaum jemand leisten, waren viel zu teuer.** Das Rauchen erlebte eine Blüte. Folgte man dem „Duft der großen weiten Welt“, landete man bei einem Foto von New York und der Peter Stuyvesant Zigarette. Diese Reklame wurde ebenso sprichwörtlich wie der Ausspruch des HB-Männchens „Wer wird denn gleich in die Luft gehen, greife lieber zur HB, dann fügt sich alles wie von selbst“. „Harter Tobak“ waren die Zigarettenmarken „Reval“ und „Roth-Händle“. Das fand seinen Niederschlag in Sprüchen wie „Siehst Du die Kreuze am Wegesrand? Das sind die Gräber von Roter Hand“ oder „Wer Reval raucht, isst auch kleine Kinder“.

In Erinnerung ist mir die Kinoreklame des einzigen Nachtclubs in Bonn, „Der Malkasten“. Dort erwartete einen, wie es bei einem Malkasten nicht anders zu erwarten war, „eine Palette schöner Frauen“. Na bitte! Nach dem Abitur ging ich mit Klaus Gerhards einmal dort hin. Wir wussten nicht so recht, ob wir dem Striptease zusehen sollten oder der Art, wie zwei Exemplare dieser Palette schöner Frauen einem betrunkenen Bäuerchen aus dem Vorgebirge das Geld aus der Nase zogen. Sie bestellten

Sekt oder Champagner (letzteres sicher nur dem Preis nach) und stellten nach dem Einschenken unter harmlosen Zärtlichkeiten die gerade geöffnete Flasche umgekehrt in den Sektkühler. So wurde sehr schnell eine weitere fällig. Wir schauten fasziniert zu. Das war neu für uns. Und wir blieben – zu unserer Enttäuschung oder zu unserer inneren Erleichterung? – von anderen Farbtupfern dieser Palette unbeachtet. Nicht ohne Grund, denn wir saßen den ganzen Abend vor einem einzigen Cuba Libre, dem billigsten Getränk auf der Karte.

3. Musik und Theater

Die erste, von meiner Schwester gekaufte Schallplatte war „O Island in the Sun“ von Harry Belafonte, die zweite „Diana“ von Paul Anka. Elvis Presley kam später, leistete in Deutschland seinen Militärdienst ab und landete mit „Muss i denn zum Städele hinaus“ einen Hit, der auch in bürgerlichen Zuhörerkreisen eine gewisse Zustimmung fand. Das galt kaum für „Tutti frutti“ von Little Richard. Chris Barber spielte „Icecream“ und „Petite Fleur“, wir tanzten zu „Magic moments“, Françoise Hardy sang „Tous les garçons et les filles“ und Connie Francis „Everybody’s somebody’s fool“.

Der Mann aber, den wir spätestens seit 1961 regelmäßig hörten und dafür montagabends vor dem Radio hingen, war Chris „Pumpnickel“ Howland von Studio B des WDR in Köln. Er moderierte in gutem Deutsch mit (absichtlich) englischem Akzent höchst unterhaltsam durch die Sendung. Seine eigenen Lieder wie „Das hab’ ich in Paris gelernt“ waren harmlos bis einfältig, aber er war ein hochbegabter Plauderer am Mikrofon. Seine erste Schallplatte („Fräulein“) erschien 1958 und besang die Liebe zwischen deutschen Frauen und Besatzungssoldaten: *„Du bist treu und bist fleißig,/küssst herrlich – das weiß ich/Kleines Fräulein von Isar und Rhein.“*

Ende der 50er Jahre kamen Milchbars auf, in denen man die verschiedensten Milchshakes trinken konnte. Dort standen Jukeboxen, aus denen man durch Einwerfen von 20 oder 50 Pfennigen ein Lied auswählen konnte – nicht immer zum Vergnügen aller, aber doch zum eigenen. Manchmal waren auch aus moralischen Gründen verbotene Songs dabei. Wie „Leila“, wo der fieberkranke Fremdenlegionär zum Entsetzen der katholischen und evangelischen Kirche „Oh Leila, diese eine Nacht erhöre mich, küsse mich und quäle mich, denn ich liebe nur

Dich“ sang. War es nun das „Küssen“ oder „Quälen“, das so aneckte? Oder weil der Legionär Leila, offensichtlich eine Nordafrikanerin, liebte? Nur der Kardinal und der Vorsitzende der EKD werden’s gewusst haben. Wir dagegen sangen im Schullandheim auf unseren Gewaltmärschen „Die Polizei, die Polizei, die Polizei geht durch den Wald. Sie klaut Holz, sie klaut Holz, denn im Winter wird es kalt“, aber natürlich auch „Meine Oma fährt im Hühnerstall Motorrad...“

Freddy sang Seemannslieder („Junge, komm‘ bald wieder“, was wir zu „Junge, komm‘ bald nieder“ umdichteten, und Hans Albers rollte noch eine Weile das r. Katharina Valente, die ich toll fand, tingelte mit ihrer Gitarre durch die Gegend und Vico Torriani mit ihr. Dann kamen die englischen und amerikanischen Schlager, dicht gefolgt von italienisch-deutschen: „Zwei kleine Italiener“ (natürlich am Strand von Rimini, schon früh ein Teutonengrill), „Marina, Marina“ und „Buona sera, Signorina, buona sera“.

Ich ging in klassische Konzerte, wann immer ich konnte. Aus Interesse, aber auch, weil das eine uns gegebene Möglichkeit war, mit unseren Freundinnen auszugehen. Dafür besonders geeignet waren Konzerte im Evangelischen Gemeindesaal in der Poppelsdorfer Allee oder im Hof des Poppelsdorfer Schlosses. Konzert Rabofsky bot Jugendkonzerte an.

Vor allem gab es die Beethovenhalle. Sie war am 8.9.1959 eingeweiht worden. Als Untertertianer waren wir bei einer Generalprobe dabei. Willem von Otterloo dirigierte das Concertgebouw Orchester Amsterdam, ich glaube, die Achte von Beethoven, und Elly Ney spielte eines seiner Klavierkonzerte. An Tschaiowsky wurde ich durch Celibidache herangeführt. Ich habe selten eine höhere Spannung erlebt als bei der von Celibidache in der

Beethovenhalle dirigierten Sechsten: Wir schwebten förmlich über den Sitzen. Es mussten aber nicht unbedingt die Weltstars sein. Auch wenn Wangenheim uns mit seinen Bonner Symphonieorchester das klassische Repertoire nahebrachte, waren wir zufrieden. Der Grund für Freude an klassischer Musik war gelegt.

Wir gingen häufiger in die Beethovenhalle, als man heute denken mag. Es musste nicht lange geplant werden: Wenn nichts anderes anlag, schauten wir halt einmal, ob wir der Abendkasse eine billige Karte bekamen. Hatten wir sie, sausten wir vor Beginn des Konzerts oder in der ersten Pause nach vorne zu einem der freigebliebenen guten Plätze, die wir erspäht hatten. Es geschah nur selten, war aber peinlich genug, wenn dann doch noch die Karteninhaber auftauchten.

Konzerterinnerung
(Tagebuch vom 15.11.1962)

„Zu einem Klassenfest gegangen, das in einem Tanzkeller stattfand. Da es aber lahm war und nur wenige Mädchen gab, ging ich nach einer Stunde ins Konzert und hatte wirklich wieder das Glück, auf privatem Wege eine Karte zu bekommen. Die Prager Symphoniker spielten ganz ausgezeichnet von Tschaikowsky „Romeo und Julia“, das Violinkonzert – als Solist Tibor Varga – und die 6. Symphonie „Pathétique“. Ganz große Klasse.“

In dem Artikel „Reden wir über Richard Wagner“ in der FAZ vom 1.8.2020 stellt der Autor, Thomas A. Herrig, fest, dass die Jugend klassische Musik (ihm geht es vor allem um den genialen, aber doch auch kontroversen Richard Wagner) heute als etwas Elitäres ansieht, über das man ohne Vorkenntnisse nicht mitreden könne. Dabei fehle lediglich die Initialzündung durch einen Besuch

im Konzertsaal oder in der Oper, die Interesse und Begeisterung wecke. Wir haben diese Initialzündung gehabt. Wenn auch nicht gerade durch Wagner.

Denn zu Wagner, so genial seine Musik auch ist, habe ich ein ambivalentes Verhältnis bewahrt, auch wegen seiner Texte. Dass er charakterlich eher dubios war, habe ich erst später gelernt. Ich erinnere mich noch gut an eine „Parsifal“-Aufführung im Bürgerverein, bei der mein Freund Klaus Gerhards und ich so ungeniert über den in einem Nachthemd auftretenden Parsifal lästerten, dass uns die Umsitzenden zischend zurechtwiesen. Als wir dann auch noch am Ende des „Bühnenweihspiels“, eines wagnerianischen Gottesdienstes also, klatschten, war alles aus.

In der Beethovenhalle gab es ein teures Restaurant, geführt von Blatzheim, dem Stiefvater von Romy Schneider. Doch es war die Musik, zu der sich dort die „gute“ Gesellschaft Bonns traf. Und es gab selten ein Konzert, in dem wir nicht Klassenkameraden, Freunde oder Eltern von Freunden trafen. Konzerte wurden echte Treffpunkte. Ich stellte mich, wenn ich alleine gekommen war, immer an das Geländer der Empore im ersten Stock, von der man weite Teile des Foyers überblicken konnte, und hielt nach Freunden Ausschau. Meist erfolgreich. Hier und bei einem Gang in die Stadt, insbesondere auf der Terrasse der Kaiserhalle, galt: Es war überraschend, wenn man keinen Freund oder Bekannten traf. Bonn war auf angenehme Art klein. Wir waren mit der Stadt verwoben

Und wir konnten uns auch nachts unbesorgt bewegen. Ellen Hammer, die Frau meines Schulfreundes Georg, die in Bad Godesberg zur Schule ging, betonte die unvergleichliche Freiheit und das Gefühl der Sicherheit, wenn

man als junges Mädchen, alleine und auch nachts, unterwegs war. Ohne Sorge ging sie nach den Konzerten von der Beethovenhalle zum Bahnhof der Vorgebirgsbahn, von wo die Straßenbahn nach Bad Godesberg abfuhr. Als 10- bis 12-jährige sei sie alleine am Rhein entlanggegangen. Sie nimmt das als Beweis dafür, dass nach dem Krieg doch eine ganz neue Zeit angebrochen war.

Tatsächlich habe auch ich, aber immerhin war ich ein Junge, mir damals und auch später nie Gedanken gemacht, wenn ich nachts vom Markt über den Hofgarten nach Hause ging. Obwohl, das muss der genaue Chronist schon sagen, Mädchen ab der Mitte der 60er Jahre doch vor einer einsamen nächtlichen Durchquerung des Hofgartens oder, noch schlimmer, des Alten Zolls gewarnt wurden.

Bevor das Bonner Theater gebaut wurde, wurden Opern und Theaterstücke im Bonner Bürgerverein aufgeführt. Er lag an der Ecke Poppelsdorfer Allee/Kronprinzenstraße (jetzt Prinz-Albert-Straße). Die Tatsache, dass Bonn kein eigenes Theater hatte, war lange Zeit ein Kritikpunkt bildungsbeflissener Zugereister. Aber der „Bürgerverein“ erfüllte für uns seinen Zweck: Wie sahen in ihm die Klassiker, selbst wenn man hörte, dass der voll Wut gegen die Wand geschleuderte Kelch aus Plastik war.

Der „Contra Kreis“, später auch das „Kleine Theater“ in Bad Godesberg, füllte eine Zeitlang eine Lücke. Katinka Hoffmann und ihr Vater, dem der „Contra Kreis“ gehörte, waren bekannt und äußerst beliebt. Das Theater selbst, ein Kellertheater, war allerdings nichts für Zuschauer, die an Klaustrophobie litten. Man ging eine enge Kellertreppe hinunter und setzte sich in einem Raum, an dessen Wände und Decken Rohre und Leitungen entlangführten, auf einen der vielleicht 60 Stühle. Saß man vorne

in der ersten Reihe, fürchtete man fast, mitspielen zu müssen. Die Inszenierungen dort waren in dem kulturell nicht verwöhnten Bonn jedes Mal Stadtgespräch, so zum Beispiel eine Aufführung vom „Zerbrochenen Krug“.

4. Sport

Schon in jungen Jahren war ich ein Pferdenarr. Die Begeisterung ist wohl von einem Großvater ererbt, der viele Turniere und Hubertusjagden bestritten und gewonnen hat. Mein Vater hatte also Verständnis für meinen Wunsch, reiten zu lernen. Als ich so alt war, dass keine Sorge mehr bestand, dass meine Beine dadurch eine noch ausgeprägtere O-Form bekamen, durfte ich es dann auch. Die nächste Reitschule mit Tattersall war die an der Rigal'schen Wiese in Bad Godesberg. Sie lag etwa dort, wo jetzt die Stadthalle steht; später zog sie als „Domhof“ nach Mehlem.

Angetan mit Skihosen, die Reitgerte in der Hand, bestieg ich ab dem 10. Lebensjahr jeden Montag die Straßenbahn nach Bad Godesberg und fuhr zum Reiten. Wer allerdings meint, dass mich dabei wilde Freude erfüllte, täuscht sich. Ich war immer leicht beklommen bei dem Gedanken an das, was mir wohl bevorstand. Der Pferde waren so groß, sie mussten gesattelt und die Trense musste angelegt werden, was sie nicht immer so ohne weiteres mit sich machen ließen. Zu allem Überfluss standen sie im Stall auch noch mit dem Hintern sorry: der Kruppe zum Gang, sodass man an ihnen von hinten vorbei gehen musste, um das Tier zu satteln. Wusste man da, ob es vielleicht auskeilen würde? Häufig hatten sie ja ein Bein schon angezogen! (Das ist bei Pferden eine Ruhestellung). Gut wurde es erst, wenn man oben saß.

Der Reitlehrer war Herr Schulz, sein Chef Herr Henke, ein ehemaliger Militär, der immer „Husch, husch, die Waldfee!“ rief, wenn die Pferde mit den unsicheren Reitern zu langsam waren, insbesondere dann, wenn es „Im Arbeitstempo – Gaa-lopp“ hieß (die Verzögerung war dazu da, dass wir uns auf die Hilfen einstellen konnten). Dann warf er wohl auch mal mit Dreckklumpen nach den

Pferden, die daraufhin zwei oder drei erschrockene Galoppsprünge taten, die wiederum die Reiter in gefährliche Rückenlage brachten. Es gab keine Reitstunde, in der ich nicht mindestens einmal vom Pferd geflogen oder versehentlich gerutscht wäre. Denn wir mussten auch Übungen im Sattel machen, die Beine auf eine Seite schwingen oder uns ganz drehen, um mit dem Gefühl, auf dem Pferd zu sitzen, vertraut zu werden.

Wir lernten später auch zu springen, meistens in einem zu einer „8“ ausgelegten Parcours mit zwei Sprüngen an der Längsseite, dann einem diagonalen „Wechseln durch die ganze Bahn“ und dann wieder diagonal in der anderen Richtung. Dieser letzte Sprung war gemein, da die Pferde den Weg abkürzen wollten. Sie kannten ihn gut und bogen nach dem vorletzten Sprung gleich scharf nach links zum letzten ab. Ich war beim ersten Mal nicht darauf gefasst, flog geradeaus weiter und schlug so hart auf dem Boden aus Sägemehl auf.

Es waren natürlich alles Schulpferde, die ziemlich abgestumpft waren und wussten, wie sie bei Neulingen mit wenig Anstrengung über die Runden kamen. Mein erstes Pferd war, wie für alle Anfänger, der Schimmel „Susi“, der gehorsam tat, was der Reitlehrer verlangte, so, als könne er ihn verstehen. Dann wurde mir nach einiger Zeit aber der große Fusch „Romeo“ zugeteilt, auf dem man sich herzlich abmühen musste, um ihn in Trab oder Galopp zu bekommen. Bis „Panjenka“ („Fräulein“) kam, eine kleine, temperamentvolle Stute aus Polen, auf der zu reiten richtig Spaß machte.

Nach zwei oder drei Jahren machte ich das Jugendreitabzeichen. Es gab Reitvorführungen in der Gruppe und einige humoristische turnerische Einlagen wie einen Hechtsprung über sechs auf den Boden gekauerte Kinder. Als sich dann das siebte dazukauerte, nahm ich großartig

Anlauf – und lief an allen vorbei. Heiterkeit im Publikum.



1955 mit Romeo. Das Mädchen hält Susi.



Viel Beifall erhielten die kleinsten Reiter für ihre Reitkünste

Eine Reitvorführung 1956. Ich bin der Junge in der Mitte.

Und es gab Voltigieren, also das Springen auf ein im Kreis an der Longe galoppierendes Pferd, das keinen Sattel, sondern einen Ledergurt mit zwei Griffen angelegt bekommen hatte. Die erste Trainingsstunde war grauenhaft. Ich war der Einzige, dem es am ganzen Abend nicht ein einziges Mal gelang, auf das Pferd zu kommen. „Versuche es nächste Woche noch einmal“, sagte etwas mitleidig Herr Schulz. „Du musst mit dem Pferd mitgaloppieren, dann mit beiden Beinen gegen die Lauffrichtung springen und ein wenig die Arme anziehen.“

Und wirklich: In der nächsten Woche saß ich gleich beim ersten Versuch oben und wurde im Laufe der Zeit zum Experten, auch mich auf dem Pferd zu drehen, zu knien, zu stehen und ab- und gleich wieder aufzuspringen. Am 18.1.1958 schreibe ich in mein Tagebuch: „Zweimal bekam ich beim Voltigieren Sonderapplaus“. Seitdem bin ich überzeugt, dass man nicht aufgeben darf, dass sich über Nacht die Dinge setzen und dass man danach alles leichter schafft.

Mit 14 oder 15 Jahren, die Reitschule zog weg nach Mehlem, wollte ich etwas Neues tun und begann mit Tennis. Für etwa 10 Jahre im Tennisclub Schwarz Weiß an der Ecke Hausdorff-/Reuterstraße. Es fing ganz gut an. Doch dann verlor ich das Interesse. Die Faszination des Reitens hat dieser Sport nie für mich entwickelt.



*Jugendreitabzeichen und Kokarde, am Zaumzeug der
Pferde befestigt, hier Farbe grün, was bedeutet: Teil-
nahme/ Trostpreis.*

VI. Lehrjahre des Gefühls

Nun aber zu dem Thema, das mich bald noch mehr interessierten als Karl May, Beethoven und Tschaikowsky.

Meine erste Einladung zu einer Party, einem Faschingsfest, erhielt ich 1961. Wir fingen also schon vor der Tanzstunde an, Partys zu feiern. Meine drei Jahre ältere Schwester Barbara hatte mir schon etwas tanzen beigebracht. Selbst mein Vater, der sich aus Gesundheitsgründen eigentlich nur noch gemessen bewegte, zeigte mir voll Begeisterung und ohne körperliche Schonung, wie man unter Zuhilfenahme eines Stuhlrückens, auf die man sich abstützt, Charleston tanzen lernte.

Meine Freunde und ich, wir wurden begeisterte Tänzer. Wir tanzten auf den späteren Partys wie wild. Wiener Walzer und Charleston waren unsere Lieblingstänze, aber auch Rock n'Roll, Foxtrott in freier Variation und später einsame tänzerische Phantasiefiguren. Und natürlich Twist: „Come on let's twist again, like we did last summer!“ Körperliche Nähe stand nicht unbedingt im Vordergrund, es ging um den Rausch des Tanzes. Jedenfalls bei mir.

Wir tanzten bis zur völligen Erschöpfung, so lange, bis wir uns schweißüberströmt den Getränken widmeten oder draußen eine kühle Brise suchten. Wir wandten unseren ganzen jugendlichen Elan für diese kräftezehrenden Tänze auf. Es gab eine Platte mit einem Wiener Walzer, der so schnell war, dass man ihn kaum zu Ende tanzen konnte. Auch „Wheels“ war eine beliebte Platte.

1. Tanzstunde

Tänze wie Tango und Tscha-Tscha-Tscha lernten wir in der Tanzstunde. Am 6. Mai 1961 meldete ich mich an. Höhere Knaben wie wir und höhere Töchter gingen zur Tanzschule „Elly Herbst“ in der Kaiserstraße, ein Institut, das von Mutter und Tochter geleitet wurde. Fräulein Kindermann ging beiden zur Hand. Dorthin ging ich natürlich mit meinen Freunden Wolfgang Knapp, Ralf Wetzel, Rolf Geisser und Heinz-Peter Janßen. Die in Bad Godesberg wohnenden Freunde besuchten dort die Tanzschule „Schäfer“.

Der Tanzkurs begann erst einmal mit drei „Trockenstunden“ ohne Mädchen, in denen uns Grundzüge des Benehmens und erste Tanzschritte (Langsamer und Wiener Walzer sowie Foxtrott) beigebracht wurden. Wenn die ältere der beiden Damen Herbst freundlich lächelnd auf einen zugeschwebt kam und sagte „Tanzen wir doch einmal einige Schritte“, brach einem natürlich schon der Schweiß aus. Ich notierte ich am 14.9.1961 in meinem Tagebuch: *„Erster Tanzstunden-Vorbereitungskurs. Stinklangweilig. Man freut sich nachher, sich wieder normal bewegen zu dürfen.“*

Wurde es dann ernst, ich meine: erschienen auch die Mädchen, drehte es sich natürlich in erster Linie um sie. Zu Beginn der Tanzstunde standen die Jungen an einer Wand den sitzenden Mädchen gegenüber. Auf den Befehl der Tanzlehrerin „Meine Herren, fordern Sie nun bitte eine Dame auf“ jagte die ganze Meute los, mehr oder weniger schnell und zielgerichtet, quer über den Tanzsaal, jeder zu dem Mädchen, auf das er schon ein Auge geworfen hatte.

Aber, hélas!, manchmal kam man zu spät und stand, wenn sich das Durcheinander der durch den Raum eilenden Knaben gelegt hatte, etwas verwirrt und tapsig vor

weitgehend leeren Stühlen. Dann musste man die „sitzen gebliebenen“ Mädchen auffordern. Das war für beide Teile ein wenig peinlich, ließ sich aber nicht ändern. Die Ausdrücke „Mauerblümchen“ und „sitzen gelassen worden“ verbanden sich für mich plötzlich mit einem realen Bild.

Dann wurde im Kreis getanzt, und nach einer Weile wechselte man zur Partnerin in der Reihe vor einem. Die letzte Partnerin sollte man nach Hause bringen. Da rechnete man sich schon von ferne aus, wer das wohl sein werde. Man brachte sie nach Hause, weil es sich so gehörte, um die Mädchen vor Unbilden zu schützen und in der meist auch berechtigten Hoffnung, sie dadurch nicht neuen auszusetzen. Das war der Wunsch der Eltern. Man selbst suchte natürlich näheren Kontakt. In Maßen. Ich jedenfalls versuchte mich zunächst nur als amüsanter und geistvoller Unterhalter. Ich werde nie wissen, ob ich damit den Erwartungen entsprach.

Spannend wurde es, wenn sich der Mittelball oder der Abschlussball näherte. Zu diesen musste man ein Mädchen auffordern. Aber wen? Wann hatte man den Überblick und wie lange konnte man zögern, ohne dass einem ein anderer zuvorkam? Man musste sich entscheiden! Ich entschied mich beim Abschlussball für Heide Daermann, ein großes blondes Mädchen, auf das sich meine zarten Gefühle längere Zeit konzentrierten.

Vor dem Ball mussten wir den Eltern des Mädchens mit einem Blumenstrauß für die Hausfrau einen Höflichkeitsbesuch machen. Den absolvierte ich dann auch. Die Eltern von Heide, ihr Vater nannte mich intern nur den „Bierbrauer“, werden mich mit Interesse und zweifellos



*Abschlussball bei Elly Herbst am 13.1.1962
Vorstellung der Tanzschüler
V.l.n.r. Heide Daermann, Wolfgang Schultheiß,
Brigitte Kümmell, Wolfgang Knapp.
Die Herren mussten weiße Handschuhe tragen!
Sehen wir glücklich aus?*



Spaß machte es dann doch!

auch mit einem gewissen Mitleid empfangen haben. Am Ball waren die Eltern mit dabei und konnten die Tanzkünste ihrer Kinder, die zu Beginn paarweise vorgestellt wurden, bewundern. Im Rückblick erscheint mir das alles peinvoll förmlich, damals wurde es von uns als altmodisch, aber unumgänglich akzeptiert.

2. Party!

Es gab natürlich auch Tanzfeste mit Mädchenklassen. Das von uns organisierte im „Stern“ hatte eine etwas ungewöhnliche Vorgeschichte. Wir hatten es monatelang geplant, den 2.12.1961 als Termin festgelegt. Dann hält mein Tagebuch am 28.10. fest: *„Schule. Debatten über das Klassenfest. Der Direktor verbietet es, und nun kann es nur als Tanzfest gestartet werden, zu dem mein Vater einlädt.“* Das hat mein Vater dann auch getan, das Klassenfest fand termingerecht statt. Der Grund für das Verbot ist mir heute noch unverständlich. Sollte es der Bau der Mauer im August gewesen sein, wenige Monate vorher, dem auch das Schulfest fast zum Opfer gefallen wäre? Ich weiß es nicht.

Aber es gab auch Einladungen von Mädchenklassen anderer Schulen an uns. Wie gut! Denn mein Klassenkamerad Georg Hammer fand bei einer solchen Tanzerei die Frau seines Lebens.

Am schönsten aber waren die Tanzfeste zu Hause. Die gab es, und nicht zu knapp. Brigitte Kümmell hatte einen Partykeller, den wir mit viel Mühe ausschmückten. Unter anderem bemalten wir die Wände mit rußenden Kerzen. Auch Rolf Geisser hatte einen Partykeller hergerichtet, in dem „geschwoft“ wurde. Licht spendete nur „das magische Auge des Plattenspielers“. „Necking“ und „Petting“ waren die amerikanischen Fachausdrücke, wie weit man



*Tanzfest im Amos Comenius Gymnasium, 12.1.1963.
Der elegante Tänzer ganz links ist Albrecht Winterberg,
Wolfgang Schultheiß flüstert hinten seiner Partnerin ge-
rade etwas ins Ohr, und rechts bewegt sich geschmeidig
Bernhard Sewing*



*Das sind keine Tanzmuffel, sondern fachmännische Be-
trachter einer Madison-Show:
v.l.n.r.: Detlev Wassmann, Albrecht Winterberg Klaus
Gerhards, —, ich, —*

mit einem Mädchen gehen konnte. Doch passierte in Gedanken bei den meisten wahrscheinlich weit mehr als in der Tat. Wir hatten eine schöne Zeit, der Alkoholkonsum hielt sich in Grenzen, Drogen gab es damals noch gar nicht, nur gerauchte haben wir, das war schick. Und auf den Fotos sieht man: Selbst im Partykeller wurde mit Jackett und Krawatte getanzt!

Aber auch bei mir zu Hause in der Buschstraße wurde gefeiert, vor allem bei unseren traditionellen Rosenmontagsfesten. Meine Eltern hatten diese Tradition Mitte der 50er Jahre mit Bier und bayerischen Würsten begonnen. Meine Schwester hatte sie mit ihren studentischen Freunden, die hinreißend Quadrille tanzten, bei Wein und Kanapees fortgesetzt. Ab 1963 stieß ich mit meinen Freunden dazu. Mein Vater fragte sich besorgt, ob die Statik einer 80 qm Wohnung 50 Gäste aushielt. Sie tat es.

Zu öffentlichen Tanzveranstaltungen gingen wir so gut wie nie. Alleine dorthin zu gehen, war wegen des Mädchenmangels auch meistens frustrierend. Ich erinnere mich daran, dass sich ein Jüngling in einem „Jazz-Keller“ so eng vor mir durchdrängelte, dass er meine Brille mit seinem pomadisierten Haar streifte und ich nur noch verschwommen sah. Das fand ich nicht so prickelnd.

Doch es gab den „Dudelsack“. Das war eine beliebte Diskothek zwischen Kaiserplatz und Bahnhof. Ich war dort im Juni 1962 mit Elisabeth D. Als sich sie am nächsten Tag anrief, war nur die Mutter am Telefon, die fragte, ob der Dudelsack nicht ein ziemlich verrufenes Lokal sei und mich aufforderte, mich (gefälligst?) einmal vorzustellen. Das tat ich dann einige Tage später. So waren damals die Sitten. Und der „Dudelsack“ war nach meiner Erinnerung überhaupt nicht verrufen, vielmehr fast die einzige Diskothek, in die man gehen konnte.

Ein Faschingsfest bei Brigitte Kümmell, 1962...



*Charleston-Polonaise, von vorne :
Klaus Gerhards, Uta von Schütz, Edith Glasenapp,
Heide Daermann, Wolfgang Schultheiß, —*



*Heide Daermann mit Verehrern beim Walzer:
Klaus Gerhards (rechts) und ich.*

...hier im Party-Keller von Rolf Geisser, 30.6.1962...



Ein Can Can-Versuch mit Edith Glasenapp



Bernd Sewing mit Anke

...und ein Jahr später bei mir in der Buschstraße



*Dirk Hannig fühlt sich wohl – mit Birgit Kaiser (links)
und Brigitte Kümmell*



*Rolf Geißer mit
Barbara Piper*

3. Alkohol

Trinken wurde als Zeichen echten Mannestums akzeptiert. Beim Lesen meines Tagebuchs hat mich aber doch überrascht, wie viel wir getrunken zu haben. Mein Vater war der Ansicht, seine Kinder, ob Junge oder Mädchen, müssten lernen, mit Alkohol umzugehen. So gab es keine grundsätzlichen Bedenken. Aber es kam ja doch auf die Menge an. Im Tagebuch finde ich gelegentlich die Eintragung „Ziemlich beschickert“, aber das war es im Allgemeinen dann auch. Dass ich als Siebzehnjähriger in meinem Tagebuch vermerkt habe: „Mit Onkel Dietmar 2 Doornkaat und 2 Bier getrunken“, zeigt, dass es schon eine Großtat in dieser Beziehung war.

Einen Rausch tranken wir uns nur im Schullandheim an. Doch holte ich mir fast eine Alkoholvergiftung, als ich es bei der Abiturfeier mit Freunden wie die Russen machen wollte und ein Wasserglas Wodka auf einen Zug austrank. Wodka war daraufhin 40 Jahre lang für mich tabu.

Aus meinem Tagebuch

17.11.1961:

Mit Rolf zu Ralf gefahren. Poker gespielt, getrunken, geraucht, Männergespräche geführt.

15.6.1962 (Landheim)

Etwa um Mitternacht im Schullandheim aufgebrochen. Dirk mit langer Hose und Hemd über dem Schlafanzug und mit Pfeifenspitze, Rolf mit kurzer Hose und Hemd über dem Schlafanzug und Pfeife, Wolfgang mit Schlafanzug und meinem Bademantel (in jeder Tasche eine Flasche) plus Pfeife, ich im Schlafanzug, darüber kurze Hose, mit Pullover und Pfeife. Ergo: Vier Schlafanzüge

mit etwas drüber, eine Pfeifenspitze, 3 Pfeifen, 3 Flaschen Südwein. Das Kofferradio wurde bald an einen Baum gehangen, da es unpraktisch wurde. Schon etwas angetrunken ins Dorf gegangen. Dort im Zentrum auf eine Bank gesetzt und Wein getrunken. Ziemlichen Lärm gemacht und die Flaschen laut erklingen lassen. Reichlich angesäuselt in den Garten einer Milchbar gegangen, uns zugeprostet und unterhalten, bis der Eigentümer den Kopf aus einem Fenster steckte und drohte, die Polizei zu rufen, wenn wir nicht verschwänden. Oder er käme herunter. Darauf Wolfgang: „4:1, da haben Sie keine Chance.“ Und ich sagte: „Der Mann muss auch immer das letzte Wort haben.“ Dann zogen wir ab. Wir waren schon wieder am Rande des Dorfs, da kehrten wir um, einen Einspruch Wolfgangs ernst nehmend, und pflanzten uns auf eine Bank im Zentrum, wo wir den sehr vereinzelt Vorbeikommenden zuprosteten, alle Flaschen (zweieinhalb) austranken und in die Olef warfen. Dann zogen wir laut singend, um nicht zu sagen gröhrend, den Berg hoch. Im Pavillon auf halber Höhe machten wir eine Polonaise und legten uns auf die Bänke, um die Nacht dort zu verbringen. Das geschah um 2 Uhr. Um 3 Uhr wachte ich frierend wieder auf und sah nur noch Dirk und Rolf schlafend da liegen. Wolfgang war verschwunden. Ich ging dann auch ins Heim zurück, suchte noch eine Weile im Wald nach dem Radio, das aber hatte Wolfgang schon geholt, und ging schlafen. Um 3.30 Uhr erschienen Dirk und Rolf. Rolf hatte inzwischen gekotzt und war unheimlich zufrieden. Gut gelaunt und albern sanken wir ins Bett, um am nächsten Morgen unser Frühstück ans Bett zu holen, eine Untat, die, wie unsere Wirtin sagte, noch kein Gast begangen hatte.

VII. Politik – und was wir davon mitbekamen.

In die Jahre unserer Schulzeit fielen wichtige politische Ereignisse. Wir alle können uns daran erinnern, was wir taten, als wir von der Ermordung John F. Kennedys hörten. Es war der 22. November 1963, und unsere Klasse war mit Hochstein im Schullandheim. Nur fünf Monate vorher, am 26.6.1963, hatte sich Kennedy mit der Rede vor dem Schöneberger Rathaus und dem Satz „Ich bin ein Berliner“ in die Herzen der Deutschen gesprochen. Doch wie steht es mit den weltpolitischen Ereignissen dieser Zeit?

1. Nachkriegszeit

Als der Zweite Weltkrieg endete, war ich zwei Monate alt, habe also nichts davon mitbekommen. Dennoch bestimmte dieses Ereignis natürlich unser aller Leben. Wichtig, aber weniger einschneidend, war die Währungsreform, die natürlich auch an mir vorbeigegangen ist. Nur meine Eltern haben davon nur erzählt. Sie wurden bei einem Kurzurlaub in Berchtesgaden von ihr überrascht und hatten Schwierigkeiten, nach Hause zurückzukommen und die 40,- DM in Empfang zu nehmen, die jeder Deutsche damals zum Start bekam. 40 DM klingt nach wenig, aber die Kaufkraft der DM war damals, wenn ich den Preis eines Brötchens zugrunde lege, mindestens zehnmal so hoch wie die des Euro im Jahr 2020.

Auch die Berliner Luftbrücke habe ich nicht bewusst erlebt, nur später viel von ihr gehört. **Zumal ein Onkel und eine Tante von mir in Berlin am Tempelhofer Damm wohnten, also genau neben dem Tempelhofer Flugplatz.** Vier Tage nach der Währungsreform, vom 24.6.1948 bis September 1949, blockierten die Sowjets die Zufahrtswege zu den drei Berliner Westsektoren und versuchten,



Westberlin regelrecht auszuhungern. Briten und Amerikaner antworteten daraufhin mit der Luftbrücke und brachten in den 15 Monaten der Blockade mit einer logistischen Meisterleistung – die Flugzeuge landeten auf den verschiedenen Flugplätzen Berlins, einschließlich den Seen, im 2 bis 3-Minuten-Takt – über zwei Millionen Tonnen Lebensmittel, Kohlen und andere lebenswichtige Güter in die Stadt. An die „Rosinenbomber“ und das dauernde Gedröhn der Flugzeugmotoren erinnern sich alte Berliner noch heute mit Dankbarkeit. Jeder kennt wahrscheinlich das Bild, wie auf dem Tempelhofer Feld ein Rosinenbomber über winkenden Kindern zur Landung ansetzt.

Jede innerdeutsche Postsendung, Karte wie Brief, erforderte anschließend bis 1956 eine Steuermarke „Notopfer Berlin“, eine blaue, längliche, dafür schmalere 2-Pfennig-Marke, die neben die Briefmarke zu kleben war. Es war eine Ergänzungsabgabe zur Einkommensteuer und sollte der – durch die Berlin-Blockade wirtschaftlich in Not geratenen – Berliner Bevölkerung zugutekommen.



Von der Gründung der Bundesrepublik Deutschland bekam ich natürlich genauso wenig mit. Außer dass mein Vater nach 1949 nicht mehr am Wochenende nach Hause kam, sondern nur alle sechs Monate. Vorher hatte er im bayerischen Wirtschaftsministerium in München gearbeitet, nun war er in das Innenministerium in Bonn versetzt worden war. Aber das berührte mich wenig.

Genau erinnern kann ich mich, dass eine Krise, wir waren schon in Bonn, dazu führte, dass meine Eltern zwei große Rucksäcke kauften, mit denen man im Notfall in den Kottenforst oder in die Eifel flüchten konnte. Der Ausbruch des Koreakriegs kann es nicht gewesen sein, der begann schon 1950. Ich nehme an, es war der Tod Stalins im März 1953. Die Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg war bei den Erwachsenen übermächtig, und man besann sich offensichtlich auf die einfachsten Fluchtmechanismen.

Mit dem Tod Stalins hatte auch das erste politische Ereignis zu tun, das mich bewegte. Es war der Volksaufstand in der DDR am 17. Juni 1953. Nach Stalins Tod zeigte sich eine gewisse Liberalisierung in der Sowjetunion, die diese auch der DDR-Führung zu vermitteln versuchte. Sie sollte insbesondere die Erhöhung der Arbeitsnorm zurücknehmen und Kritik zulassen. Die SED-Führung kündigte daraufhin einen neuen Kurs an. Die Bevölkerung nahm sie in unerwarteter Weise beim Wort und forderte die Ablösung Walter Ulbrichts, freie Wahlen und die Wiedervereinigung. So hatte es auch die Sowjetunion nicht gemeint, und so schlug sie mit den Panzern ihrer in der DDR stationierten Truppen die Volkserhebung nieder. Es gab 50 Tote, 15.000 Festnahmen und 1526 Verurteilungen.

Einzelheiten waren mir als Kind natürlich nicht bekannt. Aber dass es um die Freiheit ging, das war mir schon klar. Der Volksaufstand hatte ja auch Züge heldenhaften Aufbegehrens. Unbewaffneter Arbeiter gingen mit Steinen gegen Panzer vor. Diese Bilder gingen durch alle Zeitungen. Mein Vater brachte mir eine Karte der DDR mit. Auf ihr waren mit großen und kleinen Flammen die Städte eingezeichnet, in denen es zu Aufständen und Demonstrationen gekommen war. Es waren erstaunlich viele. Ich fieberte natürlich mit den Aufständischen.

Der 17. Juni wurde im Jahr darauf als „Tag der deutschen Einheit“ ein Feiertag. Er wurde mit einem Staatsakt, also einer Gedenkfeier im Bundestag, begangen. Da mein Vater im Innenministerium (auch) für Protokoll zuständig war, musste er ihn organisieren. Am Morgen eines jeden 17. Juni sah ich ihn daher in Richtung Bundeshaus losmarschieren, im „Stresemann“, also mit dunklem Jackett, gestreifter Hose und silbergrauer Krawatte, wahrscheinlich auch mit schwarzem Hut. Er ging bei gutem Wetter zu Fuß; das Bundeshaus lag ja von unserer Wohnung nicht weit entfernt, vielleicht 700 Meter. Erst 1990 wurde der 17. Juni durch den „Tag der Deutschen Einheit“ am 3. Oktober (diesmal mit großem D bei „Deutschen“) als Nationalfeiertag abgelöst. Im Ausland wurde der deutsche Nationalfeiertag bis 1990 übrigens immer am 23. Mai, dem Tag des Inkrafttretens des Grundgesetzes im Jahr 1949, begangen. Ich denke, das war diplomatischer Rücksichtnahme gegenüber der Sowjetunion und der DDR geschuldet.

Auch den Aufstand in Ungarn Ende Oktober 1956 habe ich bewusst miterlebt. Die Namen von Pál Maléter und Imre Nagy waren in aller Munde. Beim Studium in Genf, fast zehn Jahre später habe ich noch einen ungarischen Flüchtling aus jener Zeit kennengelernt, Tibor, und war beschämt, dass ich den Aufstand fast vergessen hatte. Getan hat der Westen damals nichts; so sehr funktionierte schon die Aufteilung der Welt in eine sowjetische und eine amerikanische Einflusszone. Die Intervention der Warschauer Pakt-Staaten beim Aufstand in der Tschechoslowakei 1968 und die amerikanische Intervention in der Karibikinsel Grenada 1983 besiegelten diesen Mechanismus, der von Politikwissenschaftlern „mirror effect“ genannt wird. Er bewirkte, dass jede der beiden Großmächte in ihrem „Hinterhof“ frei schalten und wal-

ten und erwarten konnte, dass die andere das „spiegelbildlich“ zuließ. Der einzige Versuch, im „Hinterhof“ des anderen militärisch Fuß zu fassen, die Kuba-Krise 1962, misslang.

Praktisch zur selben Zeit folgte der britische Premierminister Anthony Eden einem kolonialen Reflex am Suezkanal. Der Staatschef Ägyptens, Gamal Abdel Nasser, hatte die mehrheitlich von Großbritannien und Frankreich gehaltene Suezkanal-Gesellschaft verstaatlicht und damit den Kanal alleiniger ägyptischer Kontrolle unterstellt. Das wollte sich Großbritannien nicht bieten lassen. Frankreich und Israel machten mit, Frankreich, weil es die ägyptische Unterstützung der Aufrührer im beginnenden algerischen Unabhängigkeitskampf (1956-61) fürchtete, Israel, um die Feyadien an seiner Grenze zu schwächen.

Der Militäreinsatz Israels unter dem späteren Ministerpräsidenten Sharon war zwar erfolgreich und der Suezkanal wurde anschließend von britischen Truppen, die sich vornehm zurückgehalten hatten, besetzt. Doch die USA unterstützten wider Erwarten diese Aktion nicht. Sie brachte sie vielmehr, zur allgemeinen Überraschung zusammen mit der Sowjetunion, vor den Sicherheitsrat der Vereinten Nationen. Das Veto Frankreichs und Großbritanniens verhinderte dort eine Verurteilung, doch die Generalversammlung verurteilte in einer „Uniting for Peace“-Resolution die Aktion. Großbritannien, Frankreich und Israel mussten ihre Truppen abziehen.

Diese herbe politische Niederlage zeigte aller Welt, dass die Weltmachtstellung Großbritanniens zu Ende gegangen war. Jetzt waren die USA und die Sowjetunion die Großmächte, die das weltpolitische Geschehen bestimmten.

Die Gleichzeitigkeit mit dem Ungarnaufstand war möglicherweise von den drei Staaten als Ablenkung einkalkuliert worden. Doch dürfte sie zum Misserfolg der Aktion beigetragen haben. Die Weltöffentlichkeit stellte die Aggression am Suezkanal und die Niederschlagung des Ungarnaufstands durch die Sowjets auf dieselbe spätimperialistische Stufe. Deshalb konnten und wollten die USA die westliche Intervention nicht unterstützen.

Die 50er und 60er Jahre waren auch die Jahrzehnte der Dekolonisierung. Den Namen der Schlacht von Dien Bien Phu habe ich mir wegen seiner Exotik schon damals gemerkt. Sie besiegelte 1954 das Ende des französischen Kolonialreichs in Indochina. Auf seinem Gebiet entstanden die Staaten Vietnam, Laos und Kambodscha.

1956 begann der Freiheitskampf der Algerier, der Frankreich politisch erschütterte und zur Regierungsübernahme von de Gaulle führte. Mein Vater, der uns bei einer Parisfahrt im Mai 1958 mit den Kunstschatzen des Louvre vertraut machen wollte, musste plötzlich darauf achten, dass wir uns nicht inmitten demonstrierender Menschenmassen wiederfanden. Aber nicht nur so kam uns der Konflikt nahe. Ein Tanzstundenfreund meiner Schwester wurde 1960 bei einer Fahrt durch die algerische Wüste getötet.

Ab 1960 wurden auch die englischen, französischen, belgischen und portugiesischen Kolonien Afrikas in die Unabhängigkeit entlassen. Das konnten wir in der Presse verfolgen. Besonders dramatisch waren bis in die Mitte der 60er Jahre die „Kongowirren“. Dabei ging es um die abtrünnige Provinz Katanga und den Zusammenhalt des – von den Belgiern völlig unvorbereitet – in die Unabhängigkeit entlassenen Kongo. Die Namen der kongole-sischen Politiker Lumumba, der unter ungeklärten Um-

ständen ermordet wurde, Moise Tschombé und Kasavubu wurden uns plötzlich vertraut. Der Generalsekretär der Vereinten Nationen, Dag Hammarskjöld, der gerade den Friedensnobelpreis erhalten hatte, wollte in dem Konflikt vermitteln und starb bei einem ungeklärten Flugzeugabsturz; es gab Gerüchte, sein UN-Flugzeug sei abgeschossen worden.

1961 wurde in Belgrad die Organisation der Blockfreien Staaten gegründet, die im Kalten Krieg weder dem östlichen, sowjetischen Militärbündnis noch dem westlichen, amerikanischen angehören wollten. Gründer waren Tito (Jugoslawien), Nehru (Indien), Nasser (Ägypten) und Sukarno (Indonesien). Sie traten für Abrüstung und die friedliche Koexistenz der Staaten ein. Zu ihren Zielen gehörten zudem Unabhängigkeit, Selbstbestimmung und der Kampf gegen Kolonialismus und Rassismus. Das stieß bei uns Jugendlichen natürlich auf Zustimmung.

Vor allem freuten wir uns alle diebisch, dass Tito auf diese Weise die Distanz zum Ostblock sichtbar gemacht hatte. Die anderen waren Führer von wichtigen Staaten der Dritten Welt, wie es früher hieß, also wichtiger Entwicklungsländer, die sich durch die Politik der Blockfreiheit politische Freiräume und wirtschaftliche Vorteile versprochen. Es waren bemerkenswerte Politikerfiguren. Von Nasser haben wir schon im Zusammenhang der Suez-Krise gesprochen. Nehru war ein angesehener Staatsmann, der in der Nachfolge Gandhis der Gewaltlosigkeit verpflichtet war. Dieser Ruf ging allerdings völlig den Bach runter, als er die portugiesische Kolonie Goa mit Waffengewalt seinem Land einverleibte. Sukarno war als Modernisierer bekannt. Ob sie nun Diktatoren waren oder nicht, war uns (und unseren Regierungen) ziemlich egal, solange sie nur nicht ins kommunistische Lager abwanderten.

Als ich 1976 nach Algerien versetzt wurde, regierte dort mit Boumedienne noch einer der letzten Gründungsmitglieder und Führer der Blockfreienbewegung, Sie existiert noch heute, hat aber mit der Auflösung der Blöcke an Bedeutung verloren.

Und schließlich gab es noch den Wettlauf im Weltraum. Den entschied zunächst die Sowjetunion für sich. Sie schoss als erstes Land einen Erdsatelliten in den Weltraum. Den berühmten Sputnik Am 8.10.1957 vermerkte ich in meinem Tagebuch: „*Heute wurde heftig über den Erdsatelliten, den die Russen abgeschossen haben, geredet.*“ Vier Jahre später, vor 60 Jahren also, war Juri Gagarin der erste Mensch im Weltraum. Peinlich, peinlich für die Amerikaner, die sich daraufhin zu einer Kraftanstrengung aufrafften.

2. Der Kalte Krieg

Der „Kalte Krieg“ beherrschte vier Jahrzehnte lang die Weltpolitik. Sein Beginn war für alle erkennbar, die „Berlin-Blockade“ mit der Luftbrücke, sein Ende der Fall der Mauer und die Regierungszeit Gorbatschows. Es ging um die Führungsrolle in der Welt. Zwei Blöcke standen sich feindlich gegenüber, der kommunistische Ostblock unter Führung der Sowjetunion und die westlichen Demokratien unter Führung der USA. Schon an der Terminologie sieht man, wo ich großgeworden bin: Der Begriff „Westblock“ kam uns nicht in den Sinn, der wäre zu abwertend gewesen.

Der Kalte Krieg prägte politisch mein halbes Leben. Für die nach 1990 Geborenen ist das wahrscheinlich nicht mehr nachvollziehbar. Wir im geteilten Deutschland lagen an der Frontlinie. Front ist durchaus der richtige Ausdruck, denn auf beiden Seiten standen sich zwei Militärbündnisse gegenüber: im Westen die 1949 gegründete NATO (wir wurden 1955 Mitglied), im Osten der 1955 gegründete Warschauer Pakt. Aber auch vorher schon hatte die Sowjetunion die osteuropäischen Länder militärisch wie politisch unter Kontrolle, man denke nur an den Volksaufstand 1953 in der DDR. Wir fühlten uns vom „Kalten Krieg“ unmittelbar betroffen. Und wir waren es.

Führungsmacht des Westens waren die USA. Sie waren durch den Atlantik von Europa getrennt, was die Militärdoktrin entscheidend beeinflussen sollte. Denn die USA mussten im Fall eines Konflikts Waffen und Soldaten über das Wasser oder durch die Luft nach Europa bringen, während die Russen, die ihre Truppen ja in allen Ostblockländern stationiert hatten, mit ihren Panzern einfach so zum Kampfplatz durchrauschen konnten. So

fürchtet man bei uns insbesondere den Vorstoß eines starken Panzerverbandes (der DDR) in die norddeutsche Tiefebene.

Um dem begegnen zu können, waren wir im Rahmen der Nato zum Unterhalt eines 500.000 Mann-Heers verpflichtet. Aber auch die USA hatten zum besseren Schutz der Europäer und ihrer weltpolitischen Ziele Streikkräfte in Deutschland stationiert. Zunächst, wie auch die Engländer und Franzosen, als Besatzungssoldaten, später im Rahmen eines NATO- Truppenstatuts.

Hinter der Stationierung amerikanischer Streitkräfte standen die amerikanischen Atomwaffen. Es galt die Stolperdraht-Theorie: Wenn einem amerikanischen Soldaten in Europa etwas passierte, löste das potentiell den Atomkrieg aus. So barg jeder militärische Angriff der Sowjetunion, auch wenn er nur mit konventionellen Waffen durchgeführt wurde, das Risiko einer Antwort mit amerikanischen Atomwaffen.

Diese Drohung musste glaubwürdig sein, um zu wirken. Aus diesen Gründen hat der Westen nie auf den Einsatz von Atomwaffen, auch nicht auf den Ersteinsatz, verzichtet. Es herrschte ein „Gleichgewicht des Schreckens“. Auf Englisch war es noch klarer die Drohung mit der „mutually assured destruction“. Dass die Abkürzung MAD lautete, also „verrückt“ oder „wahnsinnig“, machte die Sache nicht besser. Diese Verteidigungsdoktrin war das sicherheitspolitische Credo der damaligen Zeit. Auch heute dürfte sie stillschweigend noch gelten, auch wenn das Kriegsvokabular aus der politischen Diskussion verschwunden ist.

Die französischen Atomwaffen, die „Force de Frappe“ spielten im öffentlichen Bewusstsein kaum eine Rolle. Das war auch gut so. Denn ihre Reichweite betrug nur rund 450 km. Ihr Einsatz hätte also zur Folge gehabt, dass

die Atombomben auf deutschem Gebiet niedergegangen wären; sie hätten nur zur Bekämpfung feindlicher Truppen auf deutschem Gebiet mit allen fürchterlichen Folgen für Deutschland eingesetzt werden können. Mir wurde das erst viel später klar, als ich im AA im Referat für nukleare Abrüstung arbeitete. In der Öffentlichkeit wurde das wohlweislich nie thematisiert.

Nicht nur die Militärs bereiteten sich auf die Möglichkeit eines Krieges vor. Ich kann mich noch gut daran erinnern, dass mein Vater zwei Mal zur Übung des Ernstfalls für einige Tage in den Atombunker an der Ahr ging. In diesem unterirdischen Komplex übten Beamte, was zu tun sei, wenn die Ministerien und andere Regierungsstellen durch einen feindlichen Militärschlag ausgeschaltet worden waren. Mein Vater übernahm dann übungshalber die Rolle eines Staatssekretärs oder Ministers. Die Bedrohung wurde als so real empfunden, dass man sich für den Ernstfall wappnete.

Dazu gehörte auch, dass Essensvorräte für die Bundeswehr einige Monate lang gelagert und vorgehalten wurden. Wenn sich das Verfallsdatum näherte, wurden sie preiswert abgegeben. Ich erinnere mich, dass wir einmal Vollkornbrot von diesem Vorrat kauften. Ich kann nicht behaupten, dass ich ein großer Fan von ihm war.

Die sogenannten Notstandsgesetze kamen erst während der Großen Koalition im Jahr 1968. Sie hatte die nötige Mehrheit im Bundestag. Die Notstandsgesetze regelten Notmaßnahmen und Einschränkungen der Grundrechte im Verteidigungs- und Spannungsfall. Sie waren begleitet vom heftigen Widerstand der „Außerparlamentarischen Opposition“ (APO).

Von welchen ausländischen Staatsmännern lasen wir damals in der Zeitung? An Präsident Truman kann ich mich nicht erinnern. Er wurde, wohl auch wegen des Abwurfs

der Atombomben über Hiroshima und Nagasaki, eher distanziert gesehen. Aber US-Präsident Dwight D. („Ike“) Eisenhower (1952-61) und sein Außenminister John Foster Dulles waren als Verteidiger unserer Freiheit hoch angesehen. Sie waren die Gesprächspartner Adenauers. Am 22.8.1959 winkten wir als Schüler, so habe ich es in meinem Tagebuch vermerkt, dreimal Eisenhower zu, der zu Besuch in der Bundeshauptstadt weilte.

Auf der anderen Seite war Chruschtschow, von 1953 bis 1964 Generalsekretär der KPdSU, die prägendste Figur. Er war ein interessanter, in der deutschen Presse anfangs wohlwollend behandelter, ein wenig bäuerlich aussehender Mann. Nach dem Tode Stalins hatte man gewisse Hoffnungen in ihn gesetzt. Tatsächlich hat er in der Sowjetunion die Entstalinisierung durch- und liberale Reformen eingeführt. Auf den sowjetischen Machtanspruch verzichtete er aber natürlich nicht. Er setzte ihn bei der Niederschlagung des Aufstands in Ungarn 1957 durch.

1960 wurde der US-Pilot Powell bei einem Spionageflug (U2) über der Sowjetunion abgeschossen, was zu erheblicher Aufregung führte. In Erinnerung bleibt mir, dass Nikita Chruschtschow wegen dieses Vorfalls bei der Sitzung der Vollversammlung der Vereinten Nationen im September desselben Jahres einen inszenierten Wutausbruch bekam, seinen Schuh auszog und mit ihm heftig auf dem vor ihm stehenden Pult herumtrommelte.

In Chruschtschows Zeit fiel auch die Kubakrise, die John F. Kennedy durch einen geschickt eingefädelten Deal entschärfte. Chruschtschow beorderte zwar die sowjetischen Frachter, die Raketen nach Cuba transportieren sollten, wieder zurück. Doch aufgrund einer geheim gehaltenen Absprache verpflichteten sich die Amerikaner

dazu, ihre an der Nordgrenze der Türkei, also an der Südgrenze der Sowjetunion, stationierten Raketen abzuziehen. Was sie einige Monate später auch taten. Die Welt glaubte sich damals, und war es wohl auch, am Rand eines Nuklearkonflikts. In meinem Tagebuch habe ich am 24.10.1962 vermerkt: „*Große Spannung wegen der Kuba-Krise*“ und am 28.: „*Entspannung der Kuba-Krise*“.

Kennedy erwarb sich dadurch großes Ansehen. Derselbe Kennedy, der ein Jahr vorher die Landung bewaffneter Exilkubanern in der Schweinebucht unterstützt hatte, die Castro aus Kuba vertreiben wollten. Der Versuch wurde ein Fiasko und schlug auch bei uns in Diskussionen hohe Wellen. Alle diese Dinge: Ungarn, U2, der Wutanfall in den VN, das Schweinebucht-Desaster und die Kuba Krise, bewegten uns sehr.

Gegen Atomwaffen und das „Gleichgewicht des Schreckens“ gab es natürlich innenpolitisch Widerstand. Seit 1960 gab es „Ostermärsche“ von Friedensaktivisten und Atomwaffengegner. Sie waren eine kleine, aber lautstarke Minderheit. Für die ganz überwiegende Mehrheit der Bevölkerung und für die Bundesregierung blieben die USA aber der große Bruder, der Europa, aber vor allem Deutschland, durch die Drohung mit Atomwaffen vor einem kommunistischen Angriff schützte.

Auch die von Adenauer vertretene Politik der entschiedenen Westbindung war in Deutschland nicht unumstritten. Stalin hatte mit seiner Note vom 10.3.1952, ich war da gerade 7 Jahre alt, die Wiedervereinigung Deutschlands unter neutralem Status vorgeschlagen. Politiker wie der spätere Bundespräsident Heinemann, der wegen der Wiederbewaffnungspläne Adenauers schon 1950 als Innenminister zurückgetreten war, waren dafür. Die von

Heinemann 1952 gegründete „Gesamtdeutsche Volkspartei“ forderte die Unabhängigkeit Deutschlands von Ost und West und ein Ende der Aufrüstung in beiden Teilen Deutschlands.

Dezidiert anderer Ansicht war aber Adenauer. Deutschland wäre der Sowjetunion durch die Annahme der Stalin-Note sicherheitspolitisch ausgeliefert gewesen, ähnlich wie die Staaten des Ostblocks. Damit stellte sich die Alternative: entweder nationale Einheit oder nationale Unabhängigkeit in einer freiheitlichen, demokratischen Regierungsform. Adenauer entschied sich ohne Wenn und Aber für letzteres. Unsere Eltern, die ganz überwiegend in den Ministerien für die Regierung arbeiteten, und damit auch wir Schüler, sahen das ebenso und empfanden die Westbindung und die Anlehnung an die USA als alternativlose Sicherheitsgarantie. Die Frage, ob die Stalin-Note eine verpasste Chance der nationalen Einheit war, ist lange diskutiert worden, aber durch die Wiedervereinigung obsolet geworden.

Im kalten Krieg gab es nicht nur den Rüstungswettlauf, sondern auch den Kampf der Systeme: Kommunismus gegen Kapitalismus. Wobei wir in Deutschland nicht den kruden Kapitalismus der USA übernahmen, sondern einen sozial gemilderten entwickelten. Diese „sozialen Marktwirtschaft“, auch „rheinischer Kapitalismus“ genannt, ist bis heute unser wirtschafts- und sozialpolitisches Credo.

Der Kommunismus war in den Anfangsjahren der Bundesrepublik machtpolitisch, aber auch ideologisch das Böse an sich. Damit stand die Bundesrepublik in der Tradition der Weimarer Republik und des Dritten Reichs – im Gegensatz zur DDR. Indirekt wurde das von der DDR propagandistisch ausgeschlachtet, die sich als den antifaschistischen deutschen Staat bezeichnete.

Die Furcht vor dem Kommunismus war bei uns groß, aber nicht ganz so hysterisch wie in den USA von 1947 bis 1956 in der McCarthy-Ära. Doch wurde die Kommunistische Partei Deutschlands (KPD) 1956 als verfassungsfeindlich verboten. Der Verfassungsschutz warnte das Auswärtige Amt 1953, meinen späteren Botschafter in Algier, Michael Jovy, der als Student im Dritten Reich wegen „Vorbereitung zum Hochverrat“ zu sechs Jahren Zuchthaus verurteilt worden war, in den diplomatischen Dienst aufzunehmen, da er erstens vorbestraft (!) und zweitens Kommunist sei. Das Auswärtige Amt setzte sich glücklicherweise über diese Bedenken hinweg.

Der Kommunismus war dermaßen verteufelt, dass ich richtig schockiert war, als mir mein Gastgeber in England, wo ich 1962 „en famille“-Ferien verbrachte, ganz harmlos erzählt, dass er in der kommunistischen Partei sei. Er verwickelte mich dann ein wenig in eine politische Diskussion, in der ich ihm mit meinen rudimentären Kenntnissen des Kommunismus und den einseitigen Versatzstücken der deutschen Presse wenig entgegensetzen konnte und kläglich unterging.

Ich war also ein recht kritikloses Produkt der damaligen Zeit, zumal ich ja auch in einer liberal-konservativen Familie groß wurde, in der kaum politisiert wurde. SPD zu wählen galt in „unseren Kreisen“ fast als suspekt. Die Drohung, „jemanden in den ‚Spiegel‘ zu bringen“, das scharfzüngige Blatt der linken Opposition, konnte einem braven Beamten schlaflose Nächte bereiten. Mit der großen Koalition 1966 und vor allem mit dem Regierungsantritt von Brandt 1972 war das vorbei.

In der Rückschau müssten wir der kommunistischen Sowjetunion ja fast dankbar sein, zumindest die Westdeutschen. Nur ihrer expansiven Politik ist zu verdanken,

dass wir nach dem Krieg so schnell aus der Schmutzdecke einer verfeimten Nation herauskamen. Und wenn wir an den Zivilisationsbruch denken, den Deutschland in den Jahren 1933 bis 1945 begangen hat, ist das fast ein Wunder.

Allgemeine Kritik an den Amerikanern entbrannte erst mit dem Vietnamkrieg. Höhepunkt war der Zweite Irakkrieg. Streitpunkte sind heute Bündnistreue und „burden sharing“. Die Politik Trumps hat dazu geführt, dass Politiker vermehrt darüber nachdenken, ob Europa sicherheitspolitisch auf eigenen Beinen stehen kann. Die damit verbundenen Kosten dürfte aber den jährlichen NATO-Beitrag von zwei Prozent des Bruttoinlandsprodukts, zu dem sich Deutschland verpflichtet hat, weit überschreiten.

Die Idee einer sicherheitspolitischen Abkopplung von den USA ist für die Generation, deren Sicherheit in den 50er und 60er Jahren von den Amerikanern abhing, schwer zu verstehen. Wir sind natürlich alte Leute, aber wir können uns noch an das Gefühl der Bedrohung erinnern und an unsere Angst vor einem Angriff der Sowjetunion und des Warschauer Pakts. Ja, wir hatten Angst, Regierung wie Bürger, und nur das Vertrauen in das Schutzschild der Amerikaner hat uns ruhig schlafen lassen. Das wird allzu leicht vergessen.

Der Einsatz der Bundeswehr im Ausland wurde bis zum Jugoslawienkrieg als politisch völlig unmöglich betrachtet. Nach zwei von uns zu verantwortenden und verlorenen Weltkriegen schien es höchst untunlich, deutsche Uniformen im Ausland, insbesondere im europäischen, im Einsatz zu zeigen. Daher haben wir uns trotz unserer NATO-Mitgliedschaft ein halbes Jahrhundert lang vor Bundeswehreinmärschen im Ausland gedrückt. Ich denke, deutsche Politiker haben sich mit dieser Entschuldigung

auch sehr wohl gefühlt. Einer Entschuldigung, die aber auf Dauer nicht mehr zog.

Wir haben die letzten 30 Jahren im Bewusstsein des amerikanischen Schutzschields dazu benutzt, weniger Geld für den Wehretat auszugeben und dafür stärker unsere sozialen Sicherungssystem auszubauen. Wir brauchen unser soziales Netz nur einmal mit dem amerikanischen zu vergleichen, um den Unterschied zu sehen. Grund für den Unterschied ist natürlich auch ein völlig unterschiedlicher gesellschaftspolitischer Ansatz. Aber hinzu kommt, dass wir nach 1990 die erwartete „Friedensdividende“ unter Vernachlässigung unserer Verteidigungsausgaben einfach mal einkassiert und uns hinsichtlich der Sicherheit auf die „Amis“ verlassen haben.

Vor diesem Hintergrund ist die folgende Betrachtung zur Dankbarkeit in der Außenpolitik zu sehen.

Eine Betrachtung

Dankbarkeit in der Außenpolitik

Soll Dankbarkeit in der Außenpolitik eine Rolle spielen? Eine schwierige Frage. Sie betrifft einen Aspekt der wertgeleiteten Außenpolitik. Aber gibt es die überhaupt? Die Antwort ist nein. Staaten haben Interessen, keine Gefühle. Und die Bürger sind dankbar dafür, dass ihre Interessen wahrgenommen und nicht Moralvorstellungen umgesetzt werden, die sie vielleicht nicht teilen oder die sie viel kosten.

Dabei kann es natürlich durchaus im Interesse eines Staats sein, seine Politik an Werten auszurichten. Das erhöht sein Ansehen im In- und Ausland und das Vertrauen in seine dann als berechenbar angesehene Außenpolitik. Der Grundsatz lautet daher: Wertgeleitete Außenpolitik ja, wenn wichtige Interessen nicht entgegenstehen.

Für Dankbarkeit spricht, dass Undankbarkeit vom Partner schnell als solche empfunden wird und zu einer Verschlechterung der Beziehungen führt. Zweifel an der Zuverlässigkeit eines Verbündeten ist ziemlich gravierend. Andererseits darf Dankbarkeit nicht so weit gehen, dass man die eigenen Prinzipien dafür über den Haufen wirft.

Das ist eine manchmal schwierige Abwägung. Im Fall des Zweiten Irakkrieg war das klar: Wir wollten nicht in einen Angriffskrieg hineingezogen werden, der auch noch auf unsicherer Beweislage beruhte. Schwieriger ist es beim „burden sharing“. Hier hat Dankbarkeit Gewicht. Zumal für jemanden wie mich, der in seiner Jugend aufgrund des amerikanischen Schutzschildes ruhig schlafen konnte.

Schuldgefühle sind in der Außenpolitik das peinvolle Gegenstück der Dankbarkeit. Für uns kommen sie im Verhältnis zu Israel ins Spiel. Wir haben wegen des Holocausts die moralische Pflicht, für die Sicherheit und den Bestand Israels einzustehen. Bundeskanzlerin Merckel hat das (nun doch leicht übertrieben) die „raison d'être“ der Bundesrepublik Deutschland genannt.

Doch brauchen wir deshalb nicht jede – auch von Gerichten als völkerrechtswidrig bezeichnete – Wendung israelischer Politik mitmachen. Es ist wie bei der Dankbarkeit: Es bleibt uns erlaubt, ja wir müssen sogar unsere eigenen Prinzipien anlegen und dann abwägen. Daher ist, das nur am Rande, eine Kritik an israelischer Regierungspolitik, die Ergebnis einer solchen Abwägung ist, nicht schon gleich Antisemitismus.

3. Die Teilung Deutschlands

Von dem Bau der Mauer am 13. August 1961 erfuhren meine Eltern und ich, wie alle, aus der Zeitung. Wir waren in Ascona in den Sommerferien und standen kurz vor der Rückreise nach Deutschland. Ich weiß noch, wie mein Vater mit der Zeitung in der Hand zu uns zurückkam. Die Todesschüsse an der Mauer und die unterschiedlichen Regelungen für einen Besuch von Verwandten in Ostberlin – unterschiedlich für Berliner und andere Bundesbürger – bewegten uns in den folgenden Jahren sehr.

Die Bilder der Familien, die, in Westberlin auf einem kleinen Podest stehend, ihren auf der anderen Seite der Straße aus dem Fenster schauenden Verwandten zuwinkten, waren herzerreißend. Diese Bilder, wie das der älteren Frau, die auf der Bernauer Straße von Helfer aus einem Fenster im ersten Stock heruntergelassen wurde, und das des über die Grenze fliehenden Vopos (Volkspolizisten), bewegten Deutschland, wenn nicht die Welt.

Das taten natürlich auch die weniger gut dokumentierten Schicksale derjenigen, die bei einem Fluchtversuch erschossen wurden und teilweise stundenlang, vor Schmerzen schreiend, auf dem Todesstreifen lagen. Anderen gelang die Flucht, sei es schwimmend oder durch einen unter der Mauer hindurch gegrabenen Tunnel. Das ist jetzt über 30 Jahre her und für die Jüngeren keine erlebte Wirklichkeit, aber tief in das Gedächtnis meiner Generation eingebannt.

Warum hatte die DDR-Führung die Mauer gebaut? Innerhalb Berlins konnten die Menschen relativ leicht vom Ostsektor in den Westsektor wechseln; viele arbeiteten ja auch in dem anderen Stadtteil. Viele nutzten bis Anfang der 60er Jahre, sei es aus politischen, sei es aus wirtschaftlichen Gründen, diese Möglichkeit und blieben im

Westteil der Stadt. Von dort ging es mit dem Flugzeug in die Bundesrepublik. Das stellte die DDR-Wirtschaft zunehmend vor Probleme.

Etwa um diese Zeit kündigte der Generalsekretär der KPdSU, Nikita Chruschtschow, das Besatzungsstatut für Großberlin. Er verlangte die völkerrechtliche Anerkennung der DDR, die Neutralisierung und Entmilitarisierung Gesamtdeutschlands und die Anerkennung der Oder-Neiße-Linie als Westgrenze Polens. Bis zu einer eventuellen Wiedervereinigung sollte Berlin den Status einer „Freien Stadt“ erhalten.

Das kam natürlich zu dieser Zeit nicht in Frage. Die Ostpolitik Brandts lag mehr als zehn Jahre in der Zukunft. Und wir waren bis 1989 damit beschäftigt, alles zu tun, um den Eindruck zu vermeiden, Berlin sei völkerrechtlich als eigenes Staatsgebilde anzusehen.

Kennedy antwortete Chruschtschow mit den „3 essentials“: freier Zugang zu Westberlin, fortwährende Präsenz der Westmächte in Westberlin und Unantastbarkeit der Freiheit der Bevölkerung Westberlins. Das sah die DDR-Führung als Ansatzpunkt: Die Freiheit der Ostberliner Bevölkerung war nicht erfasst, also konnte sie ohne allzu großes Risiko durch den Bau der Mauer eingeschränkt werden. So geschah es, und zur großen Enttäuschung der Bundesregierung ging die Rechnung auf. Die Westmächte dachten gar nicht daran, die Mauer wieder niederzureißen und einen kriegerischen Konflikt mit der Sowjetunion heraufzubeschwören. Protest ja, aber keine militärische Konfrontation. Machtlos musste Willy Brandt, damals Regierender Bürgermeister von Berlin, am Morgen des 13. August zusehen, wie die Mauer gebaut wurde. Das blieb bei uns als Jugendliche haften; die Hintergründe kannten wir natürlich nicht.

Auch in der Schule blieben wir davon nicht unberührt. Im Tagebuch habe ich am 14.9.1961 vermerkt: *„In einer Schülerratssitzung wurde eine Paketsendung für die Ostzone beschlossen. Außerdem wurde das Schulfest besprochen. Als bekannt wurde, dass der Direktor wegen der gespannten politischen Lage den Schulball absagen wollte, erhob sich riesiger Protest. Die Sache wurde vertagt“*.

Die Teilung Deutschlands war durch die vier Besatzungszonen vorgezeichnet. Bei der getrennten Staatlichkeit ging der Westen 1949 mit der Gründung der Bundesrepublik Deutschland auf dem Gebiet der westlichen Besatzungszonen (der amerikanischen, britischen und französischen) voran. Die DDR, also der von der Sowjetunion besetzte Teil Deutschlands, folgte mit eigener Staatlichkeit am 7.10.1949. Das in der sowjetischen Besatzungszone gelegene Berlin durfte von keinem Teil Deutschlands regiert werden, sondern unterlag dem Viermächtestatus.

Als später Ostberlin die Hauptstadt der DDR wurde, war das ein Bruch des Viermächteabkommens, der aber hingenommen wurde. Die Bundesrepublik Deutschland veranstaltete später Sitzungen der Ausschüsse des Bundestags in dem – im westlichen Teil Berlins, hart an der Mauer gelegenen – Reichstag, nie aber Plenarsitzungen, weil das „Regieren“ bedeutet hätte. Die Sowjetunion protestierte dennoch regelmäßig.

Die DDR wurde von der Bundesrepublik Deutschland nicht als Staat anerkannt, war also nicht Ausland. Wenn wir im Auswärtigen Amts Bereitschaftsdienst hatten, durften wir keine Schriftstücke der DDR entgegennehmen, da wir nur für das Ausland zuständig waren.

Der Bundesgrenzschutz

Die „Zonengrenze“, später die „innerdeutsche“ Grenze, zwischen der DDR und der Bundesrepublik Deutschland, bewachte der Bundesgrenzschutz. Er war nach dem Krieg bis zur Gründung der Bundeswehr 1956 die einzige bewaffnete und uniformierte Truppe in Deutschland. Polizisten mit ihren typischen Tschakos hatten allenfalls Pistolen. Wir sprachen als Kinder von „Schupos“; es war also eine „Schutzpolizei“.

Der Bundesgrenzschutz war aber nicht nur für die Bewachung der Grenze, insbesondere der zur DDR zuständig. Er wurde später auch für den Objektschutz, also die Bewachung der Ministerien und der Amtssitze von Bundespräsident und Bundeskanzler eingesetzt. Das entsprach nicht seinem gesetzlichen Auftrag und war daher eher eine Abschreckung durch Uniform. Denn nur in einem Grenzstreifen hatte er polizeiliche Befugnisse. Aber es wirkte.

Ich weiß das, weil mein Vater einige Jahre als Unterabteilungsleiter im BMI für die zivile Seite des Bundesgrenzschutzes zuständig war. Erst zu dieser Zeit erhielten die Beamten (es waren keine Soldaten) des Bundesgrenzschutz den sog. Kombattantenstatus, also das Recht, in einem militärischen Konflikt zu kämpfen; ohne als Zivilisten und damit als Partisanen behandelt zu werden. Heute, genauer seit 2005, ist der Bundesgrenzschutz in die Bundespolizei übergegangen. Ihre bekannteste Einheit ist die GSG 9, die nach der Olympiade in München zur Terrorabwehr gebildet wurde und 1977 die Geiseln der „Landshut“ befreite.

Die Boten mit den Schriftstücken waren daher an das Bundeskanzleramt zu verweisen, das für das Inland und damit aus unserer Sicht auch für die DDR zuständig war. Das wurde uns vor jedem Bereitschaftsdienst immer wieder eingeschärft.

Wir stellten ja auch jedem DDR-Flüchtling einen bundesrepublikanischen Pass aus, auch in den Botschaften im Ausland. Dort hatten die Flüchtlinge allerdings das Problem, dass sie keinen Einreisestempel im Pass hatten und bei der Ausreise den Passbeamten des Landes, das ja mit der DDR zusammenarbeitete, auffielen und im Allgemeinen festgenommen wurden. Ich habe in diesem Zusammenhang später in Algerien dramatische Situationen erlebt.

Die DDR wurde auch deshalb nicht anerkannt, weil ihr aus unserer Sicht die demokratische Legitimation fehlte. Deswegen wurde „DDR“ in der konservativen Springerpresse auch immer in Anführungsstriche gesetzt. Das Kürzel BRD wurde in der Presse zwar häufig gebraucht, von der westdeutschen Politik aber nicht gerne gesehen. Denn der Bezug zu einem Gesamtstaat Deutschland kam hier nicht hinreichend zum Ausdruck. Wir wurden angehalten, möglichst nur „Bundesrepublik Deutschland“ oder „BR Deutschland“ zu benutzen.

Der entscheidende außenpolitische Punkt der Auseinandersetzung zwischen den beiden deutschen Staaten war der „Alleinvertretungsanspruch“ der Bundesrepublik Deutschland. Sie war im Gegensatz zur DDR aus allgemeinen freien Wahlen hervorgegangen. Hier lebte der Wunsch nach Wiedervereinigung weit stärker als in der Regierung der DDR, die mit ihrem Status als deutscher Teilstaat zufrieden war, solange nur ihre Staatlichkeit anerkannt wurde. Darum bemühte sie sich in der ganzen

Welt. Das gelang anfangs nur bei den Staaten des Ostblocks.

Um zu verhindern, dass auch andere Staaten, insbesondere die unabhängig werdenden früheren Kolonialstaaten Afrikas, die DDR anerkannten, wurde 1955 die sogenannte „Hallstein Doktrin“ formuliert; Hallstein, späterer Kommissionspräsident der EWG, war damals Staatssekretär im Auswärtigen Amt. Die Hallstein-Doktrin besagte, dass die Bundesrepublik Deutschland die Aufnahme diplomatischer Beziehungen zur DDR als unfreundlichen Akt betrachte und daraufhin die diplomatischen Beziehungen zu dem Staat, der das tue, abbrechen werde. Diese Drohung genügte meistens. Aus diesem Grund abgebrochen wurden die diplomatischen Beziehungen nur mit Jugoslawien und mit dem Kuba Fidel Castros. Aber auch das nicht auf Dauer. Bei der UdSSR machte man notgedrungen von Anfang an eine Ausnahme. Dort hatten wir natürlich eine Botschaft, eine Zeitlang sogar mit einem etwas selbtherrlich agierenden Botschafter Kroll, der 1962, von den Medien stark beachtet, aus Moskau abgezogen wurde.

Bei den Ländern des Ostblocks hatten wir wegen der Hallstein Doktrin lange nur Handelsvertretungen, die letztlich aber die Funktion von Botschaften übernahmen. 1969 wurde die Hallstein Doktrin, deren Anwendung nicht ohne Probleme war und die deswegen nicht konsequent umgesetzt wurde, von der Brandt-Regierung aufgegeben.

Die Tatsache, dass Westberlin nicht von der Bundesrepublik regiert werden durfte, hatte zur Folge, dass deutsche Studenten in Westberlin nicht zur Bundeswehr eingezogen werden konnten. Wer also keine Lust hatte, 12 oder 18 Monate lang mit dem Gewehr im Arm durch den Schlamm zu robben, immatrikulierte sich in Berlin.

Das waren erstaunlich viele junge Leute. Und es waren häufig solche, die der Bundesrepublik oder eher der Bundesregierung gegenüber kritisch eingestellt waren. Daneben gab natürlich auch einen großen Teil praktisch denkender Kommilitonen, die nur daran dachten, so schnell wie möglich mit dem Studium fertig zu werden und Geld zu verdienen. So bildete sich vor allem in Berlin eine besonders kritische, und das hieß damals linkslastige Studentenschaft, die in der zweiten Hälfte der 60er Jahre zu den großen Demonstrationen aufrief, etwa beim Besuch des Schahs 1967. So wurde Berlin neben Frankfurt zum Ursprung der landesweiten „68er-Revolution“.

Ich gehörte nicht zu ihnen. Wenn es schon sein musste, wollte ich nach dem Abitur gleich zwei Jahre dienen und Reserveoffizier werden. Ich wurde bei der Bewerbung allerdings wegen meines hohen Blutdrucks aussortiert und als „Ersatzreserve II vom Wehrdienst befreit. „Nur im Kriegsfall einzuziehen“ stand in meinem Wehrpass, den ich theoretisch immer bei mir zu führen hatte, wenn ich ins Ausland fuhr. Warum, frage ich mich heute noch; niemand tat das.

Zu meiner großen Überraschung fand mein Vater, der eine militärische, jedoch nicht kriegerische Ader hatte, meine mangelnde Militärtauglichkeit großartig. „Dann sparst Du zwei Jahre und kannst gleich mit dem Studium beginnen“, sagte er. „Beim Militär verpasst Du nichts.“

Ich war aber schon ein bisschen beleidigt. Ich, der große Sportler, sollte nicht tauglich sein? Auch fand das Studium in Berlin zum Zwecke der Vermeidung des Wehrdienstes nicht gerade meinen Beifall. Eigentlich waren wir alle anders erzogen worden. Und außerdem war es ungerecht. Denn nur (finanziell gut gestellte) Studenten, nicht aber andere junge Männer, also Lehrlinge und Arbeiter, hatten diese Möglichkeit.

Test als Reserveoffiziersanwärter

Tagebuch vom 7. und 8.3.1963

Nach Düsseldorf zum Test als Reserveoffiziersanwärter gefahren. Vormittags dreieinhalb Stunden lang mit Stoppuhr getestet worden (sprachlicher, technischer, elektrotechnischer, Funk- und Rechentest) Ein Bild beschrieben. Sporttest am Nachmittag. Dabei bekam ich gleich am Anfang einen Medizinball so heftig an den Kopf, dass ich mich eine Weile setzen musste. Mit den anderen gegessen und Bier getrunken. Am nächsten Tag ärztliche Untersuchung. Gespräch mit einem Psychologen und einem Offizier. Die fragten so Sachen wie „Wen haben Sie lieber, Vater oder Mutter?“ (Antwort: Gleich lieb); wer ist Ihr Lieblingskomponist (Beethoven), Lieblingssymphonie (die Siebte), hat sie einen besonderen Namen (die Dionysische: skeptisches Stirnrunzeln, hatten sie noch nicht gehört); deutsche Literatur; juristische Fragen (was bedeuten Ideal- und Realkonkurrenz; ich musste passen), wann war die Reformation? usw. Sodann: „Was tun Sie, wenn Sie den Befehl bekommen, eine Höhe zu erstürmen, wobei sie wissen, dass 70% Ihrer Leute fallen werden?“ Ich: „Ich fordere Verstärkung an.“ „Geht nicht!“ „Dann tue ich es nur, wenn ich die Bedeutung der Aktion einsehe.“ Alles bestanden.

Naturgemäß war das politische Leben in Deutschland vom politischen Streit zwischen beiden deutschen Staaten geprägt. Otto Grotewohl, der Ministerpräsident der DDR, Wilhelm Pieck, ihr erster Präsident. und vor allem Ulbricht, „der Spitzbart“, der als Generalsekretär der Partei SED die politische Macht ausübte und den Aufstand von 1953 mit Hilfe sowjetischer Truppen niedergeschlagen hatte, waren verhasst. Das übertrug sich in gewisser Weise auf Ulbrichts sächsischen Dialekt; jetzt ist das mit Recht vergessen. Dasselbe dachte ich bei dem äußerlich etwas biedereren Honecker. Bis ich selbst einmal in Saarbrücken lebte, hielt ich seine saarländische Aussprache für ein ostdeutsches Idiom, wenn nicht gar für Sächsisch.

Die Presse beider Länder machte gegeneinander Stimmung. Die DDR grub die braune Vergangenheit vieler deutscher Politiker aus. Nur weil die Quelle die DDR war, glaubte man die Informationen nicht, obwohl sie meistens richtig waren. „Neues Deutschland“ war das Organ der SED. Nur diese Zeitung hatte Gewicht. In Westdeutschland waren die überregionalen Zeitungen mit Einfluss die „Welt“ (rechts-konservativ), die „Frankfurter Allgemeine Zeitung“ (liberal-konservativ) und die „Süddeutsche Zeitung“ (leicht linksliberal). Das rechte Spektrum deckte der „Bayernkurier“ ab, das Presseorgan der CSU. Zu Zeiten der 1964 gegründeten NPD, der am Rande des Verbots entlangschrammenden rechtsradikalen „Nationaldemokratischen Partei Deutschlands“, die in den 60er Jahren in einigen Länderparlamenten vertreten war, gab es noch die „Deutsche National-Zeitung“. Sie war politisch eindeutig braun gefärbt. Gefürchtet war der „Spiegel“. Dort seinen Namen zu lesen, konnte nichts Gutes bedeuten.

Es wurden natürlich auch Spione eingesetzt; Deutschland und – das weit in Osteuropa hineinreichende, neutrale

Stasi-Unterlagen

Da ich annahm, dass zumindest während meiner Zeit bei den MBFR-Abrüstungsverhandlungen in Wien von der DDR-Delegation auch über mich berichtet worden sei – man sagte, der 3. Mann der DDR-Delegation, Fleischhauer, sei ein Stasi-Mann gewesen – habe ich 2019 die Stasibehörde um Auskunft und gegebenenfalls um Akteneinsicht gebeten. Das Ergebnis war, was meine Bedeutung aus der Sicht der DDR anbelangt, eine Enttäuschung. Ich war anscheinend für die Stasi nicht wichtig genug. Die Behörde schrieb mir sehr freundlich im Januar 2020, mein Name tauche ohne Kommentar in verschiedenen Akten auf. Ich muss gestehen, ich verstand den Bescheid nicht ganz. Überraschend war, dass eine *Erwähnung von mir aus dem Jahr 1952 stammte, als ich 7 Jahre alt war. Das schmälerte mein Vertrauen in die DDR-Aktenführung. Vielleicht hatte es mit der Beobachtung meines Vaters zu tun. Ich war etwas ratlos und verfolgte die Sache nicht weiter.

Österreich waren ein Tummelplatz für sie. Nach dem Fall der Mauer wurden auch westdeutsche Diplomaten als Spione oder „Schläfer“ enttarnt. Die „Stasi“, der Staatssicherheitsdienst der DDR, war in aller Munde.

Einen riesigen Aufruhr verursachte der Fall von Otto John, einem Emigranten und Widerstandskämpfer im Dritten Reich, der an der Vorbereitung des Attentats vom 20. Juli 1944 beteiligt gewesen war und erster Präsident des Bundesamts für Verfassungsschutz wurde. Er verschwand 1954 unter mysteriösen Umständen nach einer Gedenkfeier zum 20. Juli in Westberlin und tauchte plötzlich in der DDR auf. Dort kritisierte er die Adenauer-Regierung wegen der Beschäftigung alter Nazis wie Minister Oberländer. Im Jahr drauf kehrte er aber

wieder in die Bundesrepublik zurück und wurde dort wegen Landesverrats zu vier Jahren Zuchthaus verurteilt. Er behauptete immer, in Westberlin betäubt und nach Ostberlin entführt worden zu sein; neuere Forschung scheint das zu bestätigen. Doch damals glaubte ihm niemand.

Wenn man von Bonn nach Berlin reisen wollte, konnte man fliegen oder den Landweg nehmen, Bahn oder Auto. Der Zug, der ohne Halt durch die DDR fuhr, hieß „Interzonenzug“. Wir nahmen ihn für unsere Klassenfahrt nach Berlin 1962.

Für die Fahrt mit dem Auto gab es drei Autobahnen, die man innerhalb einer bestimmten Fahrzeit benutzen musste, sonst bekam man Ärger, weil unerlaubte Kontakte mit DDR-Bürgern vermutet wurden. Aber auch bei vorschriftsmäßigen Verhalten wurde man von den Vopos, also den Angehörigen der Volkspolizei, schikaniert. Das war System, um ein Gefühl der Unsicherheit, wenn nicht gar der Angst zu wecken. Ich überquerte die Grenze auf dem Landweg daher immer mit leichter Nervosität, obwohl ich mir nichts vorzuwerfen hatte. Aber das ganze Verfahren mit langem Warten, wortkargen, harschen Befehlen, der Abgabe der Personalausweise für mysteriös lange Zeit und der Kontrolle, auch mit Spiegeln, unter dem Auto, ob man Verbotenes, im schlimmsten Fall „Republikflüchtlinge“, dabei hatte, legte es genau auf diese Verunsicherung ab. Es war kalkulierte Einschüchterung.

Einmal, als ich in Genf studierte, entdeckte ein Vopo bei der Fahrt in die DDR in meinem Kofferraum alte Genfer, also französischsprachige, Zeitungen. Das war ihm höchst verdächtig, denn vielleicht wollte ich ja den Kommunismus und das Regime unterwandern. Ich war selbst von dem Fund völlig überrascht und begann vor Aufregung zu stottern, als ich erklärte, dass ich in Genf studierte und die Zeitungen im Auto schlicht vergessen

hätte. Ich gab sie ihm, und damit war es gut. Auf meine verdatterte Reaktion war ich aber nicht stolz; ich hätte mich lieber souverän-kaltblütig gesehen. Aber das ganze Drum und Dran, wie auch viele kolportierte Geschichten, taten ihre Wirkung.

Mein Vater durfte überhaupt nicht auf dem Landweg nach Berlin reisen, da er im Innenministerium für die Kartographie zuständig war. Mithin auch dafür, dass in allen Atlanten, auch dem Schulatlas und den großen Landkarten für den Unterricht in den Schulen, „Deutschland in den Grenzen von 1937“ eingezeichnet war. Auf ihnen gehörten also noch Königsberg, Danzig, Posen und Schlesien zu Deutschland. Die DDR wurde gar nicht genannt. Ihr Territorium wurde „Sowjetische Besatzungszone“ bezeichnet, umgangssprachlich auch „Mitteldeutschland“. Da fragten sich die Polen und Russen natürlich schon, was wohl Ostdeutschland sei. Aber das Innenministerium war als Verfassungsressort sehr zögerlich, eine Rechtsposition aufzugeben. Kurz: Der Kalte Krieg wurde auf allen Ebenen ausgetragen.

Viele trugen als Bekenntnis zum Ziel der Wiedervereinigung eine Anstecknadel mit dem Brandenburger Tor am Revers ihres Jacketts. Verbunden damit war der Slogan „Macht das Tor auf!“ Nadel und Slogan waren von dem „Kuratorium Unteilbares Deutschland“ erfunden worden, das, 1954 gegründet, den Gedanken der Wiedervereinigung Deutschlands lebendig halten wollte. Adenauer war über das Kuratorium nicht glücklich, da er in ihm eine Kritik an seiner Politik der Westbindung sah.

Ein sehr bekanntes Plakat des Kuratoriums zeigte Deutschland in den Grenzen von 1937 mit dem Slogan „3 geteilt? Niemals!“. Das entsprach der oben angesprochenen Politik der Grenzziehung auf Landkarten und war

natürlich ein Politikum. Denn der dritte Teil, unter anderem Schlesien, gehörte ja nun zu Polen, das diese Gebiete als Ausgleich für den Verlust seiner Ostgebiete erhalten hatte. Denn Ostpolen mit der Stadt Lemberg wurde nach dem Krieg dem ukrainischen Teil der Sowjetunion zugeschlagen. Das war für die deutsch-polnischen Beziehungen nicht gerade förderlich. Die Polen lebten jahrzehntelang in der Angst, dass ihnen Schlesien wieder weggenommen würde, eine Angst, die ihnen erst Brandt mit den Ostverträgen 1973 weitgehend nahm und damit die Entspannung zum Ostblock einleitete.

Es wurden Plakate gedruckt mit der Aufforderung „Denk an drüben“ und der Versand von Päckchen in die DDR organisiert. Meine Mutter schickte jedes Jahr vor Weihnachten Päckchen in die DDR. Wir hatten uns früher ja auch über Care-Pakete der Amerikaner gefreut.

Ein Gebiet, auf dem die beiden deutschen Staaten zunächst zusammen auftraten und später gewaltfrei miteinander konkurrierten, war der Sport. Nachdem es bei der Olympiade 1956, 1960 und 1964 eine gesamtdeutsche Mannschaft gegeben hatte, traten die Mannschaften anschließend getrennt an. Der Medaillenspiegel wurde genau daraufhin studiert, welcher der beiden deutschen Staaten mehr Medaillen hatte als der andere. Aber nur solange wir gemeinsam gelistet wurden, standen wir im Medaillenspiegel ganz weit oben.

Das politische Ziel der Wiedervereinigung stand unter den CDU-Regierungen in den 50er und 60er Jahren politisch stark im Vordergrund. Mit der Ostpolitik von Willy Brandt und Egon Bahr wurde es Anfang der 70er Jahre stiller um dieses Thema. Es trat hinter die Entspannungspolitik zurück. Man glaubte allgemein, dass man die Forderung nach der Wiedervereinigung zwar aus grundsätzlichen politischen Erwägungen aufrechterhalten müsse,

aber an ihre Verwirklichung realistischer Weise nicht zu denken sei.

**„Wer nicht an Wunder glaubt, ist kein Realist“
(David Ben Gurion)**

Als Kohl (CDU) nach der langen Regierungszeit der SPD (Brandt und Schmidt) 1981 Bundeskanzler wurde, verstärkte er die unter der SPD schwach gewordene Rhetorik der Wiedervereinigung. Ich hielt das für politisch sinnlos und abträglich, da es nur das politische Klima verschlechterte und nichts brachte. Das sagte ich so nebenbei, als ich mit Walter Boss, meinem Botschafter bei den MBFR-Abrüstungsverhandlungen in Wien, im Auto zur Plenarsitzung in den Redoutensälen fuhr. Da bekam ich von dem CDU-Mann, der sonst immer ausgesucht leise und gelassen war, aber eine Lektion zu hören! Die ich mir gemerkt habe. Und die sich letztlich auch als richtig erwiesen hat. Kohl war derjenige, der 1989/1990 die Gelegenheit zur Wiedervereinigung beherzt ergriff. Die SPD zeigte sich hingegen erstaunlich zögerlich. Frankreich und Großbritannien sahen sie auch nicht gern; rückhaltlose Unterstützung für die Wiedervereinigung gab es nur von den USA.

4. NATO/EWG/„Vive l'amitié franco-allemande!“

Das Projekt einer europäischen Verteidigungsgemeinschaft scheiterte 1950 am Widerstand der Franzosen. Der NATO trat Deutschland 1955 bei. Da war ich gerade einmal 10 Jahre alt und dachte an Mickey Mouse und Prinz Eisenherz. Immerhin erinnere ich mich an die Zeitungsmeldungen, als die ersten Bundeswehrsoldaten vereidigt wurden.

Die europäische Einigung verfolgten wir, doch war sie bei weitem nicht so interessant wie die Krisen im Kalten Krieg, wo es um die Existenz ging. Die Römischen Verträge fanden bei uns Kindern daher, wenn überhaupt, nur mildes Interesse. Wir haben damals nicht realisiert, welch entscheidende politische Weichenstellung das war.

Das einzig spannende für uns war, dass die Zollkontrollen an den Grenzen abgebaut wurden. Man brauchte also nicht mehr zu schwitzen, wenn man mit einem Pfund Kaffee oder einer Flasche Wein zu viel über die Grenze fuhr. Denn so war es früher. Bei jedem innereuropäischen Grenzübertritt kam ein Beamter ins Zugabteil und fragte streng: „Haben Sie etwas zu verzollen?“ Einmal sagte mein korrekter Vater: „Ja“, und verwies auf drei Flaschen Wein und einen Pullover. Wider Erwarten war der Zöllner nicht wirklich glücklich über dieses Zeichen staatsbürgerlicher Korrektheit; nun musste er die Formulare herauskramen und ausfüllen.

Noch 1960 kaufte ich in Österreich (bekanntlich noch nicht EWG) in den Winterferien ein Paar Ski. Einer von beiden ging gleich kaputt, und so ließ ich ihn zur Reparatur in Landeck in Tirol zurück. Als ich ihn ein paar Wochen später wohlgenut an der Bahn abholte, erzählte ich arglos, dass dieser neu gekaufte Ski mir doch tatsächlich gleich kaputt gegangen sei. Da merkte der Zollbeamte auf. Neu gekauft? Gleich durfte ich beide Ski mit allem

Drum und Dran bei ihm verzollen. Ich schwor mir, dass mir das nicht wieder passieren sollte. Die Erweiterung der EWG/EG hat mir dabei geholfen.

Die Römischen Verträge von 1957 wurden vor allem, was sie damals ja auch waren, als wirtschaftlicher Fortschritt wahrgenommen. Der politische, und gar der sicherheitspolitische Aspekt, wurden erst später betont. Viele Staaten sehen das ja bis heute so. Die baltischen Staaten wollten nach der (Wieder-)Erlangung ihrer Unabhängigkeit in den 90er Jahren vor allem NATO-Mitglieder werden; die sicherheitspolitische Wirkung der EU-Mitgliedschaft schätzten sie gering ein.

Anders war es mit den „Elysée-Vertrag“ vom 22.1.1963 und der „Deutsch-Französischen Freundschaft“. Das verfolgten wir schon. Das lag an unserem Alter, vielleicht auch an unserer Verwurzelung im Rheinland. Zwei große alte Staatsmänner, Adenauer und de Gaulle, söhnten ihre Länder miteinander aus, die als „Erbfeinde“ früher um die Vorherrschaft in Europa gekämpft hatten.

Wir waren sogar Zuschauer der Annäherung beider Staatsmänner. Als de Gaulle am 4.9.1962 Bonn besuchte, wurden wir zum Jubeln aus dem Klassenzimmer auf die Koblenzer Straße beordert. Wir winkten begeistert. Am nächsten Tag hörten wir auf dem Bonner Marktplatz de Gaulles beeindruckende Rede, die mit einem „Vive l'amitié franco-allemande, es lebe die deutsch-französische Freundschaft!“ endete.

Dieser Vertrag hatte ein großes Geschenk für uns Schüler und angehende Studenten im Gepäck, das „Deutsch-Französische Jugendwerk“. Viele meiner Mitschüler und Kommilitonen sind später auf diesem Ticket nach Frankreich gereist. Es hat viel zum gegenseitigen Verständnis



*De Gaulle in Bonn
1962*

*Fahrt mit Bundes-
präsident Lübke zum
Marktplatz*

*In der Erwartung de
Gaulles zum Jubeln
vom Unterricht be-
freit: mit „Body“
Steinhaus (links) und
Michael Moll (rechts)
1962 vor der Schule
auf der Koblenzer
Straße/Adenauerallee*



beigetragen und war einer der größten Erfolge des Vertrags. Während meiner Zeit beim Bundespräsidenten haben wir später den Israelis und Palästinensern den Deutsch-Französischen Freundschaftsvertrag gelegentlich als Beispiel dafür angeführt, dass keine Feindschaft notwendigerweise ewig währen müsse; es bedürfe nur des Willens und der politischen Größe, sie zu beenden.

5. Politiker und Parteien

Dominierende Figur der deutschen Politik der 50er und der ersten Hälfte der 60er Jahre war natürlich *Konrad Adenauer*, der erste Bundeskanzler, der 14 Jahre lang regierte. Ein Phänomen, denn er wurde mit 73 Jahren Bundeskanzler, in einem Alter also, in dem sich andere schon längst zur Ruhe gesetzt haben. Sein rheinisches Idiom, seine Durchsetzungsfähigkeit, aber auch eine gewisse Schlitzohrigkeit, vor allem aber seine kluge Politik und auch seine ehrenvolle politische Vergangenheit machten ihn zu einem Star. Er hatte ein fast indianisches Aussehen. Als ihm bei einem Besuch in den USA von einem Indianerstamm die Ehren-Häuptlingswürde angetragen und er mit dem entsprechenden Kopfschmuck fotografiert wurde, sah das ausgesprochen echt aus.

Man sagte, Adenauer habe Bonn als provisorische Bundeshauptstadt gegen Frankfurt durchgesetzt, weil er im nahegelegenen Röhndorf wohnte. Von dort ließ er sich dann jeden Tag mit der Königswinterer Fähre auf die Bonner Seite übersetzen. Der wahre Grund dürfte aber gewesen sein, dass man glaubte, Frankfurt werde auf die Dauer mit dem Status eines Provisoriums nicht zufrieden sein. So wurde Bonn Bundeshauptstadt, und die meisten glaubten in den 70er und 80er Jahren, dass das Provisorium von Dauer sein werde. Auch die Stadtväter von Bonn dürften diesem Irrtum erlegen sein (wer war es nicht?), da sie noch kurz vor dem Umzugsbeschluss große Bauvorhaben wie die Museumsmeile begannen.

Adenauer wurde manchmal vorgeworfen, dass er sich selbst zum ersten Bundeskanzler gewählt habe. Tatsächlich war eine einzige Stimme im Bundestag für seine Wahl ausschlaggebend. Aber was für eine pseudo-mora-

lische Kritik! Sich selbst zu wählen ist im politischen Geschäft ausgesprochen legitim, fast zwingend, wenn man an sich glaubt und sich selbst für die beste Wahl hält.

Einige Redewendungen waren typisch für ihn. Er pflegte zu sagen: „Meine Herren, die Laje ist ernst“, um dann doch eine Lösung zu finden. Als ihm jemand zum achtzigsten Geburtstag gratulierte und der Hoffnung Ausdruck verlieh, er möge 100 Jahre alt werden, erwiderte er: „Man soll der Jüte Jottes keine Jrenzen setzen!“

Adenauer war ein zäher und geschickter Verhandler. Legendär ist sein Betreten des eigentlich dem amerikanischen Hohen Kommissar MacCloy vorbehaltenen roten Teppichs, als er diesem im September 1949 seinen ersten Besuch als Bundeskanzler der Bundesrepublik Deutschland machte. Er wollte damit zeigen, dass Deutschland nun ein protokollarisch gleichwertiger souveräner Staat sei. Bei seinem Besuch in Moskau im Jahr 1955 gelang es ihm, die letzten deutschen Kriegsgefangenen in Russland, es waren knapp 10.000, freizubekommen. Das Bild, wie er und die Heimkehrer, die ihn gleich begleiten durften, bei der Ankunft auf dem Flughafen „Nun danket alle Gott“ anstimmten, war bewegend.

Adenauer trieb gegen den Widerstand seines für seine Sparsamkeit berühmten Finanzministers Schäffer die Wiedergutmachung mit Israel voran und schloss das Luxemburger Abkommen mit Israel ab. Mit Premierminister David Ben Gurion verband ihn eine Freundschaft.

Wie auch mit de Gaulle. Mit ihm beendete er die sogenannte „Erbfeindschaft“ zwischen Deutschland und Frankreich, die über Jahrhunderte immer wieder im Krieg gelegen und in den beiden Weltkriegen traumatische Erfahrungen gemacht hatten. Das Deutsch-Französische Abkommen von 1963, der „Elysée-Vertrag“, krönte die

deutsch-französische Annäherung. Es war aber nicht unumstritten, da die „Atlantiker“ mit ihrem Exponenten, dem Außenminister Gerhard Schröder, fürchteten, er würde die Bindung zu den USA lockern.

Nachfolger Adenauers war Wirtschaftsminister *Ludwig Erhard*, ein fülliger, Zigarre rauchender Professor aus Franken, der „Vater des Wirtschaftswunders“. Adenauer hatte mit allen Mitteln verhindern wollen, dass er sein Nachfolger wurde, da er ihn für nicht geeignet hielt. Doch wurde er es von 1963 bis 1966. Es war nicht die glanzvollste Zeit. In Erinnerung geblieben ist er vor allem als erfolgreicher Wirtschaftsminister von 1949 bis 1963. Sein Name war mit der „Sozialen Marktwirtschaft“ verbunden, deren Erfinder er zwar nicht war, die er aber politisch umsetzte. Er war für uns nicht nur ein Begriff, sondern auch die zweite prägenden Politikerfiguren jener Zeit. Er tat uns aber auch leid, weil er trotz aller Erfolge später von Adenauer so demontiert wurde. Er hatte er nicht die Härte Adenauers und war auch nicht der Mann der politischen Tricks. Sein 1957 erschienenes Buch „Wohlstand für alle“ enthielt ein Versprechen, das er eingelöst hat, so gut das in dieser pauschalen Art möglich war.

Als es den Deutschen in den 60er Jahren wirtschaftlich so gut ging, dass sie beim Konsum die Zurückhaltung der früheren Jahre fallen ließen, wandte sich Erhard gegen diesen Trend. Dieser widersprach auch, wie ich glaube, seinem bescheidenen Naturell. Seine Mahnung „Maß halten“ wurde zum geflügelten Wort, manchmal natürlich auch verfremdet durch das Bild eines Bayern, der eine Maß Bier in der Hand hielt.

Ich glaube, das Bild auf der nächsten Seite spiegelt ganz gut die Gründe für Erhards Appell „Maß halten“ wider. Es zeigt 20 Jahre nach dem Krieg, zum Ende von Erhards Kanzlerschaft, zur Schau getragenen Reichtum und das

Selbstbewusstsein wohlhabender Deutscher in Nerz und Dreiteiler. Zu der bei der Ausstellungseröffnung rauchenden Dame will ich mich, später selbst Autor eines „Benimmbuchs“, gar nicht äußern; Frau Pappritz wäre entsetzt gewesen.



Ausstellungseröffnung von *Emil Nolde – Graphik*, Deutsche Botschaft, Goethe-Institut Rom, 1. Februar 1966

Erster Mann im Staat, aber politisch viel weniger einflussreich als der Bundeskanzler, war der Bundespräsident. Erster Bundespräsident von 1949 bis 1959 war *Theodor Heuss*, „Papa Heuss“, eine geliebte und geachtete Integrationsfigur, ein kultivierter schwäbischer Professor, der sein „Viertel“ und eine Zigarre liebte. Er verkörperte als erster Vorsitzender der nach dem Krieg neu gegründeten FDP den liberalen Geist Deutschlands und warb erfolgreich für die neue Bundesrepublik.

Sein Nachfolger wurde *Heinrich Lübke*, über den wegen seiner gegen Ende der zweiten Amtszeit erkennbaren Verkalkung viele Witze gemacht wurden; der Verfall seiner geistigen Kräfte ist heute noch fast sprichwörtlich. Von ihm, oder ihm in den Mund gelegt, sind die Ausdrücke „Equal goes it loose“ oder „Meine Damen und Herren, liebe Neger“. In Madagaskar soll er eine Rede mit der Begrüßung „Sehr geehrter Herr Präsident, sehr verehrte Frau Atananarivo“ (das ist der Name der Hauptstadt) begonnen haben. In Helmstedt begann er seine Rede mit „Liebe Bürger von...“, wusste dann aber nicht mehr, wo er war, flehte: „Nun helfen Sie mir doch!“ und fuhr erst fort, als ihm der Name der Stadt hundertfach entgegenschallte.

Es gab zum Ende von Lübkes Amtszeit sogar eine Schallplatte, in der alle seine Versprecher aufgenommen waren. Sie wurde bald verboten, es gibt sie aber heute wieder. Ich habe sie mir einmal angehört, doch bald beschämt aufgehört. Einem mitfühlenden Menschen bleibt bei ihr das Lachen in der Kehle stecken. Vor allem dann, wenn man selbst in das Alter kommt, in dem einem zunehmend Namen nicht einfallen. Entschlossen, fit und in vielen Sprachen bewandert war seine Frau Wilhelmine, die ihm half und notfalls leitete, sodass man gegen Ende seiner Amtszeit auch einmal vom „Wilhelminischen Zeitalter“ sprach.

Bei einem Staatsbesuch in Togo ließ sich Lübke auf dem Hinflug einen Verband am rechten Arm anlegen, um dem dortigen Machthaber, der den Vorgänger hatte ermorden lassen, nicht die Hand schütteln zu müssen. Das war eigentlich sehr sympathisch und zeigt seine etwas biedere Ehrlichkeit. Schauen wir uns um: Wem alles schütteln heute deutsche – und andere – Politiker nicht die Hand! Egal, wie viel Blut an ihnen klebt.

Lübke war in seiner ersten Amtszeit durchaus erfolgreich und arbeitet gut mit Adenauer zusammen. Insbesondere in Afrika war er beliebt, da er bei seinen Staatsbesuchen meistens Überbringer von Entwicklungshilfe war. Dafür wurde er so bekannt, dass er sogar Eingang in mein erstes juristisches Staatsexamen fand, 1969, also noch am Ende seiner Amtszeit. Die Frage lautete: „Bundespräsident Lübke fliegt zu einem Staatsbesuch nach Afrika. Die Bundesregierung gibt ihm mit auf den Weg, er könne 10 Millionen DM Entwicklungshilfe zusagen. Begeistert von der Freundlichkeit seiner Gastgeber sagt er 50 Millionen zu. Ist die Bundesregierung nun zur Zahlung von 50 Mio. verpflichtet? Die Antwort ist nein; es handelt sich um einen „hinkenden“ völkerrechtlichen Vertrag, da die notwendige Ermächtigung fehlt.

Politisch viel virulenter war die Frage, ob Lübke im Dritten Reich als Mitarbeiter einer Wohnungsgesellschaft und als Bauleiter an dem Bau von Baracken in Konzentrationslagern beteiligt war. Die Anschuldigung kam von der DDR und wurde schon deshalb aus Prinzip erst einmal abgebugelt. Die Sache ließ sich nie aufklären, auch deshalb nicht, weil diese Art von Baracken auch außerhalb von Konzentrationslagern Verwendung fand, der Produzent also nicht notwendigerweise wusste, wozu sie gebraucht wurden. Aber etwas vom Makel, mit den Nazis dubiose Geschäfte gemacht zu haben, blieb an Lübke hängen.

Sein Nachfolger war von 1969 bis 1974 *Gustav Heine-
mann*. 1950 war er als Bundesinnenminister wegen der
Wiederbewaffnung zurückgetreten, im Kabinett der Gro-
ßen Koalition unter Kurt Georg Kiesinger wurde er 1966
Justizminister. Er war das erste SPD-Mitglied auf dem
Stuhl des Bundespräsidenten und damit Wegbereiter der
sozialliberaler Koalitionen (1969-1982). Ein eher purita-
nisch strenger Mann. Mein Vater erzählte, dass er bei ei-
nem Besuch allen, vom Gärtner bis zum Fahrer, zum Ab-
schied die Hand gedrückt habe, nicht aber der angetreten-
en Institutsleitung. Ein für Politiker, die volkstümlich
und sozial erscheinen wollen, allerdings ein auch heute
nicht unübliches Verhalten.

Der erste Außenminister der Bundesrepublik Deutschland
war *Heinrich von Brentano*. Er folgte Konrad Adenauer,
der bis 1955 das Amt des Außenministers neben seinem
Amt als Bundeskanzler ausgeübt hatte, und blieb es bis
1961. Brentano trat nicht weiter in Erscheinung, setzte
aber treulich die Außenpolitik Adenauers um. Seine Ho-
mosexualität wurde in der Presse zwar nicht thematisiert,
war aber allgemein bekannt. Sie störte Adenauer anschei-
nend nicht. Auf sie angesprochen sagte er nur: „Dat is mir
eja, solange er mich nit anpackt“.

In der Rückschau war das für Brentano eine enorme Be-
lastung, weil Homosexualität nach §175 StGB bis in die
70er Jahre strafbar und von Brentano somit in seiner gan-
zen Amtszeit erpressbar war. Mein Onkel Dietmar war
auch sonst kein Fan von ihm und zitierte gerne seine Ant-
wort auf die Frage, was er bei einem Atomangriff gegen
den Fall-out tun würde: „Dann halte ich mir die Aktenta-
sche über den Kopf“.

Nachfolger Brentanos als Außenminister wurde der schon
erwähnte „Atlantiker“ *Gerhard Schröder*, ein hochge-
wachsener, energischer Mann leicht britischer Prägung,

etwas distanziert und mit eigenem Kopf. Er hatte in den Kabinetten Adenauer und Erhard von 1961 bis 1966 durch Errichtung von Handelsvertretungen in den Warschauer Pakt-Staaten eine gewisse Öffnung nach Osten eingeleitet. 1966 wurde er in der Großen Koalition auf den Posten des Verteidigungsministers abgeschoben; Brandt wurde Außenminister. Er kandidierte 1969 als Bundespräsident und erhielt – bei einer Bundesversammlung von rund 800 Personen – nur sechs Stimmen weniger als Heinemann. Mein Vater hatte ihn als Innenminister (1953-1961) kennen- und schätzen gelernt. Er war der Exponent des evangelischen Flügels in der CDU. Religionszugehörigkeit spielte damals durchaus eine Rolle.

Innenminister mit nicht ganz so feinem britischem Auftreten wurde dann der CSU-Politiker *Höcherl* (1961-65). Sein Ausspruch, seine Beamten könnten ja nicht den ganzen Tag mit dem Grundgesetz unter dem Arm herumlaufen, wurde berühmt. Damit kommentierte er den Vorwurf, das Bundesamt für Verfassungsschutz habe befreundeten Diensten unerlaubter Weise Protokolle in Deutschland abgehörter Telefongespräche weitergegeben. Er muss meinem Vater einmal so derb gekommen sein, dass dieser daran dachte, das Innenministerium zu verlassen. Leute wie Höcherl wurden aber anscheinend gebraucht; von 1965 bis 1969 war er Landwirtschaftsminister.

Hohes Ansehen genoss *Finanzminister Fritz Schäffer* (1949-1957). Er war für seinen „Schäffer-Turm“ bekannt, in dem er die Steuergelder „hortete“, also für die Sparsamkeit, mit der er die Finanzen verwaltete. Familienminister von 1953 bis 1962 war der CDU-Politiker Franz-Josef *Wuermeling*. Der von ihm eingeführte Ausweis für kinderreiche Familien hieß dementsprechend „Wuermeling-Pass“. Es sorgte immer wieder für Heiterkeit, wenn man von einem kinderreichen Familienvater sagte: „Der hat einen Würmeling“.

Gewicht, und das nicht nur körperlich, hatte *Franz-Josef Strauß*, später Parteivorsitzender der CSU, bayerischer Ministerpräsident und 1980 Kanzlerkandidat der CDU/CSU. Er war von 1953 bis 1962 in verschiedenen Funktionen Mitglied in allen Kabinetten Adenauers. Strauß war ein großer Rhetoriker, ein Meister des Schachtelsatzes, aus dem er immer wieder herausfand. Wegen seiner Hemdsärmeligkeit und seiner bajuwarischen Art war er sehr umstritten, wegen seiner Intelligenz und politischen Durchsetzungskraft aber auch anerkannt. In Erinnerung ist er mir auch dafür, dass er einmal Brieftasche und Pistole bei einer Prostituierten in New York vergaß (oder sie ihn bestahl). Interessant, interessant. Das ging natürlich durch die Presse.

Das politische Gespür verließ Strauß aber 1962 im Zuge der „Spiegel Affäre“. Als Verteidigungsminister ließ er den Spiegel-Redakteur Conrad Ahlers in Spanien verhaften, weil der über die Bundeswehr den Artikel „Bedingt abwehrbereit“ geschrieben hatte. Er nannte dies einen „Abgrund von Landesverrat“ und sorgte dafür, dass auch der Spiegel-Chefredakteur Rudolf Augstein einige Monate in Untersuchungshaft kam.

Das war eine Überreaktion. Der Bundesgerichtshof lehnte die Eröffnung eines Strafverfahrens gegen Ahlers ab, da die Beweise hierfür nicht ausreichten. Die Grenzen der Pressefreiheit wurden damals juristisch diskutiert und festgelegt. Die „Spiegel-Affäre“ hatte eine ernste Regierungskrise in der letzten Amtszeit Adenauers zur Folge, mit Rücktritten der FDP-Minister und Bildung eines neuen Kabinetts ohne Strauß. Sie erschütterte die Bundesrepublik und weckte, wenn auch gebremst, das Interesse von uns Schülern. Strauß hat sie nur vorübergehend geschadet. Er wurde später in der Großen Koalition erfolgreicher Finanzminister, im Gespann „Plisch und Plum“

mit dem ebenso erfolgreichen SPD-Wirtschaftsminister Karl Schiller.

Kanzler der Großen Koalition (1966-1969), die erst nach meiner Schulzeit begann, war *Kurt Georg Kiesinger*. Er hatte den Spitznamen „König Silberzunge“, so schön konnte er reden. Er war ein Schwabe, man hörte es deutlich, und von 1958 bis 1966 Ministerpräsident in Baden-Württemberg gewesen. Die große Mehrheit der CDU und SPD in der Großen Koalition im Bundestag ermöglichte die Verabschiedung umstrittener Gesetze wie der Notstandsgesetze. Sie führte wegen der – viel stärker als heute ausgeprägten – Schwäche der parlamentarischen Opposition aber auch zur Bildung einer „Außerparlamentarischen Opposition“ (APO). Die „68er Unruhen“ fallen in Kiesingers Amtszeit. 1969 gewann die CDU zwar wieder die Wahl, doch konnten SPD und FDP eine Regierungsmehrheit unter Willy Brandt bilden.

Kiesingers nationalsozialistischen Äußerungen im Dritten Reich und seine frühe NSDAP-Parteimitgliedschaft waren ein ständiges Thema. Es gab auch entlastende Dokumente, doch der Makel blieb. 1968 ohrfeigte ihn Beate Klarsfeld vor laufenden Kameras.

Die Namen und ihre Parteizugehörigkeit zeigen schon, dass die Bundesrepublik bis zum Ende der 60er Jahre im Wesentlichen von Christdemokraten regiert wurde. In der Wahl von 1957 erreichte die CDU/CSU mit dem Slogan „Keine Experimente. Wählt CDU!“ sogar die absolute Mehrheit. Sonst war sie natürlich auf Koalitionspartner angewiesen. In den Anfangsjahren waren das heute verschwundenen kleinen Parteien, die die politische Orientierung kurz nach dem Krieg widerspiegelten.

Da gab es die Partei „Gesamtdeutscher Block / Bund der Heimatvertriebenen und Entrechteten (GB/BHE)“ und die

„Deutsche Partei (DP)“, die beide relativ weit rechts standen. Erstere trug Klientel und Programm im Namen. Die „Deutsche Partei“ war nach dem Krieg als „Niedersächsische Landespartei“ gegründet worden und kam eigentlich nur in diesem Bundesland über die 5%-Klausel. Die CDU half ihr aber durch Kandidatenverzicht in den Wahlkreisen in den Bundestag; Adenauer brauchte ihr protestantisches Wählerpotential. Er beteiligte sie, ob es nun für eine Mehrheit erforderlich oder nicht, an allen seinen Regierungen. Die bekannten Minister *Seebohm* (1949-1966 Bundesverkehrsminister) und *von Merkatz* (1957-1962 Bundesrats-, Justiz- und später Vertriebenenminister) gehörten ihr an.

Außerdem saß die FDP in fast allen Adenauer-Regierungen mit im Kabinett. Politisch bestimmende Figur in dieser Zeit – Theodor Heuss wurde nicht als Parteipolitiker wahrgenommen – war *Erich Mende*, genannt „der schöne Erich“. Seine Frau, so wurde erzählt, weckte ihn morgens mit den Worten: „Aufstehen. Erich, Karriere machen!“ Er war Ritterkreuzträger. Das zog damals noch, und die FDP war damals ziemlich schneidig. So wurde auch gelegentlich darauf hingewiesen, dass der spätere FDP-Außenminister und Bundespräsident Walter Scheel Nachtjäger (also Pilot im Nachtjagdgeschwader der Luftwaffe) gewesen war.

In die Bundestagswahl von 1961 machte die FDP eine Regierungsbeteiligung davon abhängig, dass Erhard statt Adenauer Bundeskanzler werde. Adenauer setzte sich aber innerhalb der CDU durch, woraufhin die FDP einen Rückzieher machte. Das war der Beginn des Rufs der FDP als „Umfallerpartei“. Mende trat allerdings nicht in das Kabinett Adenauer ein.

Er wurde später von 1963 bis 1966 Vizekanzler und Bundesminister für Gesamtdeutsche Fragen in beiden Kabinetten Erhard. Als Gegner der Ostverträge, die von seinem Nachfolger im Parteivorsitz, *Walter Scheel*, maßgeblich mitgestaltet wurden, trat Mende später aus der FDP aus und in die CDU ein. Anschließend erwarb er sich dadurch einen eher dubiosen Ruf, dass er Deutschland-Manager des „IOS – Investors Overseas Services“ des Amerikaners Bernie Cornfeld wurde, der 1971 pleiteging. Schon damals wollte man als Politiker anschließend gerne Geld verdienen.

Und die SPD? Sie war bis 1966 in der Opposition und bekam in der bürgerlich-konservativen Nachkriegsära zumindest im Bund keinen Fuß auf den Boden. Dabei hatte sie einen charismatischen Vorsitzenden, den scharfzüngigen *Kurt Schumacher*, einen erklärten Gegner der Nazis – er hatte 10 Jahre im KZ gesessen – und der Kommunisten. Er hatte als Kriegsfreiwilliger im Ersten Weltkrieg einen Arm verloren und starb schon 1952. Seine Assistentin war die spätere Bundestagspräsidentin Annemarie Renger.

Ihm folgte der glücklose *Erich Ollenhauer*. Trotz zweier Kandidaturen wurde er nie Bundeskanzler und blieb Zeit seines politischen Lebens blieb Oppositionsführer. Als solcher war er aber in der Presse präsent und auch uns Schülern ein Begriff. Unter seiner Ägide verabschiedete die SPD 1959 das Godesberger Programm. In ihm lehnte sie die Zentralverwaltungswirtschaft ab, bekannte sich zur „sozialen Marktwirtschaft“ und befürwortete die Westintegration und die Wiederbewaffnung. Durch diese politische Kehrtwende löste sie sich von dem Ruf des sozialistisch-kommunistischen Bürgerschrecks, der ihr anhing, und bewegte sich in die politische Mitte. Das ermöglichte die Große Koalition unter dem CDU-Bundeskanzler *Kurt Georg Kiesinger* und ab 1969 bis 1982 die Regierungen Brandt und Schmidt.

6. Stoff für Illustrierte

Gewisse glamouröse Ereignisse deutscher Außenpolitik bekamen wir natürlich mit, und sei es nur aus den Zeitungen. Es handelte sich dabei vor allem um die Mitte der 50er Jahre beginnenden Staatsbesuche.

Den Anfang machte im November 1954 Kaiser Haile Selassie von Äthiopien, der „einen Hauch von Exotik in das beschauliche Bonn brachte“, wie die Zeitungen schrieben. Ein Kollege und Freund meines Vaters, Reinhard Dullien, der später erster Präsident des Bundeskriminalamts wurde, bekam vom Negus das Angebot, die Polizei in Äthiopien aufzubauen. Reinhard Dullien schaute sich das einmal an, winkte dann aber ab.

1955 folgten der Schah von Persien und Kaiserin Soraya. Sie wurden in der Villa Hammerschmidt, dem Dienstsitz des Bundespräsidenten zwischen Koblenzer Straße und Rhein, empfangen. Man sah wieder Abendkleider, Schmuck, Fräcke und Orden. Die Illustrierten fanden in Kaiserin Soraya eine Lieblingsfigur, deren Schicksal die deutschen Frauen und vielleicht auch Männer bewegte. Sie war die zweite Frau des Schahs von Persien und hatte eine deutsche Mutter; ihr Vater war persischer Botschafter in Deutschland gewesen. Sie sah hinreißend aus, und es bewegte jedes mitfühlende Herz, dass der Schah sich von ihr scheiden ließ, weil sie ihm keinen Thronerben schenkte. Das tat Farah Diba, die er anschließend heiratete. Die Zukunft sollte allerdings zeigen, dass es vergebliche Liebesmüh zum Erhalt der Dynastie gewesen war.

Der Schah besuchte Deutschland 1967 erneut, diesmal mit Farah Diba, und jetzt gab es einen prunkvollen Empfang in Schloss Augustusburg in Brühl. Die Fortsetzung dieses Staatsbesuchs in Berlin war allerdings schrecklich. Am 2. Juni gingen die sogenannten „Jubelperser“, weitgehend regimetreue Perser und Mitglieder des persischen

Geheimdienstes, mit Knüppeln und Totschlägern gegen Berliner Studenten vor, die gegen die Verletzung der Menschenrechte in Persien demonstrierten. Die deutsche Polizei blieb untätig bzw. wandte sich schließlich gegen die Studenten. Dabei wurde der Student Ohnesorg durch den Schuss des Polizeibeamten Kurras getötet. Das war das Fanal zur „68er Revolution“.

Von der Gesellschaft ersehnte Pracht entfaltete schließlich auch der Besuch der englischen Königin Elizabeth II mit Prinz Philip im Jahr 1965. Vor der wunderschönen barocken Treppe von Balthasar Neumann im Schloss Augustusburg in Brühl fand die Begrüßung der Gäste statt; Bekleidungsvorschrift war natürlich „Frack mit Orden, Abendkleid.“ Die Bilder vermittelten der Bevölkerung den Eindruck, dass man wieder an frühere Größe, wenn auch nur protokollarisch, angeknüpft hatte.

Gebannt – zumindest wenn wir beim Friseur oder Arzt die Illustrierten lasen – verfolgten wir die Romanze zwischen der hinreißenden Grace Kelly, die wir doch alle mindestens vom Film „12 Uhr mittags“ kannten, mit dem weitaus weniger bekannten Fürsten Rainier von Monaco. Sie endete 1956 in eine Traumhochzeit und trug Grace Kelly später den Namen „Gracia Patricia“ ein.

Eine andere Amerikanerin, Jacqueline („Jackie“) Kennedy, die nach der Ermordung ihres Mannes in Dallas 1963 zu einer Art Ikone geworden war, verlor diesen Status allerdings schnell, als sie „Ari“ Onassis heiratete. Schon seine Affäre mit der weltberühmten Sängerin Maria Callas war in den Illustrierten genau verfolgt worden.

Eine der Lieblingsfiguren der Regenbogenpresse traf ich einmal sogar selbst. Es war Anna Anderson, die behauptete, Anastasia, die jüngste Tochter des 1917 mit seiner Familie in Jekaterinburg ermordeten Zaren Nikolaus II. zu sein. Sie war 1920 nach einem Selbstmordversuch aus

dem Landwehrkanal in Berlin gefischt worden und hatte ganz erstaunliche Kenntnisse des Lebens am Zarenhof. Sie prozessierte sich durch alle Instanzen, um an das Vermögen der Romanoffs zu kommen, das in der Bank von England lag, verlor aber auch in letzter Instanz vor dem Bundesgerichtshof. Sie konnte ihren Anspruch nicht hinreichend beweisen.

„Anastasia“ lebte zunächst im Schwarzwald und heiratete 1968 Professor Manahan, einem Geschichtspräsidenten an der University of Virginia in Charlottesville, an der ich 1970/71 studierte. Dort traf ich sie, da mein dort lebender Onkel Eddy sie kannte. Er war in Darmstadt aufgewachsen. Dorther stammte auch die letzte Zarina, und deshalb war Nikolaus II Ehrenoberst des Dragonerregiments, zu dem sich Eddy 1914 freiwillig gemeldet hatte. Er geriet bald bis 1917 in russische Kriegsgefangenschaft in Sibirien, aus der er während der Revolutionswirren fliehen konnte. Kurz, er hatte alle Voraussetzungen, von Anastasia zu einem Weihnachtsessen eingeladen zu werden, zu dem er mich mitnahm. Als Anastasia hörte, dass ich Jurist sei, wollte sie sich gleich meiner Dienste versichern, um ihre Ansprüche weiter zu verfolgen. Leicht entsetzt lehnte ich mit der Begründung ab, ich hätte noch nicht das Zweite Staatsexamen.

VIII. Auseinandersetzung mit der Vergangenheit

1. Geschichtsunterricht

Wenn man heute die Leute hört, hat man den Eindruck, als seien das Dritte Reich und seine Verbrechen vor 1968 praktisch totgeschwiegen wurden. Das ist nicht richtig. Die Verbrechen des Nazi-Regimes wurden uns in der Schule nicht erspart. Wenn die jüngste deutsche Vergangenheit im Geschichtsunterricht zu behandeln war, war das Schuljahresende zwar meistens schon bedenklich nahe. Zumindest in der Oberstufe reichte die Unterrichtszeit aber für das Dritte Reich aus.

Am 22.2.1960 vermerke ich in meinem Tagebuch: „Einen Film über Hitlers Aufstieg gesehen“. Am 6. April desselben Jahres bekam ich Alan Bullock's „Hitler“ geschenkt, das damalige Standardwerk über Hitler, 800 Seiten stark. Es steht heute noch in meinem Bücherschrank. Es war uns im Geschichtsunterricht empfohlen, wenn nicht sogar aufgegeben worden, und ich habe es von vorne bis hinten gelesen. Ich erinnere mich an die grauenhaftesten Fotos von Konzentrationslagern, zusammengetriebenen Juden und zum Beispiel an dieses Bild, auf dem ein Wehrmachtsangehöriger, die Pistole am ausgestreckten Arm, einen Juden über einem Massengrab erschießt.

Es ist also Ignoranz oder (typische?) Selbstüberschätzung der „68er“, wenn die ergrauten Vertreter dieser Generation heute für sich in Anspruch nehmen, mit der Auseinandersetzung mit dem Dritten Reich begonnen zu haben. Ich habe 2012 in diesem Sinne einen Leserbrief an der FAZ geschrieben. Ein Mann antwortete mir, er habe in den 50er und 60er Jahren in seiner Schule im Harz nichts von den Verbrechen im Dritten Reich und dem Holocaust gehört. Da kann ich den guten Mann nur bemitleiden, entweder wegen des dortigen Schulsystems oder

weil er gerade Mumps hatte, wie unser Direktor Schröder zu sagen pflegte, als die Verbrechen des Dritten Reichs durchgenommen wurden.

Es gab Filme wie „Nacht fiel über Gotenhafen“ über das Schicksal der „Wilhelm Gustloff“ und „Rosen für den Staatsanwalt“, wo thematisiert wurde, wie NS-belastete Männer in der Bundesrepublik wieder in Amt und Würden kamen. „Wir Wunderkinder“ mit Hansjörg Felmy und Johanna von Koczian tat das ebenfalls auf heitere Weise, aber doch mit klarer Botschaft. Der Film „Die Brücke“ von Bernhard Wicki zeigte die Schrecken des Krieges und die Verführung junger Deutscher, die in falsch verstandenem Heldenmut kämpften und starben. Wenn Günter Grass sagt, er habe mit seinem Buch über die Versenkung der „Wilhelm Gustloff“ („Im Krebsgang“) ein Tabuthema aufgegriffen, so ist das maßlos übertrieben und zeigt nur wieder eine seiner bekannten Erinnerungsschwächen. Wir jedenfalls hatten in unserer Jugend von dem Untergang der „Gustloff“ gehört.

Es stimmt nicht, dass es erst die Generation der 68er gewesen sei, die ihre Eltern und Großeltern der Kriegsverbrechen wegen angriff. Auch einst begeisterte Hitlerjungen der Flakhelfergeneration warfen ihren Eltern vor, Hitler zur Macht verholfen und sie im Krieg verheizt zu haben. Aber die Kritik an den Eltern hatte keinen kämpferischen, sondern einen geradezu melancholischen Zug. Die Empörung starb nicht, sie war nur scheinot. Selten in der Geschichte wurde ein Generationenkonflikt erbitterter, zorniger und zugleich selbstgerechter geführt und mit einer persönlichen Abrechnung gegen die Elterngeneration verbunden als von den Heranwachsenden von 1968 und ihren akademischen Wegbegleitern.³⁴

³⁴ Jähner, Wolfszeit, S.13, 387f., 407.

2. Entschuldigungsmuster: „Auch die anderen“ und „Es war nicht alles schlecht“

Einige wiesen darauf hin, „dass doch nicht alles schlecht gewesen sei“ im Dritten Reich. Mein drei Jahre jüngerer Schulkamerad und Kollege Andreas von Mettenheim erzählte mir, dass seine Eltern empört von einer Elternversammlung zurückkamen, auf der dieser Satz gefallen war. Immer wieder wurde da der Bau der Autobahnen durch Hitler bemüht.

Andere verwiesen entschuldigend auf andere Menschheitsverbrechen oder Völkermorde hin, etwa die Opfer stalinistischer Säuberung oder die kolonialen Verbrechen Englands. Diese durchsichtigen Manöver hatten aber keinen Erfolg, weil man, wie der Jurist sagt, Unrecht nicht durch anderes Unrecht rechtfertigen kann.

Nur vordergründig bußfertig waren die, die Ende der 40er Jahre die „Kollektivschuldthese“ vertraten. Sie besagte: „Wir alle haben uns schuldig gemacht!“ Was ehrlich und ehrenvoll klang, war aber nicht notwendigerweise auch so edel gedacht. Denn diese These verwischte die Unterschiede des Verhaltens im Dritten Reich völlig. Sie warf die schlimmsten Täter mit den harmlosesten Mitläufern in einen Topf. Sie wurde daher gerne von alten Nazis und den aktiven Verbrechern vertreten, die hofften, so leichter in der Masse der „Volksgenossen“ verschwinden zu können. Die These wird noch manchmal erwähnt, spielte aber später keine große Rolle mehr.

Auch halte es für ein durchsichtiges Manöver, dass man – damals wie heute – von „im deutschen Namen begangenen Verbrechen“ spricht. So bezieht man implizit die im Krieg besetzten und verbündete Länder in den Vorwurf des Völkermords ein. Das kann uns aber nicht entlasten, im Gegenteil. Ohne uns hätten sie es nie getan. Aber diese Formulierung ist anscheinend bis heute gut

für die deutsche Seele. Denn sie zeigt eine gewisse Distanz. Wenn die Verbrechen nur im deutschen Namen ausgeführt wurden, war man persönlich ja nicht beteiligt. Wie abwegig.

Ebenso geht es fehl, auf die anderen Länder als Mitschuldige zu zeigen, weil sie keine Juden aufgenommen haben, als diese verfolgt wurden. Ronald S. Lauder, der Präsident des Jüdischen Weltkongresses, schreibt in der FAZ vom 28.1.2020 zu Recht, dass es Deutschland und Österreich waren, die dieses „unfassbar Böse“ verursacht hatten.³⁵

³⁵ Es stimmt, ist aber keine Entschuldigung, dass die ganze Welt die europäischen Juden im Stich ließ, als sie um einen Zufluchtsort baten. Bei der Konferenz von Evian 1938, in der auf Initiative der USA ein Zufluchtsort für 500.000 deutsche Juden gefunden werden sollte, nahm nur die kleine Dominikanische Republik zwei Schiffe mit Juden auf. Der Grund war ein zwiefacher und zwiespältiger. Trujillo wollte einen Mord an 30.000 haitianischen Gastarbeitern vergessen machen. Und er wollte die „Rasse verbessern“. Welch eine bittere Ironie. Nach dominikanischem Verständnis hieß das, die Hautfarbe möglichst aufzuhellen. Die Dichterin Hilde Domin hat sich aus Dankbarkeit der Dominikanischen Republik gegenüber ihren Künstlernamen gegeben.

Als ich 1986-89 Botschafter in der Dominikanischen Republik war, habe ich noch viele Nachkommen dieser jüdischen Flüchtlinge kennengelernt. Ich lud sie einmal mit ihren dominikanischen Ehefrauen und Ehemännern zu einem Empfang in Sosua ein; einige der ursprünglichen Flüchtlinge lebten noch. Ihnen ist die Entwicklung des dominikanischen Tourismus zu verdanken ist, der in Sosua und Puerto Plata seinen Anfang nahm. Auf dem Friedhof in Santo Domingo fand ich noch viele Grabsteine mit Inschriften wie „Geboren 1881 in Leipzig, gestorben 1961 in Santo Domingo“.

3. Die „Bewältigung“ der Vergangenheit

Wie ging der Staat mit der Vergangenheit um? Natürlich distanzierte er sich aufs Schärfste von ihr. Doch gleichzeitig war es ein offenes, auch öffentlich diskutiertes Geheimnis, dass alte Nazis wieder in hoher Position in Verwaltung, Justiz und an den Universitäten saßen. Wie sollte es auch anders sein, wenn ein ganzes Volk, teilweise sogar begeistert, zwölf Jahre lang auf ein Regime und auf eine Politik eingeschworen gewesen war. Hier wurden die Karrieren gemacht, in der Zeit wurde studiert und Professionalität eingeübt. Die dadurch geschaffene Gemeinsamkeit wurde durch den Krieg erhärtet, in dem man sich gemeinsam gegen einen Feind von außen verteidigen musste. Der Krieg, und selbst ein Angriffskrieg (der Alte Fritz hat es vorgemacht), schweißte alle zusammen, in Anstrengung und Leid. Hinzu kam dann noch das gemeinsame Leid des Verlusts und .die gemeinsame Not der Nachkriegszeit

Am Ende des Krieges waren unter den 80 Millionen Deutschen etwa 8,5, andere sagen 10 Millionen NSDAP-Parteimitglieder. Es waren alles Erwachsene, die überwiegend im öffentlichen Dienst tätig gewesen sein dürften. Denn hier hatte sich, sie müssen ja gar nicht alle fanatische Nazis gewesen sein, eine Parteimitgliedschaft für die Karriere aus. Nach dem Krieg werden sie sich überwiegend in der Bundesrepublik Deutschland befinden haben. Diese hatte 1950 50 Millionen Einwohner hatte; der übliche Prozentsatz von ihnen war unter 18 Jahren. Ein öffentliches Leben, die öffentliche Verwaltung, die Justiz, das Universitätsleben – sie alle waren ohne Rückgriff auf das ausgebildete Personal der Nazizeit gar nicht zu machen. Wen wundert es daher, dass Adenauer, auf die alten Nazis in Justiz und Verwaltung angesprochen, sagte: „Ich schütte kein schmutziges Wasser weg, bevor ich nicht sauberes habe.“

Rund drei Viertel der Richter an allen Gerichten, vom Amtsgericht bis zum Bundesgerichtshof, waren, um einmal ein Beispiel zu nennen, schon im Dritten Reich als Juristen tätig gewesen. Nicht alle müssen Nazis gewesen sein. Aber die Wahrscheinlichkeit spricht doch für einen hohen Anteil. *„Vor allem im Bereich der Justiz, der Sicherheitsbehörden, der Medizin und der Hochschulen wimmelte es von einstigen Regimetreuen, die ihre alten Funktionen im Staat wieder aufnahmen und munter die Karriereleiter emporkletterten.“*³⁶

Es war ja nicht so wie nach der Wiedervereinigung 1990, als man in den ostdeutschen Bundesländern auf ein Reservoir idealistischer Juristen und Verwaltungsleute aus der alten Bundesrepublik zurückgreifen konnte. Natürlich gab es hier auch solche, die sich im Osten eine Karriere erhofften, die sie in den alten Bundesländern nicht hätten machen können. Aber wie dem auch sei: Es gab Ersatz für die, die dem alten Regime noch verbunden waren. Nicht so nach 1945, zumindest nicht in ausreichendem Maße.

Ein in der Presse viel diskutierter Fall war Hans Globke. Adenauer wollte nicht auf seine Dienste als Chef des Bundeskanzleramts verzichten, obwohl bekannt war, dass er im Dritten Reich die Rassengesetze mitverfasst und kommentiert hatte. Adenauer hielt aber eisern an ihm fest.

So wurde Globke zum „Prototyp“ des Nazis, der in der jungen Bundesrepublik Deutschland in verantwortungsvollen Positionen weiterbeschäftigt wurde. Dabei bleibt festzuhalten, dass er unter Adenauer keine braune Politik gemacht hat, sondern loyal, effizient und erfolgreich am

*³⁶ Jähner, Wolfszeit, S.398.

Aufbau der demokratischen, den Menschenrechten verpflichteten Bundesrepublik Deutschland mitgewirkt hat. Wie die meisten anderen alte Nazis auch, sei es Opportunismus oder späte Einsicht. Für das Auswärtige Amt ist das von einer – eher überkritisch eingestellten – Historikerkommission bestätigt worden.³⁷

Nur ehemalige Richter und Staatsanwälte machten da eine Ausnahme, auf die ich noch zuspähen kommen werde. Der Marinerichter und spätere Ministerpräsident Baden-Württembergs, Filbinger, sprach noch in den 70er Jahren aus, was viele – rechtspositivistisch denkende – Richter zu ihrer Verteidigung dachten: „Was damals Recht war, kann heute doch nicht Unrecht sein“.

Bekannt war und berüchtigt wurde Eduard Dreher, im Dritten Reich Staatsanwalt an einem Sondergericht, in der Bundesrepublik Verfasser eines bekannten Strafrechtskommentars und Unterabteilungsleiter im Justizministerium. Er sorgte durch eine Gesetzesnovelle noch 1968 trickreich dafür, dass die meisten Verbrechen der Nazis verjährten, ohne dass der Gesetzgeber das so richtig mitbekam.³⁸

³⁷ Conze et al., Das Amt und die Vergangenheit, S.622: „Der Diplomatische Dienst, der sich nach 1951 in Westdeutschland entwickelte, war von Anfang an fest in das demokratische System eingebunden. Dies war angesichts der hohen personellen Kontinuität zwischen altem und neuem Amt nicht selbstverständlich. Der Generationenwechsel hat dazu...zweifelloes wesentlich beigetragen. ... (Aber) auch große Teile des alten Personals brachten die grundsätzliche Bereitschaft zur Revision ihrer politischen Grundannahmen und Überzeugungen mit.“

³⁸ Das dürfte inzwischen mehr oder weniger erwiesen sein. Das unter seine Ägide ausgearbeitete Einführungsgesetz für Ordnungswidrigkeiten (!) bestimmte im Gegensatz zu früher, dass die Strafe bei Beihilfe zwingend nach den Vorschriften des

Wir waren als Jugendliche noch viel naiver als die Abgeordneten zehn Jahre später und glaubten weitgehend, was Bundesregierung und Eltern sagten. Vor allem glaubten wir nicht an die „kommunistische Propaganda der DDR“, wenn wir sie überhaupt so richtig mitbekamen.

Denn seit 1956 veröffentlichte die DDR zehn Jahre lang regelmäßig Informationen über die NS-Vergangenheit von Westdeutschen in Führungspositionen. Sie gründete dazu den „Ausschuss für deutsche Einheit“ (ADE) unter Albert Norden, dem Chef-Propagandisten der DDR. Der veröffentlichte eine Reihe von Broschüren, in denen Beamte und Richter genannt wurden, die an Kriegsverbrechen und „Blurteilen“ beteiligt gewesen waren.³⁹

Versuchs zu mildern sei, wenn die persönlichen Merkmale, die beim Täter die Strafbarkeit begründen, beim Teilnehmer nicht vorliegen. Das klingt kompliziert und ist es auch. Bei einer Bestrafung wegen Mordes musste nun (zum Beispiel) das Merkmal „niedrige Beweggründe“, das den Rassenhass erfassten, auch beim Teilnehmer vorliegen. Das war aber in den meisten Fällen schwer nachzuweisen. So fiel beim Teilnehmer die (durchaus erwiesene) Beihilfe zum Mord aus der Kategorie des Strafmaßes „lebenslänglich“ heraus und in die des Totschlags hinein. Der aber war bereits verjährt.

³⁹ In seiner ersten Broschüre *Nazi-Richter im Bonner Dienst* nannte Norden (unter anderem) 39 Richtern und Staatsanwälten, die in Kriegsverbrecher-Akten aus den Niederlanden, Polen und der Tschechoslowakei verzeichnet waren. 1957 erschien die Broschüre *Gestern Hitlers Blutrichter – Heute Bonner Justiz-Elite*. Sie führte Todesurteile und ihre Begründung auf, die Namen und Hinrichtungsdaten der Opfer und vor allem die Namen und – damaligen wie aktuellen – Ämter der Täter. Das Material war unangreifbar. Es stammte aus Akten des Reichsjustizministeriums, des Volksgerichtshofs, der Oberreichsanwaltschaften und der Sondergerichten der NS-Zeit.

Das alles wurde damals aber als miese kommunistische Propaganda abgetan. Es gab eine Gemengelage zwischen Kommunistenfurcht, politischer Aversion und altem, sagen wir doch: rechtspositivistischem Denken. Den baden-württembergische Ministerpräsidenten Filbinger, den Hochhuth einen „furchtbaren Juristen“ nennen durfte, habe ich bereits zitiert. Er hatte noch nach Kriegsende im britischen Gefangenenlager nach damaligem, aber offensichtlich überholtem Militärstrafrecht einen Matrosen wegen „eines hohen Maßes von Gesinnungsverfall“ zu sechs Monaten Gefängnis verurteilt, weil der „Ihr Nazi-hunde, Ihr seid schuld an diesem Krieg“ gesagt hatte.

Also lehnte es Bundesjustizminister Hans-Joachim von Merkatz 1956 und 1957 schon wegen der Herkunft der Information strikt ab, Ermittlungen gegen die genannten Juristen einzuleiten. Die Länderregierungen trafen daraufhin eine Absprache, keine strafrechtlichen Ermittlungen anzustreben und nur bei öffentlichen Nachfragen vereinzelt Disziplinarverfahren einzuleiten.

Aber in Deutschland regte sich dennoch Kritik. Die Wanderausstellung „*Ungesühnte Nazijustiz*“ zeigte 1959 bis 1962 Dokumente über Justizverbrechen, die von 1933 bis 1945 im Deutschen Reich und den besetzten Gebieten verübt worden waren. Die Bundesregierung versuchte, sie zu boykottieren, doch ohne Erfolg. Sie wurde ohne staatliche Unterstützung in zehn bundesdeutschen und einigen ausländischen Universitätsstädten gezeigt. Hauptautor war der Westberliner Student Reinhard Strecker, Veranstalter waren örtliche studentische Gruppen, meist

1965 kam dann das „*Braunbuch über Kriegs- und Naziverbrecher in hohen Positionen in der Bundesrepublik und in West-Berlin*“. Es enthielt Namen von über 1800 Nationalsozialisten und Kriegsverbrechern in westdeutschen Führungspositionen.

Mitglieder des Sozialistischen Deutschen Studentenbundes (SDS).

Jetzt wissen wir, dass alle diese die Informationen weitgehend stimmten. Es ist kaum vorstellbar, dass das Bonner Entscheidungsträgern verborgen blieb. Doch erst 2005, er war der erste, gab Joschka Fischer Historikern den Auftrag, die Vergangenheit eines Ministeriums, des Auswärtigen Amts, wissenschaftlich zu erforschen. 2012 setzte auch das Bundesjustizministerium eine unabhängige wissenschaftliche Kommission ein, die den Umgang des Ministeriums mit seiner NS-Vergangenheit erforschte und dokumentierte. Und Strecker für seine Ausstellung „Ungesühnte Nazijustiz“ Lob zollte.

Es war nicht nur der Kalte Krieg, der es der Bundesregierung erlaubte, den Mantel des Schweigens über die meisten Naziverbrechen zu breiten. Die alten Nazis, viele von ihnen in einflussreiche Positionen, trugen das Ihre dazu bei. Aber nicht nur die. Es gab neben den alten auch neue Loyalitäten, von Menschen, die völlig unverdächtig waren, Nazis gewesen zu sein.

Da gab es der Fall Max Merten. Er war im Krieg als Kriegsverwaltungsrat Chef der Wehrmachtsverwaltung im nordöstlichen Griechenland mit Sitz in Thessaloniki gewesen. In dieser Funktion erpresste er von der jüdischen Gemeinde von Thessaloniki ein hohes Lösegeld dafür, dass jüdische Zwangsarbeiter, die die harte körperliche Arbeit beim Straßenbau nicht aushielten, nach Hause zurückkehren durften. Einige Monate später wurden sie mit allen anderen 55.000 Juden Thessalonikis nach Auschwitz gebracht. „Ohne die Hilfe der Militärverwaltung wäre das nicht möglich gewesen“, wie ausdrücklich erwähnt wurde. Eine Anklage gegen Merten in Deutschland verlief im Sande, da er, inzwischen Rechtsanwalt und sicher mit Adresse bekannt, nicht zum Termin erschien.

Anscheinend völlig ohne Unrechtsbewusstsein beschloss Merten Ende der 50er Jahre, Urlaub in Griechenland zu machen. Da hatte er doch eine so schöne Zeit verlebt! Das fanden die Griechen aber nicht. Sie verhafteten ihn als Kriegsverbrecher und verurteilten ihn 1959 zu 25 Jahren Gefängnis.

Das rief die Bundesregierung auf den Plan. In solchen Fällen versuchte sie, Deutsche vor Verurteilungen und Haft im Ausland zu bewahren. Aber nicht nur sie übte Druck auf die griechische Regierung aus, Merten freizulassen. Auch der spätere Justizminister und Bundespräsident Heinemann machte sich für Mertens Begnadigung bzw. Entlassung nach Deutschland stark. Der griechische Ministerpräsident Konstantinos Karamanlis, dem sehr an guten Wirtschaftsbeziehungen zu Deutschland gelegen war, gab dem Druck nach. Merten kehrte nach Deutschland zurück und erhielt vom deutschen Staat eine Entschädigung für die in Griechenland erlittene Haft.

Nun war Heinemann seit seinem Rücktritt als Innenminister geradezu ein Inbild strenger Moral und kompromisslosen Einstehens für die persönliche Überzeugung. Im Dritten Reich hatte er für die Bekennende Kirche gearbeitet. Was hatte ihn dazu veranlasst, für einen Kriegsverbrecher tätig zu werden? Den Prozess in Griechenland hatte er sicher verfolgt, den Strafvorwurf kannte er also. Der Grund dürfte gewesen sein, dass Merten mit ihm 1951 die „Gesamtdeutschen Volkspartei“ gegründet hatte. Das verband.

Was immer der Grund gewesen sein mag: Das Ganze ist ein Lehrstück dafür, wie die Bundesregierung Kriegsverbrecher im Ausland schützte und im Inland nicht verfolgte. Zudem zeigt die Geschichte ein – heute völlig überraschendes – mangelndes Unrechtsbewusstsein nach dem Krieg, sowohl seitens einiger Kriegsverbrechers als

auch führender, der Nähe zum Hitler-Regime völlig unverdächtiger Personen.

Ein erstes wirkliches, wenn auch spätes Fanal, dass man die Verbrechen der Nazizeit ernsthaft aufarbeiten wollte, war der erste Auschwitz-Prozess in Frankfurt im Jahr 1963, der von hessischen Generalstaatsanwalt Fritz Bauer gegen politischen Widerstand geradezu erkämpft werden musste. Es war ein zwanzigmonatiges Mammutverfahren mit rund zwanzig Angeklagten, von denen sechs zu einer lebenslangen Haftstrafe verurteilt wurden. Ich muss allerdings gestehen, dass er mir aus meiner Schülerzeit nicht in Erinnerung geblieben ist.

Spannender war da schon der Eichmann-Prozess in Jerusalem im Jahr 1961, zumal ihm die Entführung Eichmanns aus Argentinien vorausgegangen war. Zu ihm war Hannah Arendt als Beobachterin geschickt worden. Angesichts der Person Adolf Eichmanns prägte sie damals den Begriff von der „Banalität des Bösen“, der ihr später als Verharmlosung ausgelegt und zum Vorwurf gemacht worden war. Zu Unrecht. Denn wenn das Böse nicht mehr Ausnahmezustand ist, sondern ganz banales Handeln, dann ist man tief in das Böse eingetaucht.

In einer Hinsicht war die Bundesregierung von Anfang an bereit, sich der Vergangenheit zu stellen, auch wenn es etwas kostete. Bei der finanziellen Wiedergutmachung für die Opfer des Holocaust. Das war Außenpolitik. Ehrliches schlechtes Gewissen, um nicht zu sagen, Entsetzen vor dem, was man getan hatte, und der Wunsch, den neuen Partnern die Umkehr zu beweisen, dürften ausschlaggebend gewesen sein. Das war ein Thema der öffentlichen politischen Diskussion. Es ging dabei auch um die Unterstützung israelischer Politik. Das war weitgehend unbestritten. Eine große Diskussion erhob sich erst, als unter Erhard deutsche Waffenlieferungen an Israel

dazu führten, dass alle arabischen Staaten die diplomatischen Beziehungen zu der Bundesrepublik Deutschland abbrachen und die DDR ihre Chance witterte, international anerkannt zu werden.

Wie sehr mich das alles während meiner Schulzeit bewegte? Wenig. Ich fühlte mich gut aufgehoben in einem festgefügteten Staat, der die Nazizeit hinter sich gelassen hatte und einer Zeit der Menschenrechte, Demokratie und hoffentlich des Friedens entgegenstrebte. Natürlich war es völlig verpönt, über Juden Witze zu reißen. Es wäre damals auch undenkbar gewesen, Juden auf der Straße anzupöbeln oder anzugreifen.

Auf einem anderen Blatt steht, dass scherzhaft gemeinte Bemerkungen auf den Sprachgebrauch des Dritten Reichs zurückgriffen. Wie zum Beispiel „Das hat der Führer nicht gewollt“ oder „Das ist mir ein innerer Reichsparteitag“. Aber das war harmlos. Heute versteht es wahrscheinlich kaum noch einer von den Jungen.

Vor allem war es die Zeit des Abiturs, des Beginns des Studiums, der ersten Liebe. Man könnte ein Buch darüber schreiben, wie spurlos nationale und weltpolitische Ereignisse an einem vorbeigehen, weil man frisch verliebt ist oder anderes im Kopf hat. Ich stelle das (selbst heute noch) mit einer gewissen Beschämung bei meinen Tagebucheinträgen fest. Sie betreffen meinen kleinen Kosmos. Es müssen schon Ereignisse großer Tragweite sein, um Eingang in mein Tagebuch zu finden. Und manchmal denke ich, und so kommen wir wieder zum Thema zurück, dass das mit den Menschen im Dritten Reich auch so war.

Immerhin war ich persönlich so verschreckt von dem, was wir Deutschen den Juden angetan hatten, dass ich wie versteinert war, als ich die ersten Israelis traf. Das geschah beim Studium in Genf 1965, genau genommen

bei dem vorgeschalteten Sprachkurs „Cours des vacances“, wo ich bei einer Familie zusammen mit anderen Kursteilnehmern wohnte. Zu ihnen gehörte völlig unerwartet auch ein israelisches Geschwisterpaar. Erst langsam stellte ich aufatmend fest, dass sie mich ganz natürlich und freundlich behandelten und nicht als bösen Deutschen ansahen.

1993 saß ich als Gesandter in Dänemark bei einem Essen neben Herrn Melchior, dem Rabbi der jüdischen Gemeinde in Kopenhagen. Sein Vater hatte im Krieg die Flucht der dänischen Juden nach Schweden (mit)organisiert. Als ich hörte, wer er war, war plötzlich mein Appetit weg und ich fragte ihn, wie es denn sei, plötzlich neben einem Vertreter des Tätervolks zu sitzen. Er bemerkte meine Befangenheit, lachte nur und sagte: „Mein lieber junger Freund, ich weiß sehr wohl zwischen den Tätern und der jungen Generation zu unterscheiden, die damit nichts zu tun hat.“

Dennoch verwundert nicht, dass Deutsche, die in den 90er Jahren in Kopenhagen lebten, in Bus und Bahn nicht ihre Muttersprache sprachen, um nicht als Deutsche erkannt zu werden. Dänemark war im April 1940 von den Deutschen besetzt worden; das spielte im Bewusstsein einiger Dänen auch 50 Jahre später eine große Rolle. Mir als Diplomat war das natürlich versagt. Ich hatte zu beweisen und für die Tatsache zu werben, dass sich Deutschland gewandelt hatte.

„Der Holocaust gehört zur Identität der Deutschen“, sagte Bundespräsident Köhler am 2. Februar 2005 bei seinem ersten Besuch in Israel in der Rede vor der Knesset. Ich hatte mich bei der letzten Besprechung dieser Rede, dieser Satz war gerade von ihm eingefügt worden, über 30 Minuten gegen diese Formulierung gewehrt. Ich

sagte, der Holocaust gehöre nicht zur DNA meiner Kinder, und wollte ein „historisch“ vor „Identität“ einsetzen. Aber ich hatte keinen Erfolg. Der Satz wurde dann der in der Presse der am häufigsten und absolut zustimmend zitierte der ganzen Rede. So kann man danebenliegen. Die Erfindung des Begriffs „Menschen mit Nazi-Hintergrund“ Anfang 2021 für alle Deutschen, die keinen Migrationshintergrund haben, bestätigt mich allerdings in meiner Skepsis. Wir tragen eine historische, keine persönliche Last.

4. „Saubere Wehrmacht“

Der Holocaust und die Nazis waren das eine. Der Zweite Weltkrieg und der Blick auf die Wehrmacht das andere. Für das erste war die SS zuständig gewesen, hieß es, aber doch nicht die Wehrmacht! In diesem Glauben wuchsen wir auf.

Kein Wunder. Denn die gesamte Erwachsenengeneration war damals im Krieg gewesen. Millionen Soldaten waren im Krieg gefallen und wurden von ihren Familienbetrauert. Sie hatten ihre Pflicht getan. Die Verteidigung des Vaterlandes konnte doch nicht schlecht gewesen sein! Nur die wenigsten werden an Kriegsverbrechen beteiligt gewesen sein; sie schwiegen natürlich. Die meisten glaubten nur, was sie im Krieg selbst gesehen hatten, mit all dem Leid, aber auch der Disziplin, dem Mut und der Kameradschaft. Es war eine gemeinsam überstandene Gefahr. Wer wollte einen dunklen Schatten auf das Andenken der Toten werfen?

Dennoch war es anders als nach dem Ersten Weltkrieg. Dieser hatte, *„so mörderisch er gewesen war, immerhin Stunden des Jubels geschenkt mit Glockenläuten und Siegesfanfaren. Und als unheilbare militärische Nation fühlte sich Deutschland durch die zeitweiligen Siege in seinem Stolz gesteigert“*.⁴⁰ Damals hieß es: „Im Felde unbesiegt!“ Allerdings nicht aus ehrlichem Stolz, sondern weil die Generäle, sprich Hindenburg und Ludendorff, so das Odium des verlorenen Krieges den Politikern zuschieben wollten, die sie vorher inständig gebeten hatten, den Krieg durch einen Friedensschluss zu beenden.

Nach dem Zweiten Weltkrieg gab es kaum Stolz auf die „verlorenen Siege“, wie Feldmarschall von Manstein

⁴⁰ Zweig, Die Welt von Gestern, S.359

sein Buch über die von ihm geführten Schlachten betitelte. Denn es war ein Krieg für ein verbrecherisches Regime gewesen. Deutschland hatte die Welt im Dritten Reiche in den Abgrund seiner Seele blicken lassen, einen Abgrund, vor dem jetzt allen selbst schauderte. Es gab nichts, worauf man stolz sein konnte. Na ja, vielleicht doch das militärische Handwerk. Das ist ein Zwiespalt, der die Bundeswehr noch bis heute bewegt. So war das Buch von Manstein ein großer Verkaufserfolg. Doch nur unverbesserliche Militaristen waren stolz darauf, der Welt militärisch so lange getrotzt zu haben. Eigentlich gab es nur Entsetzen, Trauer, Scham und Katzenjammer.

Die Nürnberger Prozesse, in denen die Anklage neben Völkermord auch auf Vorbereitung eines Angriffskriegs lautete, der Kellogg-Pakt von 1928 hatte einen solchen verboten, wurden vielfach als Siegerjustiz abgetan. Dass der Krieg verloren war, wurde als bitter empfunden. Erst 1985 konnte Bundespräsident von Weizsäcker die bedingungslose Kapitulation eine Befreiung von der Nazi-Herrschaft nennen.

Für uns Kinder waren die Trümmergrundstücke auf dem Schulweg und die Kriegsversehrten auf der Straße im Gegensatz zum Holocaust real. Einige hatten auch ihre Väter verloren. Damit war für uns der Krieg ein präsent Thema. Da wollten wir Jungens natürlich von Heldentaten unserer Väter im Krieg hören. Doch zumindest ich bekam nur wenige Antworten, und wenn, dann solche mit skeptisch-zivilem Tenor. Manche Lehrer erzählten ein bisschen vom Krieg. Aber es waren meistens harmlose, unkriegerische Erlebnisse. Selbst so friedliebende Kinder wie ich verschlangen die „Landser“-Hefte über tapfere und anständige deutsche Soldaten im Krieg, die auch gelegentlich diesen miesen SS-Leuten die Stirn boten. Für mich waren das Abenteuergeschichten wie andere auch.

Eine der Geschichten, die mein Vater gelegentlich erzählte, war die, dass er zu Anfang des Krieges in Frankreich als Brillenträger im offenen Aufklärungsflugzeug, in dem ihm in großer Höhe die Brille vereiste, Fotos machen sollte. Das war der Qualität der Fotos nicht zuträglich, und so wurde er zur Artillerie versetzt.

Dem Feind hatte er anscheinend nie Aug' in Aug' gegenübergestanden, wie ich mir das als Kind so vorstellte. Er war allerdings bei Beginn des Krieges schon 36 Jahre alt und damit nicht die erste Wahl für einen Fronteinsatz. Die blauen Bohnen hat er anscheinend nur pfeifen gehört, als er auf dem Rückzug die Nase davon voll hatte, immer schräg auf einem Deckung bietenden Abhang zu gehen, sondern auf dem Kamm der kleinen Erhebung weiterlief. Bis auf ihn geschossen wurde und der Feldweibel ihn mit den Worten „Sind Sie wahnsinnig, Herr Oberleutnant“ wieder zum Runterkommen bewegte. Eine interessante Studie darüber, wie wenig (oder wie viel) es an Unbequemlichkeit braucht, um sein Leben in Gefahr zu bringen.

Abschließend erzählte er noch, dass er in den letzten Kriegstagen auf der Flucht vor den Russen mit vielen anderen Soldaten auf dem östlichen Elbeufer in einer kilometerlangen Schlange stand, um nach Wegwerfen der Waffen über eine Pontonbrücke in amerikanische Kriegsgefangenschaft zu gehen. Aufregend, aber keine Heldentat. Interessanter war schon eher die Tatsache, dass er als Gerichtsoffizier einen angeklagten Soldaten verteidigt und freibekommen hatte. Immerhin.

Nach Kriegsverbrechen habe ich meinen Vater, wie sicher meine Schulkameraden auch, schon deshalb nicht gefragt, weil wir alle von der „sauberen Wehrmacht“ ausging. Zwar sahen wir Fotos von Erschießungen von Zivi-

listen durch Wehrmichtsangehörige; eines habe ich beschrieben. Auch waren uns die Namen Oradour und Lidice bekannt. Aber wir hielten das für isolierte Einzelfälle. Ja, natürlich die SS, aber doch nicht die anständige Wehrmacht!

Erst zum Ende des Jahrhunderts, als ich beruflich mit Griechenland zu tun hatte, lernte ich, dass es auch in anderen Ländern Oradours und Lidices gegeben hatte. Viele sogar. In Griechenland hießen sie Klavryta, Distomo, Kommeno, Lingiades und Paramythia, um nur einige zu nennen. Etwas davon hätte man schon 1986 ahnen können, als dem österreichischen Bundespräsidenten Waldheim zumindest Mitwisserschaft an Kriegsverbrechen auf dem Balkan nachgewiesen wurde.

Aber erst einige Jahre danach, 1995, räumte die Wehrmichtsausstellung endgültig mit dem Mythos der „sauberen Wehrmacht“ auf. Angeregt und kuratiert war sie von Hannes Heer, der im Asta der Uni Bonn Vorsitzender des dortigen SDS, des „Sozialistischen Deutschen Studentenbundes“ war, als ich 1966 bis 1969 dort studierte. Er war zwar nicht gerade mein Typ, aber eines muss man Hannes Heer und dem SDS lassen: Sie haben 1959 mit der Ausstellung „Ungesühnte Nazijustiz“ und 1995 mit der „Wehrmichtsausstellung“ den Finger in die Wunde gelegt und ein überfälliges schmerzhaftes Umdenken angestoßen. Ich habe die Wehrmichtsausstellung gesehen. Es waren schreckliche Bilder. Nach kurzer Zeit konnte man am Galgen baumelnde Zivilisten und vor ihnen stehende Wehrmichtsangehörige nur noch mit Überwindung sehen.

Bis zu diesem Zeitpunkt wurden aber Wehrmichtsverbrechen kaum angeklagt. Ich weiß es von Griechenland, wo eine große Anzahl Kriegsverbrechen begangen wurden. Nur in Distomo war es die SS; in allen anderen Orten

Griechenlands waren es die Gebirgsjäger, die sich immer noch für ihre edle Kriegsführung feiern. Hermann Frank Meyer gibt seinem Buch über Kriegsverbrechen in Griechenland nicht umsonst den Titel „Blutiges Edelweiß“.

Was taten denn dann die Gerichte? Gab es keine deutschen Kriegsverbrecherprozesse? Kaum einen. Das schließt daran an, was ich oben zu den Richtern sagte, die durch das Dritten Reich und den Krieg geprägt waren. Die Tötung von Zivilisten, Frauen und Kindern in sogenannten „Sühneaktionen“ in Griechenland wurde von den Gerichten als unvermeidbarer, zumindest nicht vorwerfbarer Nebeneffekt der Kriegsführung bezeichnet und aus diesem Grund schon von den Staatsanwaltschaften nicht verfolgt. Der einzelne Soldat konnte sich auf den Befehl eines im Krieg gefallenen Offiziers berufen; der Begriff „Befehlsnotstand“ war mir selbst als Gymnasiasten schon geläufig. Nur eine in Griechenland begangene Tat kam zur Anklage – mit dem Ergebnis, dass der Angeklagte aus Mangel an Beweisen freigesprochen wurde.

Kirsten Boie schildert in ihrem Buch „Dunkelnacht“, wie am 28. April 1945 im oberbayerischen Penzberg sieben Gemeinderatsmitglieder auf Befehl des Gauleiters von den Soldaten eines durchziehenden deutschen Regiments erschossen wurden, weil sie die friedliche Übergabe an die heranrückenden Amerikaner planten. Der Kommandeur des Regiments wurde 1946 dafür zum Tode verurteilt, im Revisionsverfahren 10 Jahre später aber freigesprochen. Er hatte nach Ansicht der Richter nur Befehle ausgeführt und damit ihre Pflicht getan. Der Richter der ersten Instanz quittierte daraufhin seinen Dienst⁴¹

⁴¹ Kirsten Boie, *Dunkelnacht*, S.118.

Erst 50 Jahre später besann man sich dieser Taten. So saß mir im Jahre 2008, als ich Botschafter in Athen war, plötzlich ein Mann der Ludwigsburger Behörde zur Verfolgung von Nazi- und Kriegsverbrechen gegenüber und fragte, ob noch Kriegsverbrechen aufzuarbeiten sei. Ich sagte ihm, er komme befremdlich spät. Jetzt sei es nicht mehr die Zeit. Er erhob sich enttäuscht.

5. Die Eltern

Die meisten von uns, die wir damals Kinder waren, werden das Gefühl haben, ihre Eltern zu wenig gefragt zu haben. Es gab so viele Fragen, nicht nur nach den Heldentaten im Krieg. Sondern auch danach, was die Eltern von Hitler gehalten hatten, ob man nicht gesehen habe, wohin seine Politik führte, nach ihrer Mitgliedschaft in der Partei und nach dem Ergebnis der Entnazifizierung. Hatten sie nicht gesehen, dass die Juden ihrer Gesellschaft, ihre Berufskollegen, ihre Nachbarn ausgegrenzt wurden? Hat es sie nicht revoltiert, dass Juden den Judensterne tragen mussten, zwangsweisen einen zweiten, typisch jüdischen Vornamen bekamen und vom öffentlichen Leben ausgeschlossen wurden?

Solche Fragen wurden gestellt, aber wenige und sicher nicht bohrende. Ich jedenfalls habe nur selten nachgehakt. Nie habe ich gefragt, was meine Eltern empfunden haben, als gute Freunde, eigene und die ihrer Eltern, plötzlich mit dem Judensterne herumlaufen mussten. Heute sage ich mir, dass das doch auf der Hand gelegen hätte. Aber wir waren als Kinder und später als Jugendliche nicht so kritisch erzogen worden wie die heutige Jugend. Wir hatten auch weniger Detailkenntnis als heute. Und natürlich konnten wir uns nicht vorstellen, dass unsere liebevollen Eltern, die auf Anständigkeit, Rücksichtnahme, Mitgefühl, Hilfsbereitschaft und Wohlverhalten so viel Wert legten, hierin in der Vergangenheit selbst gefehlt haben könnten.

Mein Vater hielt die Nazis für Proleten und war schon deshalb nicht Mitglied der NSDAP. Das fiel ihm vergleichsweise leicht. Er war als Syndikus, also Rechtsberater, der Hermes Kreditversicherungsanstalt beruflich keinem staatlichen Druck ausgesetzt. Er brauchte nicht

der Partei beizutreten, um Karriere zu machen oder seinen Job zu behalten. Dann war er im Krieg 6 Jahre lang Soldat. Er wurde nach dem Krieg als „entlastet“ eingestuft.

Von Widerstandshandlungen meines Vaters habe ich nichts gehört. Einmal soll er sich 1944 in einer Abendgesellschaft eine Lippe riskiert und sich kritisch zum Ausgang des Krieges geäußert haben. Das erzählte eine Bekannte für mich völlig überraschend viele Jahre nach dem Krieg; es muss sie beeindruckt haben. Alle hätten den Atem angehalten, denn das sei „Wehrkraftzersetzung“ gewesen. Doch nichts passierte; es war wirklich eine Gruppe von Freunden gewesen.

Meine Mutter war Kindergymnastiklehrerin. Als solche musste sie der berufsständischen NS-Organisation „Glaube und Schönheit“ beitreten. Sie wurde deshalb, obwohl absolut unpolitisch, nach dem Krieg als „Mitläuferin“ eingestuft. Darüber machte sich mein Vater später gerne lustig. Er legte gegen die Entscheidung Widerspruch ein mit dem Argument, dass die Mitgliedschaft zwangsweise erfolgt sei und meine Mutter keinerlei Funktionen innegehabt hatte. Er hatte Erfolg.

Von der Vergangenheit der Väter meiner Klassenkameraden habe ich kaum etwas gehört. Das war nicht Gesprächsthema unter uns. Manches lasen wir natürlich in der Presse. Auf das Beethoven-Gymnasium ging der Sohn von Theodor Oberländer, der als Vertriebenenminister von 1953 bis 1960 in den Kabinetten Adenauers saß. Ende der 50er Jahre wurde in der DDR wegen der Ermordung mehrerer tausend Juden in Lemberg ein Prozess gegen ihn angestrengt, der mit einem Todesurteil endete. Ein Gericht in der Bundesrepublik sah hingegen die Vorwürfe als nicht begründet an. Adenauer hielt anfangs an ihm fest, doch dann trat Oberländer „mit Erreichung

der Altersgrenze“ 1960 zurück. Es war einer der großen Skandale der Adenauer-Ära.

Von meinem Freund Christian Pauls, um einmal ein positives Beispiel zu nennen, erfuhr ich, dass sein Vater, Major und Ritterkreuzträger, an der Ostfront einen Befehl zum Durchhalten bis zum Schluss dadurch missachtet hatte, dass er das Funkgerät zerstören ließ und dann seine Leute aus dem Kessel führte, wobei er einen Arm verlor. Pauls wurde später – obwohl Ritterkreuzträger – erster und sehr erfolgreicher Botschafter in Israel, ebenso in China, war also einer der damals bekanntesten Diplomaten.

Der Vater meines Volksschul-Klassenkameraden Michael Altenburg war im Krieg „Bevollmächtigter des Reichs“ in Athen, wie die Botschafter in den besetzten Gebieten damals genannt wurden, also einer meiner Vorgänger. Das allerdings las ich erst viel später im Kommissionsbericht „Das Amt und die Vergangenheit. Deutsche Diplomaten im Dritten Reich und in der Bundesrepublik“ (2010). Er war einerseits Diplomat alter Prägung und hielt sich bei angeordneten Zwangsmaßnahmen in Griechenland zurück. Andererseits fuhr er dem Generalkonsul in Thessaloniki, Schönberg, der die Vernichtung der jüdischen Gemeinde in Thessaloniki vorantrieb, nicht in die Parade. Konnte er vielleicht auch nicht. Im Kommissionsbericht kommt er ganz gut weg.

Das nur als wenige Beispiele dafür, dass natürlich alle Familien eine Vergangenheit im Dritten Reich hatten, eine ehrenvolle, eine schlechte oder, wie wahrscheinlich die meisten, eine ganz banale mit dem Versuch, sich zu arrangieren. Wie jemand sagte: „Wir waren nur darauf konzentriert zu überleben“.

6. Die Lehrer

Natürlich hatten auch unsere Lehrer eine Vergangenheit im Dritten Reich, Nur wenige waren uns bekannt.

a) Dr. Anton Henseler

Von unserem Musiklehrer Dr. Anton Henseler habe ich schon gesprochen. Er hatte 1930 eine bahnbrechende Dissertation über Jacques Offenbach geschrieben. Da dieser Komponist Jude gewesen war, und weil sich Henseler dem politischen und ideologischen Druck der Nazis nicht beugen wollte, brach seine vielversprechende Universitätslaufbahn mit der Machtergreifung ab. Sein Buch wurde 1933 öffentlich verbrannt. Er musste sich nach anderen Berufen umsehen, wurde Musiklehrer an verschiedenen Bonner Einrichtungen und veranstaltete eine Konzertreihe mit Werken kurfürstliche Hofkomponisten und ihrer Zeitgenossen, denen sein besonderes Interesse galt.

Auch nach dem Krieg konnte er nicht mehr an seine Universitätslaufbahn anknüpfen und wurde Lehrer am Beethoven-Gymnasium. Ich denke, ich liege nicht ganz falsch, wenn ich vermute, dass die alten braunen Seilschaften an der Universität noch funktionierten. So wie ich ihn kannte, war er vermutlich auch nicht sehr geschickt in der Geltendmachung seiner Ansprüche.

Das war gut für uns Schüler. Doch entsprach die Tätigkeit als Musiklehrer in einem Gymnasium sicher nicht seinen wissenschaftlichen Ambitionen und Fähigkeiten. Er starb früh und völlig überraschend mit 62 Jahren, kurz nach unserem Abitur und bevor er sein Werk über die Bonner Musik-, Theater- und Literaturgeschichte vom 16. bis zum 19. Jahrhundert vollenden konnte.

Er war ein Beispiel dafür, wie man im Dritten Reich durch die schlichte Wahl eines Fachs oder Berufs, und

wenn man dann auch noch aufrecht zu seiner Überzeugung stand, gravierende berufliche Nachteile erleiden konnte.

b) Dr. habil. Heinrich Otto (Hatto) Schröder

Unser Lateinlehrer, Dr. phil. habil. Heinrich Otto (Hatto) Schröder, seit 1962 Direktor des Beethoven-Gymnasiums, Jahrgang 1906, hatte seine Universitätskarriere ganz anders gepflegt als „Bibi“ Henseler. Er hatte im Dritten Reich, das kann man wohl zumindest sagen, seine Karriere fest im Blick und passte sich der politischen Entwicklung an.

Frau Schröder schickte mir viele Jahre nach dem Abitur Unterlagen, die beweisen sollten, dass ihr Mann kein Nazi gewesen sei. Anscheinend hatte es, mir war das nicht bekannt, entsprechende Vorwürfe gegen ihn gegeben. Erst durch die Erinnerungen seiner Frau Marianne habe ich einen Einblick in sein Leben erhalten.⁴²

Schröder war von 1937-1945 Mitglied der NSDAP, 1933-1945 SA-Mitglied, 1933-1945 Mitglied im NS-Lehrerbund und 1939-1945 Mitglied des Nationalsozialistischen Dozentenbundes (NSDoB). 1944 war er sieben Monate lang „Nationalsozialistischer Führungsoffizier“ (NSFO) seiner Einheit. Weiter war er, aber das waren unwichtige oder karitative Mitgliedschaften, 1938-1945 Mitglied im VDA (Volksbund für Volkstum in Deutschland), seit 1933 Mitglied bei der Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt, (NSV), und seit 1936 im Opferring der NSDAP, der zur regelmäßigen Sammlung von Spenden gegründet worden war.⁴³

⁴² Marianne Schröder, *Ein bewegtes Leben (1916-1970)*, Privatdruck 2003

⁴³ Marianne Schröder, *Ein bewegtes Leben*, S.201.

Schauen wir einmal, was diese Anhäufung von Mitgliedschaften bedeutet. Die Mitgliedschaft in der NSDAP ist nicht unbedingt Ausdruck verwerflicher nationalsozialistischer Gesinnung. Das ist unter Historikern inzwischen unbestritten. Es konnte nationalsozialistische Überzeugung sein, aber auch beruflicher Opportunismus oder sogar – für Menschen im Widerstand – Täuschung zum Schutz vor Verfolgung. Als Mitglied Nr. 5.575.471 gehörte Schröder auch nicht gerade zu den ersten Parteimitgliedern.

Die Mitgliedschaft im NS-Lehrerbund mag eine berufsständische Mitgliedschaft gewesen sein, zu der man entweder gezwungen war oder die man annahm, um keine beruflichen Nachteile zu erleiden.

Bei einer anderen Mitgliedschaft stand im Zweifel das Karrieredenken im Vordergrund. Der Nationalsozialistische Dozentenbund (NSDoB) hatte laut Wikipedia das Ziel, auf Berufungen und Stellenbesetzungen an den Universitäten Einfluss zu nehmen. Ihm gehörte 1938 etwa ein Viertel der deutschen Hochschullehrer an. Die Zielsetzung des NSDoB war nach den Worten seines damaligen Präsidenten: „Neben der parteilichen Gesinnung, dem erkennbaren Willen und der Befähigung, die Jugend im nationalsozialistischen Geist zu erziehen, sollte vor allem die „Rassenfrage“ ein maßgeblicher Faktor im Hochschulwesen werden.“

Sowohl Schröder als auch seine Frau erklären diese Mitgliedschaft damit, dass er selbst politische Verfolgung habe fürchten müssen, da er den Nazis als praktizierender Katholik verhasst gewesen sei. Er habe auch deshalb um seine Karriere bangen müssen, weil er zwei jüdischen Hörer, die der Universität verwiesen worden waren, zu Hause – als das bekannt wurde, sogar nachts – auf das Staatsexamen vorbereitet habe.

Überraschend ist die Tatsache, dass Schröder von 1933 bis 1945 SA-Mitglied im Range eines „Sturmmanns“ war. Für einen humanistisch gebildeter Menschen, als den wir ihn kennengelernt haben, und für einen Menschen, der, wie Schröder immer wieder schrieb und von kirchlicher Seite auch bestätigt bekam, fest und tief im katholischen Glauben verwurzelt war, muss ein solches Ausflug in das Landsknechtstum der damaligen Zeit eigentlich fremd und abstoßend gewesen sein.

Was Schröder nach dem Krieg wirklich in Schwierigkeiten brachte, war die Tatsache, dass er im als Hauptmann 7 Monate lang NSFO gewesen war, also „nationalsozialistischer Führungsoffizier“. Dieses in der Spätphase des Krieges geschaffene Amt diente dazu, wie in einem Entastungsschreiben steht, „im nazistischen Geist der allgemeinen Ablehnung des Nationalsozialismus entgegenzuwirken, für den unbedingten Kriegsrausch Propaganda zu betreiben und den Pessimismus in Optimismus zu verwandeln“. Schröder übernahm 1944 dieses Amt. Nach eigener Aussage hatte ihn der systemkritischer Divisionskommandeur GM Ronnicke gerade deshalb darum gebeten, weil Schröder kein fanatischer Nazi war. Aus diesem Grund konnte er, wie er schrieb, das Amt auch nicht ablehnen. Die zunächst nur kommissarische Ernennung wurde von der Partei wegen politischer Unzuverlässigkeit nicht bestätigt, wie Schröder schrieb. Doch brachte ihm dieses Amt 1946/47 eine mehrmonatige Untersuchungshaft bei den britischen Besatzern ein, bis er aufgrund von 21 Zeugenaussagen aus Kirche und Bekanntenkreis aus der Haft entlassen und als „entlastet“ eingestuft wurde.⁴⁴

⁴⁴ Marianne Schröder, *Ein bewegtes Leben*, S.91

Er selbst schreibt zu seiner Einstellung zum Nationalsozialismus: *„Durch meinen Beitritt zur NSDAP und einzelnen ihrer Gliederungen habe ich mir nicht Vorteile persönlicher oder beruflicher Art erwerben wollen, noch erworben. (...) Mein Beitritt diente nur der Abwehr der mir angedrohten, sachlich völlig ungerechtfertigten Entfernung aus meinem Amt aus politischen Gründen mit ihren schwerwiegenden persönlichen Folgen. (...) Abstammung, Tradition des Elternhauses, geistige Atmosphäre der näheren und weiteren Verwandtschaft, Erziehung und Bildungsgang, Veranlagung und eigene Neigung haben in mir zwei Ideale groß werden lassen, die in wechselseitiger Durchdringung mein Leben beherrschten: a) die religiöse Welt des Katholizismus, und b) die geistige Welt des Humanismus und die wissenschaftliche Tradition der deutschen Universitäten. (...) So bin ich in den vergangenen 13 Jahren, innerlich unberührt von den politischen Wandlungen und geistigen Wirren der Zeit, unverändert meinem tiefsten Wesen treu geblieben.“*⁴⁵

Viele werden das heute als ziemlich dick aufgetragen empfinden. Ich tue es auch, aber so war vielleicht der Stil der Zeit. Faszinieren und vielleicht auch lehrreich ist die Ambivalenz des Lebenslaufs. Es gab natürlich immer Mischformen. Männer, die in der Bundesrepublik wichtige Positionen innehatten und später wegen ihrer Nazi-vergangenheit angegriffen wurden, etwa Oberländer und Kiesinger, konnten darauf verweisen, dass sie sich in Einzelfällen gegen die Nazipolitik gestellt oder Verbindung zum Kreis der Attentäter des 20. Juli gehabt hatten.

Auch beim Militär scheint Schröder Ehrgeiz gezeigt zu haben. Zu dem Einmarsch in das Sudetenland am 1.10.1938 ist er eingezogen worden. Das erwähnte er nie. Stolz war er aber auf seine Kriegssorden, das EK I und II,

⁴⁵ Marianne Schröder, *Ein bewegtes Leben*,

das Infanterie-Sturmabzeichen in Silber und die 1. Stufe der in Russland erworbenen Nahkampfspange, die man für tapfere Teilnahme an 15 Nahkampftagen erhielt.

Anfang April 1945 hatte er als Kampfgruppenführer nördlich der Sieg noch eine weitere Auszeichnung erhalten. Hierzu erzählte er uns, dass er als Hauptmann bei Kriegsende im „Ruhrkessel“ die schwere Entscheidung zu treffen gehabt habe, ob er einen aussichtslosen Kampf fortführen oder das Leben seine Männer schonen und kapitulieren solle. Daran, wie sie ausgefallen ist, erinnere ich mich nicht mehr. **Der die Heeresgruppe kommandierende Generalfeldmarschall Model jedenfalls schwankte bei dieser Frage und hat sich am Ende dann selbst erschossen. Schröder, der praktisch den ganzen Krieg über im Fronteinsatz war, zeigte in den Kriegsjahren für einen Mann seines Alters eine erstaunliche seelische und auch körperliche Robustheit.**

Der akademische Ehrgeiz von Schröder wäre übrigens fast in Erfüllung gegangen: Ende 1944 beantragte die Philosophische Fakultät der Uni Gießen seine Ernennung zum a.o. Professor. Die Unterlagen fielen in Berlin aber einem Bombenangriff zum Opfer. Ein erneuter Versuch ist anscheinend nicht gemacht worden.⁴⁶ 1966 wurde er zum Honorarprofessor in Köln ernannt.

Ich glaube, dass es Schröders akademischer Ehrgeiz, sein Kampfwille und die Autorität, der er ausstrahlte und der er sich spiegelbildlich aber auch unterwarf, der Grund für diese vielfältigen mitgliedschaftlichen Verbindungen zur NSDAP war. Ein treuer Sohn der Kirche war er wohl auch. Sonst wäre er nicht Direktor des Beethoven-Gymnasiums und vorher des Stiftischen Gymnasiums in Dü-

⁴⁶ Marianne Schröder, *Ein bewegtes Leben*, S.91.

ren geworden. Wie er beide Aspekte miteinander in Einklang gebracht hat, ist sein Geheimnis. Eine Erinnerung meines drei Jahre jüngeren Mitschülers Andreas von Mettenheim lautet: „Damals (1967) konnte man aufgrund einer neuen Bestimmung wählen, ob die Konfession auf dem Abi-Zeugnis erscheinen sollte. Eine Ablehnung musste gegenüber der Schulleitung erfolgen. Ein Freund übergab diese Erklärung dem Direktor Schröder, der sie mit sichtlichem Missvergnügen entgegennahm.“

c) Günther Platz

Der eine brannte vor Ehrgeiz, der andere für die Bündische Jugend. Ich spreche von Günter Platz, der zwar nicht Lehrer war, aber Betreuer im GTV. Ich habe in diesem Zusammenhang schon von ihm gesprochen. Ihn will ich in den Vergleich der Schicksale und des Verhaltens im Dritten Reich aufnehmen. Denn seine Geschichte macht deutlich: Wofür man brannte und wozu man stand, das machte im Dritten Reich den ganzen Unterschied aus.

Günter Platz, geboren 1915, war Schüler des Beethoven-Gymnasiums, in dem sein Vater Studienrat gewesen war. Später studierte er Medizin und scharte in den Jahren 1937/38 die bündische Jugend um sich, eine Jugendbewegung katholischer Prägung. Dort hatte er, abwägend und reflektierend, zumindest bis 1938 eine Führungsposition inne. Dann übernahm der fünf Jahre jüngere, impulsivere Michael Jovy, den ich später als Botschafter in Algier kennen – und bewundern – lernte, die Führung der Gruppe. Im März 1940 wurden beide verhaftet.⁴⁷

⁴⁷ Ich habe alle biographischen Daten aus Bothien, *Die Jovy-Gruppe*.

Jovy wurde wegen Vorbereitung zum Hochverrat zu einer Zuchthausstrafe von sechs Jahren verurteilt und kam in das Zuchthaus in Siegburg. Einem seiner dort verfassten Aufrufe

Platz wurde, zusammen mit Jovy, wegen „Vorbereitung zum Hochverrat“ angeklagt. Am 11. September 1941 wurde er vom Volksgerichtshof in Berlin zu einer Gefängnisstrafe von einem Jahr und sechs Monaten verurteilt, weil er die 1938 verbotene Bündische Jugend fortgeführt hatte. Seine Gefängnisstrafe galt als durch die erlittene Haft als verbüßt; er hatte 21 Monate in Untersuchungshaft gesessen.

Laut Benthien hat Platz den Vorsitzenden des Volksgerichtshofs, Volksgerichtsrat Hartmann, als fair bezeichnet. Das galt aber wohl nicht für die Schergen. Ich selbst habe Günter Platz Anfang der 60er Jahre sagen hören, er würde seinen Gefängnis-Peiniger ohne Zögern umbringen, wenn er ihn heute noch träfe.

Nach Krieg und kurzer Kriegsgefangenschaft studierte Platz zunächst weiter Medizin, übernahm dann aber eine Drogerie Ecke Bonner Talweg/Weberstraße, die er während unserer Schulzeit mit seiner Frau führte.

zum Widerstand folgten in Köln die Edelweiß-Piraten, die alle öffentlich gehenkt wurden. Jovy hat sich deshalb später große Vorwürfe gemacht. Er selbst meldete sich zum Strafbataillon 999 und setzte sich von dort zu den Amerikanern ab. Ein farbiges Leben, doch nicht einfach. Nach der Laufbahnprüfung wurde er 1955 vom Pförtner am Betreten des Auswärtigen Amts gehindert. Das Bundesamt für Verfassungsschutz hatte sich, da er vorbestraft (!) und außerdem noch Kommunist sei, gegen seine Einstellung ausgesprochen. So konnte es damals gehen. Doch das AA setzte sich über diese Bedenken hinweg. Jovy wurde 1983 von der Gedenkstätte Yad Vashem in Jerusalem als „Gerechter der Völker in der Welt“ ausgezeichnet.

d.) *Johannes Krandick*

Krandick war 1922 geboren, gehörte also dem Jahrgang an, von dem der Krieg die meisten Opfer gefordert hatte. Seinem Nachruf entnehme ich, dass er mit einem Mitschüler an Treffen und Fahrten der katholischen Jugendvereinigung „Bund Neudeutschland“ teilgenommen hatte, nachdem dieser von den Nationalsozialisten verboten worden war. Damit drohte ihm wegen „politischer Unzuverlässigkeit“ der Ausschluss vom Abitur. Nur dem Eintreten des Direktors seiner Essener Schule, Vollmann, ist es zu verdanken, dass er sein Abitur machen konnte.

7. Einordnung

Wenn man die Lebenswege von Henseler, Schröder, Krandick und Platz vergleicht, sind Bewunderung und Verwunderung ganz eindeutig verteilt. Ich frage mich manchmal, wie Henseler und Schröder in einem Lehrerkollegium miteinander umgegangen sind und was sie voneinander gedacht haben mögen.

Von den Verfassern des Kommissionsberichts über die Verstrickung der Diplomaten im Dritten Reich („Das Amt und die Vergangenheit“) wäre Schröder, ohne zu zögern und eindeutig, als überzeugter Nazi eingestuft worden. Nach ihren Kriterien war das angesichts seiner zahlreichen NS-Mitgliedschaften und vor allem wegen seiner Tätigkeit als NSFO zwingend. Zumal diese Historiker es ablehnten, auch nur einem einzigen nach dem Krieg ausgestellten „Persilschein“ Glauben zu schenken.⁴⁸

Die Historikerkommission hat allerdings auch alle Angehörigen des alten Auswärtigen Amts zu „Mittätern“ gestempelt, weil sie von der Verfolgung und Tötung der Juden „gewusst“ und diese auch „gewollt“ hatten. Das stieß mir als Juristen natürlich auf. Einmal war das „Wollen“ zweifelhaft und eine reine Annahme in Hinblick auf den „in diesen Kreisen“ herrschenden Antisemitismus. Vor allem fehlte den meisten, – wie vielen anderen, auf die die Kriterien „Wissen und Wollen“ zutrifft – die bei einem Täter notwendige Tatherrschaft. Als ich einem der Autoren, Professor Zimmermann, 2013 auf einer Tagung

⁴⁸ Das halte ich allerdings für übertrieben. Viele dieser Persilscheine werden falsch, aus Gefälligkeit oder vielleicht auch auf Gegenseitigkeit ausgestellt worden sein. Andere aber der Wahrheit entsprochen haben. Vgl. dazu (bei Interesse) mein Buch „Zuspitzungen“, S.57f.

in Tutzing auf die falsche Benutzung der juristischen Terminologie ansprach, sagte er nur: „Wie gut, dass ich Historiker bin und nicht Jurist“. Er hatte die Lacher auf seiner Seite. Ich aber das Recht (was mir in dem Moment wenig half).⁴⁹

Bernhard Schlink, der Verfasser des Romans „Der Vorleser“, nennt die robuste Herangehensweise der Historiker in einem gleichnamigen Aufsatz „Die Kultur des Denunziatorischen“.⁵⁰ Er bemängelt, dass die Verfasser des Kommissionsberichts ein Urteil über das Verhalten der damaligen Personen fällen, ohne die ihnen gegebenen Handlungsspielräume zu berücksichtigen. Er schreibt: „Sie beurteilen aus der Höhe der heutigen Moral“. Ich habe für mein Buch „Zuspitzungen“ mit ihm korrespondiert und ihm zugestimmt. Er schrieb daraufhin: „Ich fürchte, wir stehen mit unserer Ansicht auf verlorenem Posten“.

Nicht ganz. Der britische Historiker Sir Richard Evans urteilte ebenso, als er dem Bericht der Historikerkommission „einen Hauch von Hexenjagd“ bescheinigte. Die zu meist jungen 26 wissenschaftlichen Mitarbeiter und das Autorenquartett vergessen, sagt Evans, dass „der Historiker kein Staatsanwalt ist und die Geschichte kein Gerichtssaal“. Und selbst wenn sie das wäre, müsste man

⁴⁹ Auch in Bezug auf das Wegschauen vieler Deutscher beim Holocaust kann man es sich mit einer Täterschaft durch Unterlassen nicht so leicht machen. Täterschaft läge vor, wenn alle Deutschen, juristisch gesprochen, eine Garantenstellung für das Leben ihrer jüdischen Mitbürger gehabt hätten. Die aber gab es aber nicht, nur eine moralische Pflicht.

⁵⁰ „Merkur“ Nr.745, Juni 2011, S.475-485

genau differenzieren und lockere Verallgemeinerungen (sweeping generalizations) vermeiden“.⁵¹

Nun erkennt auch Schlink an, dass die moderne deutsche Geschichtsschreibung aus pädagogischen Gründen die Geschichte unter Zugrundelegung der Wertvorstellungen und des „Mind-Sets“ der heutigen Zeit erzählt. Das hat den Zweck, die Schüler und Studenten von heute für die Verbrechen der Vergangenheit zu sensibilisieren.

Dieser Ansatz kann jedoch zu einem unverhältnismäßig harten Urteil über Personen der Vergangenheit führen. Niemand kann aus seiner Haut und einem Umfeld der Drohung und Einschüchterung heraus. Dagegen argumentieren die Verfasser des „Amts“, dass es nur noch Opfer und keine Täter mehr gäbe, wenn man das Umfeld als Entschuldigung heranziehe. Das ist tatsächlich eine Gefahr. Deshalb müssen beide Maßstäbe angelegt werden: die Zeitumstände und der heutige moralische Anspruch.

Die Menschen von damals verstehen zu wollen, ist heute anscheinend politisch nicht ganz korrekt. Als ich einem hochrangigen, besonnenen und klugen Kollegen, den ich sehr schätzte, von meinem Plan erzählte, die Kritik an dem Bericht der Historikerkommission in einem Buch zusammenzutragen, sagte er: „Tun Sie es nicht. Sie betreiben dann das Geschäft der Rechtsradikalen!“ Nach dem „Hauch von Hexenjagd“ wehte mich ein Lüftchen von „cancel culture“ an. Doch ich blieb nach kurzem Zögern dabei.

Und nun zurück zu unseren Eltern. Denn sie hatten doch auf jeden Fall zumindest eine moralische Verpflichtung.

⁵¹ Evans, *The German Foreign Office and the Nazi Past*, in „Neue Politische Literatur“, Jg.56 (2011), S.183

Hatten sie da gefehlt? Was sagten sie zu ihrer Verteidigung? Ich glaube ja gar nicht, dass sie die Fensterscheiben jüdischer Geschäfte eingeschlagen haben. Aber wie haben sie reagiert, als sie die eingeschlagenen Scheiben gesehen haben, als sie gesehen haben, wie Juden gedemütigt und erniedrigt wurden? Haben sie Mitmenschlichkeit gezeigt und Hilfe geleistet, oder haben sie weggesehen, sich abgewandt und mit schlechtem Gewissen Hilfe verweigert? Haben sie, wie viele andere, gedacht, das gehe vorbei und sei nur ein Exzess des altbekannten Antisemitismus, ein politischer Exzess, der vorübergehen werde, wenn sich Hitler „die Hörner abgestoßen“ habe?

Erklärungen für sein Verhalten habe ich von meinem Vater nicht bekommen; seine Ablehnung der Nazis schien mir eindeutig. Meine Mutter sagte, um ihre mangelnde Kritik in der damaligen Zeit zu erklären, sie sei unpolitisch gewesen und erzogen worden zu tun, was die Eltern und die Obrigkeit sagten. Sie sprach auch von der gelenkten Presse, wie wenig man wusste, von Oppression und davon, dass es nach dem Ausbruch des Kriegs erst einmal darum ging, den Krieg, wenn nicht zu gewinnen, so doch zu überstehen. Alles andere sei dahinter zurückgetreten.

Meine Mutter sagte auch, man habe gesehen, dass die Juden weggebracht wurden, aber man habe geglaubt, sie würden umgesiedelt. Da ich meiner Mutter glaube: War da Selbstbetrug im Spiel? War es so, wie ich vor vielen Jahren in dem Aufsatz eines Psychologen las, dass sich damals der Verstand einfach weigerte zu glauben, dass die eigenen Leute solche unvorstellbaren Verbrechen wie die industrielle Ermordung eines ganzen Volkes verüben würden?

Wenn ich die vielen Dokumentationen sehe, die uns heute im Fernsehen praktisch ins Wohnzimmer gebracht werden, kann ich zwar an eine Selbsttäuschung nur

schwer glauben. So wird es vielen jungen Menschen heute gehen. Andererseits hatten die Menschen im Dritten Reich nicht die Kenntnisse, die uns heute durch Bilder, Dokumentarfilme und die „social media“ in aller Grausamkeit und Eindringlichkeit, mit historischem Gütesiegel versehen, vermittelt werden. Niemand wusste Genaueres von KZs. Es war damals nicht allgemein zugängliches Wissen. Zumal die Nazi-Regierung alles dafür tat, ihre Verbrechen zu verdecken.

Die Erniedrigung von Juden, die den Bürgersteig zu schrubben hatten, kennen wir aus einigen wenigen, vielfältig vervielfältigten Aufnahmen, die vielleicht in Berlin und Wien gemacht wurden. So bekommen wir den Eindruck, als sei das eine flächendeckende Aktion gewesen. Dessen bin ich mir gar nicht so sicher. Sind diese Exzesse wirklich in jeder Stadt Deutschlands vorgekommen, von den Dörfern ganz zu schweigen? Damit frage ich, ob die Erniedrigung der Juden allen Deutschen visuell so gegenwärtig war, wie es heutige Dokumente vermitteln.

Selbst Überlebende sagen, dass sie selbst nach der Ankunft in Auschwitz nicht geglaubt haben, dass die Deutschen sie töten würden. „Das Tagebuch eines Ungenannten“ des Nobelpreisträgers Imre Kertész zeigt in geradezu verstörender Weise, wie man als Jugendlicher selbst einen Transport nach Auschwitz mit allen seinen fürchterlichen Auswüchsen, den Kranken und Toten im Viehwagen, als normal und unter gewissen Aspekten gerechtfertigt ansehen kann. Hannah Arendt, die sicher auch in den USA gut vernetzt war, schreibt, sie habe erst 1943 von der Ermordung der Juden in Vernichtungslagern gehört. Die amerikanische Regierung ließ sich erst 1944 davon überzeugen.

Genau wissen konnten es nur die, die es selbst gesehen hatten. Und das waren nur wenige. Wie viele Deutsche lebten schon in Polen, der Tschechoslowakei, in Weißrussland, Ungarn, Rumänien und der Ukraine, die als Augenzeugen hätten davon berichten können? Was haben die Soldaten erzählt, die von der Ostfront auf Heimaturlaub kamen? Wahrscheinlich nicht viel, denn wenn sie Zeuge geworden waren, hatten sie sich häufig ja selber schuldig gemacht. Ganz abgesehen davon, dass die Weitergabe dessen, was man gesehen hatte, lebensgefährlich war. Gerstein in Hochhuts „Der Stellvertreter“ ist so eine Figur, die, als SS-Mann mit dem NS-Staat eng verwoben, erst 1943 erkennt, was mit den Juden geschieht.

Dennoch irritiert, dass wir viele entschuldigende Erklärungen von unserer Elterngeneration gehört haben und Hinweise darauf, es nicht gewusst zu haben und kein Nazi gewesen zu sein. Viel seltener dagegen, eigentlich nie, habe ich den ehrlich reuevollen Ausruf gehört: „Ach hätte ich doch frühzeitig etwas getan, als sich dieser Schrecken abzuzeichnen begann!“

Der Hinweise darauf, dass einen das tägliche Leben mit seinen schönen und harten Seiten, mit Ehe, Kindern, Familie, Beruf und Gesundheit so beschäftigten, dass man für andere Dinge kaum noch ein Auge hatte, ist menschlich verständlich, aber nicht befriedigend.

Wer das allerdings für eine billige Entschuldigung hält, mag sich nur einmal selbst prüfen, was er selbst heute gegen den Klimawandel, weltweite Menschenrechtsverletzungen und für Migranten tut. Viele werden heute glauben: „Dagegen hätte ich protestiert. Ich protestiere ja auch unerschrocken, selbst gegen Wasserwerfer und Polizeiaufgebot, gegen Castor-Transporte, gegen Atomkraft, für die Erhaltung des Hambacher Forstes und für

den Klimaschutz. Ich kette mich sogar an Eisenbahnschwellen an!“ Dabei machen sie sich nicht klar, und es ist heute vielleicht auch schwierig, wie gefährvoller das damals unter den Bedingungen eines Gewaltregimes im Dritten Reich war. Ich glaube nicht, dass es heute viele Demonstrationen gäbe unter den damaligen Bedingungen gäbe.

Ich habe schon von dem Buch “Dunkelnacht“ von Kirsten Boie gesprochen. Es ist ein Buch für Jugendliche und schildert die „Penzberger Mordnacht“ vom 28. auf den 29. April 1945. Ich habe es gelesen, weil dies alles 30 km von dem Ort entfernt geschah, in dem ich sieben Wochen vorher geboren worden war. Sieben Männer wurden durch Soldaten eines auf dem Rückzug zufällig durchziehenden Regiments erschossen, weil sie die Übergabe ihrer Stadt an die Heranrückenden Amerikaner vorbereitet hatten. Standrechtlich, aber ohne Standgericht, nur weil es der Gauleiter in München so verfügt hatte.

Hätten wir, zum Exekutionskommando abkommandiert, geschossen?

Der Nazi-Bürgermeister hatte danach zu seinem Schutz die „Werwölfe“ gerufen, eine paramilitärische Gruppe fanatischer Nazis, die bis zum Endsieg kämpfen wollten. Auch gegen die eigenen Leute. Als sie in das Städtchen kamen, ver mummt und schwer bewaffnet, waren die Mitglieder des Stadtrats schon tot. Aber es musste doch noch verdächtige Elemente geben, die Adolf Hitler nicht die Treue halten wollten, Sozialisten oder ehemalige Häftlinge aus Dachau! Einige erstellten eine Liste von zehn, zwölf „verdächtigen“ Personen samt Adresse. Nun brauchte man jemand, der sie zu ihnen führte.

Hätten wir es getan? Wir hätten ja nicht gewusst, was weiter geschah.

Einige fanden sich damals jedenfalls. Sie führen die „Jagdgruppen“ der Werwölfe zu den Häusern der Menschen auf der Liste. Diese holen sieben Männer und zwei Frauen, die ihre Männer nicht alleine mit den Schergen gehen lassen wollten – eine von ihnen schwanger –, aus ihren Häusern und erhängen sie mitten in der Stadt. Da wussten ihre Mitbürger, wie sie hätten gehandelt haben sollen.

Mein Sohn, der beruflich in meine Fußstapfen getreten ist, fragte mich kürzlich, was ich als aktiver Angehöriger des Auswärtigen Amtes tun würde, wenn die AfD Teil einer Bundesregierung werden und den Außenminister stellen würde. Würde ich den Dienst quittieren?

Verblüfft wehrte ich ab. Natürlich nicht! Die AfD sei viel zu unbedeutend, um die Politik, auch die Außenpolitik, zu bestimmen. Sie müsse jetzt vielleicht erst einmal den starken Mann markieren, werde sich aber in der Regierungsverantwortung besinnen – als Opposition könne man viel sagen, ohne die Konsequenzen fürchten zu müssen. Natürlich würde ich im Amt bleiben, um mich von innen einer Entwicklung entgegenzustellen, die ich für falsch hielte. Und im Übrigen: Wie sollte ich denn sonst meine Brötchen verdienen?

Das wird das gewesen sein was sich viele auch 1933 dachten. Einschließlich des Staatssekretärs Ernst von Weizsäcker, des Vaters unseres späteren Bundespräsidenten, der später im Wilhelmstraßenprozess wegen seiner Rolle im Dritten Reich verurteilt wurde. So verstrickt man sich. Die Grenzen sind schwer zu finden. Ich denke, sie verschwimmen im Laufe der Zeit, auch durch Gewöhnung. Um so achtsamer muss man sein. Insoweit haben die hart urteilenden Historiker einen Punkt.

8. Epilog aus fremder Feder

Der Holocaust spielte im Bewusstsein der meisten Deutschen der Nachkriegszeit eine schockierend geringe Rolle.⁵² Eine gewisse Grundsuld, den Krieg überhaupt begonnen zu haben, wurde eingeräumt. Aber die millionenfache Ermordung der deutschen und europäischen Juden besaß eine Dimension, dass sie die Deutschen, noch während sie geschah, aus dem kollektiven Bewusstsein verbannten. Auch Gutwillige weigerten sich, darüber nachzudenken, was mit ihren deportierten Nachbarn geschehen würde.

Über ganz Europa habe sich ein Schatten tiefer Trauer gelegt, nur über Deutschland nicht. Stattdessen diene hier eine fieberhafte, manische Geschäftigkeit der Abwehr der Wirklichkeit. Es war das, was die Sozialpsychologen Alexander und Margarete Mitscherlich später die „Unfähigkeit zu trauern“ bezeichnen sollten.

Hannah Arendt beschrieb eindrücklich, wie der Wortreichtum stets für einen Moment erstarb, wenn sie sich als Jüdin zu erkennen gab. Dann folgte „in der Regel eine kurze Verlegenheitspause; und danach kamen – keine persönlichen Fragen, wie „Was geschah mit ihrer Familie?“, kein Anzeichen für Mitleid, sondern es folgt eine Flut von Geschichten, wie die Deutschen gelitten hatten“.

Man kann die Bitterkeit von Hannah Arendt nachvollziehen. Aber vielleicht ist die Überlegung statthaft, hinter der verletzenden Verstocktheit ihrer deutschen Bekannten habe statt der puren Herzlosigkeit womöglich auch Scham gesteckt.

⁵² Jähner, Wolfszeit“. Zitate aus den Seiten 12-15 und 373ff., wörtlich, aber für diesen Epilog zusammengestellt.

Die Alliierten hatten zunächst mit innerer Unruhe, mit einer Welle von Gewalt gerechnet, mit der die Nazigeegner es ihren Verfolgern heimzahlen würden. Aber durch den Überlebenskampf nach dem Zusammenbruch waren aus den Blutsaugern von gestern die Leidensgefährten von heute geworden.

Das „kommunikative Beschweigen“ der Vergangenheit ermöglichte es, Dutzendmillionen eben noch überzeugte Nazis in eine Gesellschaft zu integrieren, die den Antifaschismus zu ihrem Konsens gemacht hatte. Nach heftigem Protest wird inzwischen die These geteilt, wonach „die politische Amnestierung und die soziale Reintegration des Heeres der ‚Mitläufer‘ ebenso notwendig wie unvermeidbar waren.“

Das Festhalten Adenauers an Globke zog die moralische Integrität der jungen Bundesrepublik in Zweifel und stürzte viele Demokraten in Wut und Verzweiflung. Auch Egon Bahr regierte entsetzt. Später revidierte er seine Sicht auf Adenauer erheblich: „Adenauer hatte einen Staat mit sechs Millionen NSDAP-Mitgliedern und den Vertriebenen vor sich, unter denen der Anteil der Nazis nicht gering war. Er musste sehen, dass diese explosive Mischung eben nicht explodierte. Das ist Staatskunst. Ich glaube, das ist die größte Tat, die Adenauer geschafft hat.“

Mag man auch die mangelnde Wahrheitsliebe der deutschen Nachkriegsgesellschaft verurteilen, so kommt man kaum umhin, ihr eine Verdrängungsleistung zu attestieren, von der die Nachkommen aufs äußerste profitierten. Dass sich trotz der verbreiteten Weigerung, sich mit der Vergangenheit auseinanderzusetzen, und trotz der massiven Rückkehr der NS-Eliten auf ihre alten Positionen in

beiden deutschen Staaten vom Nationalsozialismus geläuterte Gesellschaften durchsetzten, ist ein viel größeres Wunder als das sogenannte Wirtschaftswunder.

Von wesentlicher Bedeutung für den guten Abschluss der Nachkriegsgeschichte war die Macht des wirtschaftlichen Aufschwungs. Dieses Glück ist ganz und gar unverdient. Mit historischer Gerechtigkeit hat es nichts zu tun.

Anhang

1. Zeittafel	429
2. Liste der Lehrer (1965)	...428
3. Liste der Schüler (Abitur 1964)	.. 430
5. Rede Wolfgang Knapp am 4.10.1997 in Brüssel	440
6. Rede Direktor Schröder am 7.3.1964	
„Die kostbare Zeit“	445
7. Rede Schulpflegschaftsvorsitzender Dr. Walther	
Schultheiß am 27.2.1962 „Brauchen wir Helden“?	455
8. Register	
a) Schüler	
b) Lehrer	
c) Sonstiges Personen- und Sachregister	
9. Literaturverzeichnis	
10. Die Autoren	

1. Zeittafel

1933-1945	Das Dritte Reich
1939-1945	Der Zweite Weltkrieg
1942-1949	Die erste „Bonn-Generation“ kommt auf die Welt
8.5.1945	Kapitulation Deutschlands
Aug.1945	Atombomben über Hiroshima und Nagasaki
Mai 1948	Die Gründung des Staates Israel
20.6.1948	Währungsreform
1948/49	Berlin-Blockade
März 1949	Gründung der Nato
24.05.1949	Gründung der Bundesrepublik Deutschland
1.10.1949	Mao proklamiert die Volksrepublik China
12.10.1949	Gründung der DDR
1949-1963	Bundeskanzler Adenauer
1950	Indien wird unabhängig
1950	Der Koreakrieg beginnt
1951	Die Montanunion wird gegründet, der erste Schritt zur europäischen Einigung
1952-60	Dwight D. Eisenhower US-Präsident
1953	Stalin stirbt
1953	Erstbesteigung des Mount Everest
17.6.1953	Volksaufstand in der DDR
1954	Schlacht von Dien Bien Phu. Mit ihr endet das französische Kolonialreich Indochina.
1954	Deutschland wird in Bern Fußballweltmeister
10/1954	Deutschland wird Nato-Mitglied
1955-1964	Nikita Chruschtschow ist 1. Sekretär des ZK der UdSSR

- 4/1955 Der Bund der Blockfreien wird gegründet
- 24.10.1956 Beginn des Volksaufstands in Ungarn
- 30.10.1956 Beginn der Suez-Krise
- 1.1.1957 Das Saarland wird Teil der Bundesrepublik
- 3/1957 Römische Verträge (EWG, Euratom). Sie treten am 1.1.1958 in Kraft.
- 21.9.1957 Das Segelschulschiff „Pamir“ sinkt im Hurrikan
- 4.10.1957 Die Sowjetunion schickt den ersten Erdsatelliten „Sputnik“ ins All
- 11/1957 Premiere des Films „Die Brücke am Kwai“
- 5/1958 Krise in Frankreich. De Gaulle wird Ministerpräsident (später Staatspräsident).
- 1958-1963 Papst Johannes XXIII.
- 1959 Fidel Castro übernimmt die Macht in Kuba
- 1959 Das „Godesberger Programm“ der SPD
- 1960 Die Dekolonisation der englischen, französischen und belgischen Besitztümer in Afrika beginnt.
- 1960-63 John F. Kennedy US-Präsident
- 4/1961 Jurij Gagarin erster Mensch im Weltraum
- 13.8.1961 Bau der Mauer
- 5/1962 Eichmann wird in Israel gehängt
- 10/1962 Kuba-Krise
- 1963-66 Ludwig Erhard Bundeskanzler
- 22.11.1963 John F. Kennedy wird erschossen.
Lyndon B. Johnson wird US-Präsident
- 1964 Der Minirock beginnt seinen Siegeszug
- 8/1964 Mit dem Zwischenfall im Golf von Tonking beginnt der Vietnamkrieg

2. Das Lehrerkollegium des Beethoven-Gymnasiums (Jahresblätter 1965)

Das Lehrerkollegium im Jahre 1965

Oberstudiendirektor:

Schröder, Dr. phil. habil. Heinrich Otto (Griechisch, Latein, Deutsch), Hangelar-Niederberg,
Lohrbergstraße 10

Oberstudienräte:

Becker, Dr. Julius (Physik, Erdkunde, Mathematik, Chemie, Philos. Propädeutik),
Ippendorf b. Bonn, Drosselweg 3

Böhmer, Dr. Karl (Biologie, Chemie, Physik), Bonn Luitfriedstraße 11

Sadée, Hermann (Mathematik, Physik, Chemie, Turnen), Mehlem, Langenbergweg 74

Hochstein, Erich, (Mathematik, Physik, Leibesübungen und körperliche Erziehung), Bonn,
Nassestraße 4

Richter, Dr. Friedrich (Griechisch, Latein, Geschichte), Oberdollendorf, Auf dem Schnitzen-
busch

Weinrich, Dr. Norbert (Deutsch, Englisch, Französisch, Philos. Propädeutik),
Beuel, Friedrich-Friesen-Straße 15

Meuser, Dr. Wilhelm (kath. Religion, Philosophie, Hebräisch), Bonn, Lisztstraße 6

Zilleken, Paul (Musik, Deutsch, Leibesübungen und körperliche Erziehung), Bonn, Weber-
straße 84

Graeff, Hans-Willy (Erdkunde, Mathematik, Physik), Bonn, Goethestraße 24

Pfeiff, Dr. Arno (Latein, Griechisch, klass. Archäologie), Oberdollendorf, Petersbergweg

Hasenbuech, Walter (Leibesübungen und körperliche Erziehung, Mathematik, Physik),
Beuel, Hans-Böckler-Straße 32

Studienräte:

Bongartz, Dr. Josef (Englisch, Französisch, Leibesübungen und körperliche Erziehung),
Siegburg-Müllendorf, Bonner Straße 85

Kamp, Dr. Herbert (Biologie, Chemie, Geologie, Schwimmen), Ippendorf, Höhenweg 66

Alter, Erich (Englisch, Deutsch, Französisch), Beuel, Ringstraße 12a

Worm, Johannes (ev. Religion, Latein, Griechisch), Beuel, Rheinstraße 47

Limbeck, Wilfried (Chemie, Physik, Mathematik), Bonn, Mondorfer Straße 2

Görtner, Dr. Richard (Deutsch, Französisch, Englisch), Bonn, Paulstraße 12

Lorentz, Dr.-Ing. Joachim (Chemie, Physik, Mathematik), Bonn, Kaufmannstraße 52

Lehnhof, Erich (Griechisch, Latein, Französisch), Beuel, Elsa-Brandström-Straße 161

Locke, Rolf (Erdkunde, Leibesübungen und körperliche Erziehung, Geschichte), Bad Godes-
berg, Sibyllenstraße 34

Mehrlein, Dr. Rolf (Griechisch, Latein), Bad Godesberg-Mehlem, Gernotstraße 22

Riecks, Heinz (Englisch, Geschichte), Bonn, Schmidtbonnstraße 3

Ziemons, Heinz (Latein, Geschichte), Villiprott über Bad Godesberg, Dorfstraße 37
 Heinemann, Hans (Musik, Französisch), Bonn, Verweyenstraße 10
 Reifferscheid, Gerhard (kath. Religion, Philosophie), Niederdollendorf, Bergstraße 11
 Schüller, Christian (Deutsch, Geschichte), Beuel-Niederholtorf, Löwenburgstraße 1
 Gebhardt, Herbert (Französisch, Englisch), Hangelar-Niederberg, Rheinstraße 17
 Krandick, Johannes (Griechisch, Latein), Bonn, Argelanderstraße 147
 Kissenbeck, Dieter (Mathematik, Leibesübungen und körperliche Erziehung),
 Beuel-Limperich, Pützchens Weg 55a
 Degener, Bernhard (Musik, Erdkunde), Sürth, In der Aue 91
 Schöll, Günter (Kunsterziehung), Beuel-Limperich, Königswinterer Straße 227
 Schmidt, Rolf (ev. Religion, Deutsch), Bonn, Venusberg 16
 Becker, Rudolf (Französisch, Deutsch), Hoholz, Stieldorfer Straße
 Fiebigger, Helmut (Kunsterziehung, Erdkunde), Niederbachem, Kesselsfeldweg 33
 Wahlefeld, Joachim (Deutsch, ev. Religion), Bonn, Haagerweg 21
 von Borcke, Dr. Liselotte (Deutsch, Mathematik), Bonn, Händelstraße 5
 Frings, Dr. Hermann-Josef (Latein, Griechisch), Bonn, Schloßstraße 6
 Haentjes, Dr. Walter (Geschichte, Erdkunde), Bad Godesberg, Schubertstraße 25

Studienassessoren:

Ikert, Jobst Jürgen (Deutsch, Geschichte), Niederpleis, Siegburger Straße 77
 Trimborn, Wilhelm (Griechisch, Latein, kath. Religion), Beuel-Vilich, Adelheidsstraße 81

Außerplanmäßig:

Schmitt, Dr. Otto Stud.Rat i. R. (Französisch, Englisch, Deutsch), Bonn, Reuterstraße 121
 Feuerborn, Heinz (Dipl.-Sportlehrer), Bad Godesberg, Heerstraße 67
 Draak, Egon (Dipl.-Sportlehrer), Mondorf ü. Troisdorf, Auf dem Acker 4

Nicht mehr im Dienst:

Bös, Mathias, Oberstudiendirektor, Bonn, Schumannstraße 38
 Dederich, Dr. Walter, Oberstudienrat, Bad Godesberg, Gerhard-Rohlf's-Straße 20
 Lüssem, Dr. Heinz, Oberstudienrat, Müntereifel, Hubertusweg 29
 Schneider, Prof., Dr. Wilhelm, Oberstudienrat, Rhöndorf, Rhöndorfer Straße 115
 Bellinghausen, Heinz, Studienrat, Bonn, Eduard-Pflüger-Straße 39
 Bier, Dr. Hugo, Studienrat, Bonn, Josephstraße
 Büscher, Bernhard, Studienrat, Bonn, Joachimstraße 11
 Fetten, Msgr. Dr. Theodor, Studienrat, Bonn, Beethovenstraße 16
 Graulich, Josef, Studienrat, Bonn, Lessingstraße 27
 Mann, Prof. Dr. Gustav, Direktor der Pädagogischen Akademie a. D., Bonn, Meckenheim
 Allee 148
 Schmitz, Hermann, Studienrat, Bad Godesberg, Wiedemannstraße 35
 Syré, Dr. Theodor, Studienrat, Bonn, Weberstraße 65
 de Weldige-Cremer, Urban, Studienrat, Bad Godesberg, Annettenstraße 6
 Rasch, Dr. Friedrich, Oberstudienrat, Bad Godesberg, Ubiertstraße 48
 Servos, Karl, Studienrat, Beuel, Combahnstraße 54

3. Abiturklassen 1964 Beethoven-Gymnasium (Jahresblätter 1965)

1963/64 Kl. AO1 a		
Bierbaum, Heio	Klein, Heinz-Dieter	Schultheiß, Wolfgang
Euskirchen, Michael	Kliegel, Peter	Schwippert, Emil
Geisser, Rolf	Knapp, Wolfgang	Sewing, Bernhard
Gerhards, Klaus	Mittelbach, Arnhelm	Steinhaus, Horst-Dieter
Hammer, Georg-Hinr.	Moll, Michael	Waßmann, Hansdetlef
Hormes, Reinhard	Neef, Utz	Wetzel, Ralph
Janssen, Heinz-Peter	Schmidt, Erich	Zschoch, Andreas
Kippenberg, Peter	Schneemelcher, Peter	
1963/64 Kl. AO1 b		
Albaum, Karsten	Grabkowsky, Georg	Oelschner, Erhard
Baron, Peter	Hoffmann, Gerhard	Thewalt, Volker
Block, Hartmut	Hübler, Axel	Thomas, Jochen
Böttcher, Claus Emil	Jakobs, Peter	Viefhues, Reiner
Bohne, Erberhard	Klais, Odo	Vogt, Rainer
Bohne, Eberhard	Lück, Georg	Wolff, Friedr. Franz
Facilides, Stephan	Lunze, Arnulf	Zeh, Erberhard
Görge, Bernhard	Müllenbach, Guntram	
1963/64 Kl. NO1 a		
Arnim, Joachim v.	Dahmen, H.-Joachim	Hedde, Jan Peter
Arntz, Helmut	Giel, Peter	Hertel, Rolf
Bizer, Ernst-H.	Groeben, Gert von der	Kaulfuß, Heinz
1963/64 Kl. NO1 b		
Knocke, Heinz	Pütz, Raimund	Seidel, Rainer
Kroener, Werner	Riehl, Horst	Stelle, Jürgen
Mitzka, Ernst	Schlüsselburg, Bernhard	Thienel, Eberhard
Möller, Wilhelm	Schröder, Bodo	Wehage, Rudolf
Ott, E.-Siegbert	Schuler, Klaus	Windisch, K-nermann
1963/64 Kl. NO1 b		
Bachhausen, Jörn	Gustke, Rüdiger v.	Plein, Helmut
Binnebesel, Frank	Hellberg, Wolf	Quade, Eberhard
Breucha, Georg	Honert, Siegfried	Reichert, Dirk
Dosch, H.-Volker	Knauer, Elmar	Schulte, Dieter
Finke, Alfred	Macher, Karl	Triller, Georg
Goebel, Hermann	Maey, Wolfgang	Verbeek, Bernhard
Grewe, Otto	Merkes, Jürgen	Wagner, H.-Josef
Gromes, Rainer	Mey, Jan	Werth, Percy

4. Rede von Wolfgang Knapp beim Klassentreffen in Brüssel am 4.10.1997

...Gepeinigt haben wir uns relativ wenig, lieber Herr Krandick, wenn mich meine Erinnerung nicht ganz täuscht. Ich meine – aber das ist natürlich pro domo gesprochen – , dass wir eine selten nette Klasse waren, insbesondere nachdem wir allen Ballast, sicher nicht ohne Ihre Mithilfe, in die B-Klasse abgeladen hatten. Ich erinnere mich eigentlich nur noch an eine peinliche Situation, nämlich die, als wir mit Hilfe einer unter die Türklinke geklemmten Astgabel versucht haben, im Landschulheim Ihre Nachtruhe zu sichern, was Sie offensichtlich als eine Art Freiheitsberaubung empfanden. Sie zahlten uns das auch prompt heim mit einem Gewaltmarsch von vielleicht 40 km, bei dem wir wahrscheinlich auch noch Xenophon rezitieren durften. Nach meiner Erinnerung war das einzige Opfer dieser Strafaktion allerdings der englische Austauschlehrer, den wir am Schluss fast tragen mussten und der sich sicher seine eigenen Gedanken über die Erziehung zur Härte in Deutschland gemacht haben wird.⁵³

Die für mich peinlichste Erinnerung verbinde ich mit Ihnen, lieber Herr Scholl. Ich war einst mesmerisiert von ihrer Darstellung des Negersklaven, der sich traurig an das Ufer des Mississippi begab, sein Banjo in die Hand nahm und dann „John Brown’s body lies emodred in his grave“ sang. Während John Brown’s body in seinem Grab lag, lag ich über eine Ihrer Bänke gestreckt, lauschte dem „Gitarristen Scholl“ und bekam während dessen von Frevlerhand in Ölfarbe ein Gesicht auf meine Lederhosen gemalt. Immerhin, meine Eltern hatten daraufhin ein Einsehen mit mir, und ich bekam zum Abitur trotz der armen

⁵³ Vgl. das Kapitel „Schullandheim“.

Zeit, in der wir lebten, eine weitere Hose, die nicht dazu bestimmt war, zehn Jahre zu halten.

Die schönste Erinnerung – aber nun beginne ich abzuschweifen – verbinde ich übrigens mit dem GTV, lieber Herr Hasenbusch. Um ehrlich zu sein, eigentlich weniger wegen der Flick Flacks und der „halben Riesen“ als wegen der Möglichkeit, mit Hilfe des GTVs den Alterskontrollen an der Treppe zur Aula zu entkommen, in der zeitgleich Filme des Filmclubs gezeigt wurden. Am schönsten natürlich mit der Freundin am Arm?!

Aber für Anekdoten ist ja morgen noch viel Zeit. Heute sind wir zusammengekommen, um Sie, lieber Herr Krandick, anlässlich Ihres runden Geburtstages zu ehren und Ihnen, auch stellvertretend für andere, die heute nicht oder nicht mehr hier sein können, zu danken für die klassische Bildung, deren Grundlagen Sie gelegt haben, und die humanistischen Ideale, die Sie uns mit auf den Weg gegeben haben. ... Ich tue übrigens mein Bestes, um den Kernbestand des humanistischen Gedankenguts auch an meine Kinder weiterzugeben. Sie sprechen zwar nur gebrochen Deutsch, doch „Quod licet Iovi, non licet bovi“ und „Ho mä dareís anthrópos oú paideúetaí“ können sie im Schlaf aufsagen.

Als maître de plaisir oder arbiter elegantiarum habe ich mir natürlich auch ein paar Gedanken über ein geeignetes Geburtstagsgeschenk unserer Klasse für Sie gemacht.

Ausgangspunkt waren für mich die beiden Poster, in die Sie die spärlichen Reste unserer Klassenkasse eines Tages umgewandelt hatten. Ich weiß nicht, ob Sie sich noch erinnern. Ein Poster stellt den Wagenlenker von Delphi dar. Als Amateurpsychologe hatte ich mir damals gesagt: Den muss der Krandick gekauft haben, weil er sich selbst mit einem Wagenlenker identifiziert, der dreißig in verschiedenen Richtungen ausbrechende Pferde zu bändigen

versucht. Er tut das übrigens sehr würdevoll und vielleicht ein ganz klein wenig steif-archaisch angehaucht. Ich meinerseits hatte mir immer vorgestellt, dass ich der Sklave bin, der dem Triumphator Krandick ins Ohr raunt: „Vergiss nicht, Cäsar, dass Du ein Mensch bist“. An das andere Poster erinnere ich mich weniger gut. Ich glaube, es war ein bronzener Poseidon. An diesen Poseidon musste ich unwillkürlich denken, als ich diesen kleinen Hausaltar in einem Antiquariat sah. Die Römer lieben ja Hausaltäre. Dieser Hausaltar könnte einen Magister darstellen, mit erhobenem Zeigefinger und festgehaltenem Schlüssel, damit er nicht wieder in Schutzhaft genommen wird. Der Heiligenschein ist ihm im Laufe der Jahre abhandengekommen. Das Original steht meines Erachtens im Petersdom. Sollte er Ihnen nicht gefallen, so kann er jederzeit gegen einen echten Scholl eingetauscht werden.

Also herzlichen Glückwunsch und, um mit Odysseus zu sprechen: „Mögen die Götter Dir schenken, so viel Dein Herz nur begehrt!“

5. Ansprache von Direktor Schröder bei der Entlassungsfeier der Abiturienten des Beethoven-Gymnasiums Bonn am 7. März 1964

„Die kostbare Zeit“

... Und nun darf ich noch ein kurzes Wort an Sie richten, meine lieben Abiturienten, weil Sie ja der Anlass der heutigen Feier sind.

Sie werden sich an die Stunde im vorigen Jahr erinnern, als im Unterricht das Stichwort fiel, das ich als Thema der heutigen Ansprache aufgreifen wollte, das Wort von der „kostbaren Zeit“.

Denken Sie, von heute an gerechnet, ein Jahrzehnt weiter! Da werden die meisten von Ihnen bereits einen Beruf ausüben, einige auch in Amt und Würden stehen. Es wird dann eines Tages ein Besucher sich bei Ihnen melden lassen und wird Ihnen ein Anliegen vortragen. Und von der Wichtigkeit seiner Sache überzeugt, wird er sich nicht eben kurz fassen, sondern, nachdem er schon die Vorgeschichte in epischer Breite entwickelt hat, wird er, in der von Nietzsche prophetisch vorgesehenen “ewigen Wiederkehr des Gleichen“, den fatalen Kreislauf des schon Gesagten immer von neuem beginnen. Einmal aber wird ihm, so hoffe ich mit Ihnen, das Gewissen schlagen, und er wird seinen bevorstehenden Abschied mit der Redefloskel ankündigen: “Ich nehme Ihre kostbare Zeit zu sehr in Anspruch“.

Wenn ich Sie, meine lieben Abiturienten von der neu-sprachlichen Abteilung, nun fragen würde wie das auf Französisch heißt, so würden Sie mir sicher ohne langes Besinnen antworten: “J’abuse trop, Seigneur, d’un si précieux loisir“. Damit hätten Sie nicht nur einen klassi-

schen Alexandriner gebildet, sondern auch ein unverächtliches Zeugnis abgelegt von Ihrer Belesenheit in Frankreichs großem Klassiker aus der Barockzeit, Pierre Corneille, in dessen Drama „Sertorius“ (I,3) sich dieser Vers findet.

Und wenn Sie dann – in zehn Jahren –, noch etwas benommen von den vielen Worten Ihres Besuches, der doppelten Frage nachsinnen werden, warum Ihr Bittsteller sich am Ende, in einer Art „gesunkenen Kulturguts“, mit Worten Corneilles verabschiedet und warum er ausgerechnet Ihre Zeit so kostbar angesehen hat, von der Sie doch glauben, noch unerschöpfliche Jahrzehnte vor sich zu haben, da mag Ihnen der Gedanke kommen, dass diese beiden Fragen innerlich zusammenhängen und sich aus früheren Zeiten herleiten lassen könnten.

So vorbereitet wird Sie meine Frage nicht mehr überraschen, auf welche Zeit Sie denn dieses Problem zurückführen. Als gelehrige Abiturienten eines humanistischen Gymnasiums und als höfliche Schüler eines Direktors, von dem Sie wissen, welche Freude Sie ihm mit dieser Antwort bereiten, werden Sie ohne langes Besinnen antworten: „Das Problem geht auf die Antike zurück!“ Und mit dieser Antwort haben sie sogar recht – ein nicht alltäglicher Fall im vergangenen Jahr! Nun aber nach dieser selbstironischen Einleitung zur Sache.

Wenn Sie sich erinnern, haben wir im vergangenen Jahr im Anschluss an die Bemerkung von der „kostbaren Zeit“, als Muster für mehrere, den ersten Senecabrief gelesen, dem man die Überschrift geben könnte: „Vom Wert der Zeit“. Nun ist es selbstverständlich nicht so, als ob alle folgenden Jahrhunderte unmittelbar aus Seneca schöpften. Es soll uns heute eine reizvolle Aufgabe sein, den Wegen nachzuspüren, auf denen Senecas Gedanken,

in mannigfach gewandelter Form, zu uns gekommen sind.

Werfen wir zunächst einen Blick ins Mittelalter, um die Gegenposition recht deutlich zu erkennen. Auch ein Jacopone da Todi, um einen der innigsten Dichter des Hochmittelalters zu nennen, kennt in seinem „Laude“ eine Mahnung zur Nutzung der Zeit. Doch hat diese Zeit noch keinen Eigenwert. Sie ist ein religiöser Begriff, der an Geschöpflichkeit denken lässt und an die menschlichen Pflichten gegenüber Gott. Als Sache der den Einzelnen tragenden Gemeinschaft, der Christenheit und der Kirche, ist die Zeit für den Menschen eine vorgegebene Ordnung, die den Gefügigen trägt und hebt.

Der erste, dem – nach Dante – die Zeit keine objektive Ordnung mehr ist, sondern subjektive Lebenserfahrung, Eindruck und Gefühl, ist Francesco Petrarca. Für ihn ist die Zeit eine individuelle Angelegenheit, die ihm selbst, und zwar ohne Beziehung auf das Jenseits, betrifft. Zahllos sind die Stellen, in denen Petrarca, in seinen privaten wie in seinen politischen Briefen, vom Wert der Zeit spricht, und in denen er seinen Gewährsmann – Seneca – nennt. Beide betrachten „Zeit“ nicht philosophisch nach ihrem Wesen, sondern praktisch vom Gesichtspunkt der Lebensführung aus. Die Zeit ist im Gegensatz zu allen anderen Dingen unser alleiniger wirklicher Besitz. Man soll suchen, ihr „Herr“ zu sein, und weder von außen noch von innen an ihrer freien Gestaltung und richtigen Verwendung gehindert zu werden. Das wichtigste Anliegen des Lebens ist der rechte Umgang mit der Zeit. So werden alle Dinge, auch die menschlichen Beziehungen, nicht mehr, wie im Mittelalter, *sub specie aeternitatis* betrachtet, sondern, wenn man so sagen will, „*sub specie temporis*“, unter den Blickpunkt der individuellen menschlichen Zeit.

Senecas Rolle in der Geschichte des Zeitbewusstseins lässt sich etwa mit dem Verdienst der Maler vergleichen, die als sogenannte Pleinairisten oder Freilichtmaler das Vorhandensein der Luft und der Atmosphäre als eines Mediums zwischen den Dingen entdeckt haben. Die menschliche Person ist jetzt aufs engste verbunden mit der umhüllenden Zeit. Wo der Mensch nichts gilt, ist auch die Zeit wertlos.

An sich ist ja die Aufmerksamkeit auf den Wert der Zeit eine dem reiferen Sinn gemäße Denkform. Wem die Zukunft klein und ungewiss zu werden anfängt, der wird mit weiser Lebenskunst, wie der alte Montaigne, aus seiner Zeit ein wohlbewirtschaftetes Gut machen. Wenn nun aber die Humanisten den Zeitgeist vertreten, so tun sie das nicht so sehr aus dem Gefühl des Alters heraus, sondern eher aus dem Bewusstsein ihrer Aufgabe und Sendung. Die wahren Aufgaben des Menschen sind aber letztlich die studia humaniora, die den Menschen zum Menschen bilden.

So ist also die Vorstellung, dass die Zeit einen Wert darstellt, bei ihrem ersten Auftauchen im modernen Denken an einen ganz bestimmten Ort gebunden, nämlich an den Kreis humanistischer Lebensansicht und Wertung der Dinge. Wer das Wort vom „Wert der Zeit“ gebraucht, denkt damals weder an Geld, noch an Fortkommen im Lebenskampf, noch an sonst etwas anderes als an die humanistische Möglichkeit, „Zeit“ literarisch und im Sinne allgemeiner Bildung zu nutzen.

Die eben angeklungene angelsächsische Verbindung von „Zeit und Geld“, wie sie in dem Sprichwort „time is money“ zum Ausdruck kommt, findet bei Seneca in seinem Buch „Über die Kürze des Lebens“ ein frühes Gegenstück, freilich in einem umgekehrten Wertempfinden. Nach Seneca und den Humanisten müsste es vielmehr

heißen „Money is time“, insofern als der materielle Besitz geradezu danach gewertet wird, welche Freiheit er seinem Besitzer gewährt, über die eigene Zeit zu verfügen.

Diese Wertung scheint auch in der Natur der Sache zu liegen. Nichts verlangt so gebieterisch nach Zeit und ihrer unbeschränkten Verfügung wie die gelehrte literarische Beschäftigung. Nichts außer ihr beansprucht so eifersüchtig die Aufmerksamkeit des Menschen. Wer dem Humanisten Geld gibt und Zeit nimmt, dient ihm schlecht. Die Zeit ist ihm nicht eintauschbar und veräußerlich, weil er sie als von allen anderen Werten verschieden erkannt hat. Der Drang nach Muße ist im Herzschlag des Humanismus.

Das Ideal einer Lebensführung in diesem Sinne wäre die lückenlose Ausfüllung des Daseins durch literarische Arbeit. Was nicht der Beschäftigung mit den schönen Wissenschaften dient, ist verlorene Zeit. Wir wissen, dass die Humanisten vielfach Verpflichtungen aus dem Wege gingen, um Herr ihrer Zeit zu bleiben. So lehnt Erasmus von Rotterdam aus diesem Grunde die Aufnahme einer Pfründe ab, und der Niederländer Rudolf Agricola wehrt sich mit folgenden ergötzlichen Worten gegen die Leitung einer Schule: „Ich soll eine Schule übernehmen? Wo soll ich dann die Zeit für meine Studien und für selbstständige wissenschaftliche Produktion finden? Wo soll ich eine oder zwei Stunden hernehmen, um einen Autor zu interpretieren, da die Sorge für die Knaben die beste Zeit beansprucht und die ganze Geduld des Lehrers in dem Maße aufbraucht, dass er seine freie Zeit nicht auf seine Wissenschaft verwenden kann, sondern ausschließlich zu seiner Erholung bedarf?“

Auch die Scheu mancher Humanisten vor der Ehe beruht auf der Angst vor dem Zeitverlust durch die Häuslichkeit.

Schwerer als seine ledigen Freunde hatte es der verheiratete Lordkanzler Heinrich VIII. von England, Thomas Morus, wenn er noch Zeit für sich haben wollte. Und so klagt er in der Vorrede zu seiner Schrift „Utopia“ an Peter Gilles gar bewegt über seine Zeitnot. Es heißt da: “Unablässig habe ich Prozesse zu führen, wohne solchen bei, beende sie als Schiedsmann, entscheide als Richter; hier habe ich einen amtlichen, dort einen geschäftlichen Besuch zu machen, fast den ganzen Tag widme ich außer Hause anderen, den Rest meiner Familie, und so bleibt für mich, will sagen für wissenschaftliche Beschäftigung, nichts übrig. Komme ich nach Hause, dann muss ich mit der Gattin plaudern, mit den Kindern schwatzen, mich mit dem Gesinde besprechen, denn alles rechne ich zu den Geschäften, weil es sein muss. Und es muss sein, willst du nicht in deinem Haus ein Fremdling werden. Unter dem, was ich aufgezählt habe, schwinden Tag, Monat, Jahr dahin: Wann also soll ich da schreiben? Bei alledem habe ich noch mit keinem Wort des Schlafes gedacht, nicht einmal der Tafelfreuden, die vielen nicht weniger Zeit wegnehmen als die Nachtruhe, die fast das halbe Leben verschlingt. So kann ich dann lediglich über die Zeit verfügen, die ich mir von Schlaf und Essen abstehle. Das ist freilich recht wenig, aber immerhin etwas, und so habe ich, langsam zwar, aber endlich doch einmal das Büchlein von der Utopia (vom Nirgendland) fertiggestellt“. Das ist ein Beispiel für viele solche Seufzer, die in jenen Jahrhunderten ausgestoßen werden. Es wurde wohl nie so viel über Mangel an Zeit geklagt wie damals.

Aus dieser Einschätzung der Zeit als des persönlichen Besitzes eines Menschen erwächst nun auch die Aufmerksamkeit und Rücksichtnahme auf die Zeit des anderen. Wenn Petrarca so großen Wert darauf legt, dass sein Freund seinen Briefen ein Stück seiner Zeit ungeteilt op-

fert, so weiß er sich doch damit in dessen Schuld. Ausdrücke möglicher Rücksichtnahme auf die Zeit des anderen finden wir in den Humanistenbriefen vor allem, wenn es sich darum handelt, den hochgestellten und wertgeschätzten Empfänger nicht durch Inanspruchnahme seiner Zeit zu belästigen. Diese höflichen Wendungen gehen von hier aus weiter durch die Jahrhunderte und finden Eingang in alle Länder Europas, insbesondere bei den Schriftstellern Frankreichs zur Zeit der Renaissance und des Barock. Durch den tiefgreifenden Einfluss, den die französische Kultur im 17. und 18. Jahrhundert auf Europa und Deutschland ausgeübt hat, sind sie schließlich auf uns gekommen, bis zu unserem fingierten Besucher mit seiner Redewendung von der „kostbaren Zeit“.

Nun sind wir wieder an den Anfang zurückgekehrt, aber trotzdem mit unserer kleinen Skizze noch nicht am Ende. Noch ist unser Kreis zu eng gezogen und hat den Bereich des Privaten und Persönlichen nicht verlassen. Die Humanisten der Renaissance wollten aber die Möglichkeit freier Zeitverfügung nicht nur für sich selbst, sondern auch für die anderen, für die Gemeinschaft. Auch wenn die Humanisten vom Staat sprechen, denken Sie an die „kostbare Zeit“. Zwar hat die öffentliche Ordnung das Recht, die Zeit des einzelnen Menschen zu beschränken, aber an dem mehr oder minder großen Grade dieser Beschränkung liest der Humanist den Wert des Staatswesens. Er denkt sich eine Ordnung, in welcher die Aufgaben der Bürger so weise verteilt sind, dass jedem Zeit bleibt für edlere Beschäftigung. Vor allem zwei Staatschriften dieser Jahrhunderte, die beide in der Form eines utopischen Idealstaats geschrieben sind, setzen sich für diese Forderungen ein. So erzählt die im Jahre 1516 erschienene (schon erwähnte) Utopia des Thomas Morus im zweiten Buch „Von den Erwerbungen“, dass die Bewohner von Utopia täglich nur 6 Stunden für die Arbeit

bestimmt haben, drei am Vormittag und drei am Nachmittag. "Die Stunden zwischen Arbeit, Schlaf und Essen sind den freien Ermessen jedes einzelnen anheimgestellt, jedoch nicht, um sie in Schlemmen und Faulenzen zu vertun, sondern damit jeder die Freizeit, die seine Werkarbeit ihm lässt, nach eigenem Wunsch mit irgendeiner nützlichen Beschäftigung ausfüllt." Und nun heißt es weiter – und darin gibt sich der Wunschtraum des englischen Humanisten zu erkennen: "Die meisten verwenden diese Mußestunden auf die Geistespflege". Und ein kleines Stück weiter schließt Thomas Morus dieses Kapitel mit folgenden Worten: "Sehr oft aber, wenn keine solche Arbeit anfällt, wird öffentlich eine verkürzte Arbeitszeit verkündet. Die Behörde beschäftigt nämlich die Bürger nicht gegen ihren Willen mit überflüssiger Arbeit, da die Einrichtung des Staates vor allem das eine Ziel verfolgt, allen Bürgern, soweit es die staatlichen Notwendigkeiten erlauben, möglichst viel Zeit von der Knechtschaft des Leibes frei zu machen für die Freiheit und Pflege des Geistes. Denn darauf, glauben Sie, beruhe das Lebensglück".

Noch idealer geht es ein Jahrhundert später in der Civitas Solis des Italieners Thomas Campanella zu. Dort wird zunächst das Fehlen einer gerechten Zeiteinteilung am Beispiel Neapels veranschaulicht. In dieser Stadt wohnen damals 70.000 Menschen, von denen nur 10.000 oder 15.000 arbeiten. Die einen gehen unter ihrer Arbeit zugrunde, die anderen durch die Laster, die der Müßiggang mit sich bringt. Im Idealstaat aber sieht es nach Campanella so aus: "Im Sonnenstaat werden Dienstleistungen, Künste, Arbeiten und Aufgaben an alle verteilt. So brauchen die einzelnen täglich kaum vier Stunden lang zu arbeiten. Die übrige Zeit soll verwendet werden auf freudiges Lernen, Disputieren, Lesen, Erzählen, Schreiben,

Spaziergehen, überhaupt Übungen des Geistes und des Körpers, und das alles mit Frohsinn“.

Damit haben die Humanisten den Begriff Muße, den sie vom Altertum übernommen haben, als erste über den Bereich des Persönlichen hinaus in die Sphäre des Politischen gehoben und ihm damit eine Wichtigkeit anderer Ordnung verliehen. Die Zeit ist eines der Güter, an denen jeder teilhaben soll. Sie muss bewirtschaftet werden wie ein Volksvermögen. Aus dem Wunsch nach Zeit ist in diesen Staatsschriften schon das Recht auf eine bestimmte Zeit geworden, die der Staat jedem garantiert. Damit ist bereits die endgültige Form angedeutet, in welche der kollektive Anspruch auf Zeit bis heute gekleidet wird. Aber das Gewicht dieser Forderung hat sich gewaltig verändert. Aus der unverbindlichen literarischen Gestaltung eines Wunschtraumes wird im Laufe der Zeit eine unerbittliche soziale Forderung im Bereich der Wirklichkeit. Die Humanisten stehen aber am Anfang der geistigen Entwicklung, die zur Forderung des Achtstundentags geführt hat. Ungefähr zur Zeit der Anfänge des Humanismus, am Ausgang des Mittelalters, beginnen ja auch Fragen der Arbeitszeit ein soziales Problem zu werden. Die Forderungen der Humanisten nach Freizeit und Arbeitsschutz stehen im unbewussten Einklang mit den konkreten Bedürfnissen der damaligen Zeit. Das Problem der vernünftigen und menschenwürdigen Zeitverteilung in der staatlichen Gemeinschaft betrachtet man des Nachdenkens der Besten wert. Durch seine Lösung glaubte man, den einzelnen glücklicher und das Gemeinwesen vollkommener zu machen.

Meine lieben Abiturienten, am Ende unserer Wanderung durch Antike und Humanisten stehen wir, wie es bei humanistischen Betrachtungen zu geschehen pflegt, mitten in den Problemen unserer Gegenwart. Die Forderungen nach weiterer Verkürzung der Arbeitszeit und die Frage

nach der sinnvollen Gestaltung der so gewonnenen Freizeit sind Ihnen nur zu gut bekannt. Sie werden nicht erwarten, dass ich nun am Ende im Geschwindschritt noch eine Patentlösung anbiete. Eher steht es umgekehrt. Sie sind von uns immer wieder auf diese Frage hingewiesen worden. Einige haben sich auch in den Abituraufsätzen mit diesem Thema befasst und dabei eine erfreuliche Vertrautheit mit der abendländischen Überlieferung bewiesen. So setzen wir die Hoffnung in Sie, dass Sie in diesem Geiste, d.h. der Tradition verpflichtet und dem Neuen aufgeschlossen, mit dazu beitragen werden, dass die Menschen, als einzelne wie als Gemeinschaft, von der "kostbaren Zeit" den rechten Gebrauch machen, der ihrer persönlichen Würde und Bestimmung entspricht und dem bonum commune dient, dem Wohle von Volk und Staat.

6. Rede von Dr. Walther Schultheiß als Schulpflegschaftsvorsitzendem bei der Verabschiedung der Abiturienten am 27.2.1962 „Brauchen wir Helden?“

...Der Beginn des Lebens der heute von der Schule scheidenden Abiturienten fällt in die Zeitspanne, in welcher in der Tragödie, deren Rahmen das sogenannte Dritte Reich und der Zweite Weltkrieg gebildet haben, der äußere Umschwung eintrat. Der markante Wendepunkt jener Jahre war die Katastrophe von Stalingrad. Damals wurden Grundbegriffe wie Ehre, Gehorsam, Befehl, Manneszucht, Einsatz und Opferbereitschaft pervertiert – das vom staatspolitischen und staatsethischen Standpunkt wohl verhängnisvollste Handeln der damaligen verantwortungslosen Staatsführung.

Es folgten dann Niedergang, Zusammenbruch in jeder Beziehung, Elend, einige Jahre später jedoch, als unsere Abiturienten von heute Ereignisse der Umwelt bewusster wahrzunehmen begannen, der Wiederaufbau, das sogenannte Wirtschaftswunder, Wohlstand. Daneben trat der Gegensatz zwischen Ost und West, zwischen unfreier und freier Welt, immer deutlicher in Erscheinung, der wieder den Appell ertönen ließ an Grundbegriffe, Eigenschaften und Tugenden, die einstmals strapaziert worden waren.

Diese wenigen Tatsachen seien nur als Teil der Fülle der Erscheinungen angeführt. Im Ganzen: welche Veränderungen in den Ideologien und in der geistigen Haltung sind zwischen 1942/43 und 1962 eingetreten! Welche Anforderungen werden gestellt, wenn es gelingen soll, mit diesen Wandlungen fertig zu werden!

Ende des vergangenen Jahres ist in einer angesehenen deutschen Zeitung ein Leitartikel erschienen, der Frage betitelt ist: „Haben wir Helden nötig?“. Der Autor knüpft

bei der Behandlung des Themas an den dramatischen Höhepunkt des Schauspiels von Bertolt Brecht "Leben des Galilei" an, nämlich an die Szene, in der der Forscher vor der Inquisition seine Lehre von der Bewegung der Erde widerruft. Die Enttäuschung der Schüler des Meisters macht sich in den Worten des Andrea Sarti Luft: „Unglücklich das Land, das keine Helden hat!“ Erst nach einiger Zeit lässt sich der von seinen Anhängern verlassenen Galilei vernehmen: „Nein. Unglücklich das Land, das Helden nötig hat!“.

Ich habe diese Szene mit den beiden gegensätzlichen Thesen gerade heute bei der Verabschiedung einer Absolvencia 1962 herausgegriffen vor dem Hintergrund des Geschehens der Jahre, auf die gleichsam die Wurzeln dieser Absolvencia zurückgehen. Jeder, jung und alt, muss sich mit dem in jener Szene herausgestellten Problem auseinandersetzen. Und das ist wahrlich nicht leicht angesichts der von mir in Erinnerung gebrachten Ereignisse jener Jahre, in denen mit dem Schatz heiliger Gefühle jedes Gutgesinnten Missbrauch getrieben worden ist.

So einfach aber, wie dies in der zuletzt zitierten Sentenz geschieht – „Unglücklich das Land, das Helden nötig hat“ –, lässt sie das Problem nicht lösen. Man kann sich weder damit begnügen, ein System anzuklagen, und zwar deswegen anzuklagen, weil es eine mannhaftige Haltung fordert, noch kann man sich wünschen, dass einem die Bewährungsprobe erspart bleiben möge. Jedes Land hat einmal Helden nötig, wenn es glücklich werden und bleiben will.

Was aber ergibt sich für den Einzelnen hieraus? Gewiss legen wir es nicht darauf ab, „Heldentum“ (in Anführungsstrichen) zu forcieren. Aber jeder einzelne von uns ist doch gerade in Hinblick auf den ehemals geübten

Missbrauch gehalten, das Seine für eine richtige Weichenstellung zu tun, und zwar im täglichen Leben. Was wir als wahr und richtig erkannt haben, wird nur dann durchgesetzt werden können, was uns lieb und heilig geworden ist, wird nur dann erhalten werden können, wenn wir das nötige Maß an Freimut aufbringen und zu aufrechter, mannhafter Haltung bereit sind. In diesem Sinne begleiten Sie, meine lieben Abiturienten, viele gute Wünsche in das vor Ihnen liegende Leben.

Register der Schüler

Ein (B) hinter der Seitenzahl bedeutet „Bild“

Michael Altenburg	9, (11), 404
Klaus Biederbick	67f, 143f.
Heinrich Bierbaum	39, 88, (118), 130f., (162), (168-169), (171-172), (174-175)
Hartmut Block	141, 144
Eberhard Bohne	15, 141
Rainer von Brunn	(128), 142, (142), 145, 145, (168-169)
Axel Eggert	7f.
Michael Euskirchen	39, 71, 88, (118), 136, (155), (166-169)
Friedrich von Gaudecker	141
Rolf Geisser	28, (29), 39, 88, 117, (118), 124f., (158), (161-163), (166), (171), 259, 280, 318, 321, (326), 327f.
Klaus Gerhards	39, (70), 88, (93), (95), (118), 125f., (127), (155), (160-161), (168-169), (171-172), (174-175), 304, 309, (322), (324)
Tilman Gubert	9, 64
Georg-Hinrich Hammer	V, 2, 7f., 25, 39, 54, 115. (118), 123f., (161), (166), (172-173),

	207, 289, 318 (wg. Tanzschule Schäfer), 372
Dirk Hannig	(158), (3269, 327f.
Alexander Heinemann	(128), 142
Rainer Hormes	39, 89, (118), 135, (155), (167-172)
Peter Jakobs	26, 60, (128), 143, (143)
Heinz-Peter Janßen	37, 39, 44, (82), 87, 94, (118), 127, 128f., (158), (160-161), (168-172), (182), (187), (191), (201), 203, 318
Eva-Maria Klaiber	9f.
Dieter Klein	39, 87, (118), 133f., (161-162), (167)
Peter Kliegel	39, (52), (118), 131f., (161), (170-171), (174)
Peter Kippenberg	(29), 72, (118), 134, (154), (168- 169), 225
Bodo Klais	143
Wolfgang Knapp	20, 26f., (29), 37, 39f., 54, 56f., , 39, 45, 59, 63, 72, 75, 78, 87, 91, 109, 114, 116 (wg Heusch), 118ff., 144, 151, (158), (160), (163), (165), 170, (171), (173-175), 198, 218, 229 (wegen Doppeldecker), 259, 318, (320), 327, 434ff., Autoren-CV

Georg Lück	104, (153)
Arnulf Lunze	143
Andreas von Mettenheim	65, 220, 222, 229, 234, 239, 415
Arnhelm Mittelbach	39, 88, (118), (139), 198
Michael Moll	39, 87, (118), 136, (162), (166-167)
Guntram Müllenbach	(128), 142, (143)
Utz Neef	(29), 39, (118), (128), 134, (168-169), (191)
Dietmar Opitz	153
Christian Pauls	8f., (11), 39, 403
Erhard Quade	(182)
Peter Schneemelcher	39, (118), 135. (168-169)
Emil Schwippert	39, 76, 88, (118), 133, (133), (166), (168-169)
Bernhard Sewing	39, (77), 88, (118), 132, (139), (163), (168-169), (171-173), (184), 187, (196), 198, 203,207, (322), (325)
Dieter Steinhaus	39, (118),135, (171), (174)
Hans-Georg Tyczka	144, (162)
Hansdetlef Wassmann	(118), 135f., (155), (167- 169), (171), (322)

Ralf-Günter Wetzel	39, 64, 78, (118), 124, 130, (130), (162-163), (166), (171-172), (174), 272, 280
Albrecht Winterberg	(118), 137ff., (139), (322)
Andreas Zschoch	(70), 88, (93), (118), 137, (163)
Klassenfotos	(168-169), (171), (177-179)

Register der Lehrer

Johannes Krandick	67ff., 414
Heinz Riecks	54, 55, (55), (107)
Heinrich Otto Schröder	84ff., 407ff., 4537ff.
Christian Schüller	51ff., (52), (54), (107), (206)
Robert Streck	26, 96f.
Heinrich Ziemons	105, (107)

Ergänzendes Personen- und Sachregister

Michael Jovy	345, 415
Birgit Kaiser	(326)
Dietrich Kleppi	120f.
Brigitte Kümmell	125, (170), (175), (187), (320), 321, 324, (326)
Barbara Küster	1, 5, 229, 323
Eberhardt Küster	217
Günter Platz	188, (188), 412

Literatur

- Boie, Kirsten, *Dunkelnacht*, Hamburg 2021
- Bothien, Horst-Pierre, *Die Jovy-Gruppe. Eine historisch-soziologische Lokalstudie über nonkonforme Jugendliche im „Dritten Reich“*, Münster 1995
- Conze, Eckart/ Norbert Frei/ Peter Hayes/ Moshe Zimmermann, *Das Amt und die Vergangenheit. Deutsche Diplomaten im Dritten Reich und in der Bundesrepublik*, 2.Auflage, München 2010
- Eideneier, Hans, *Die Ära der Verschriftlichung der Epen*, in „Griechenland Zeitung“ Nr.760 vom 27.1.2021
- *Die Bedeutung einer Kultur- und Handelsprache*, in „Griechenland Zeitung“ Nr.761 vom 3.2.2021
- Evans, Richard J., *The German Foreign Office and the Nazi Past*, in „Neue Politische Literatur“, Jg.56 (2011), S.165-183.
- Graudenz, Karlheinz/Erica Pappritz, *Etikette neu*, 10. Auflage, München 1968
- Jähner, Harald: *Wolfszeit. Deutschland und die Deutschen 1945-1955*, 10. Auflage, Berlin 2019
- Knigge, Adolph Freiherr von, *Über den Umgang mit Menschen*, 3. Auflage Hannover 1790, Nachdruck Köln 2011

- Kötting, Helmut, *Aus Tradition modern. Das Beethoven-Gymnasium. Chronik einer Bonner Schule*, Bonn 2018
- Reich-Ranicki, Marcel (Hrsg.): *Meine Schulzeit im Dritten Reich. Erinnerungen deutscher Schriftsteller*, Köln 1988
- Schlink, Bernhard, *Die Kultur des Denunziatorischen*, in „Merkur“ Nr.745, Juni 2011, S.475-485
- Schröder, Marianne, *Ein bewegtes Leben (1916-1970)*, Privatdruck 2003
- Schultheiß, Wolfgang: *Zuspitzungen. Anmerkungen zu „Das Amt und die Vergangenheit“*, 2. Auflage, Münster 2014
- *Umgangsformen. Protokoll und Etikette. Privat und im Beruf*, Münster 2019
- Zweig, Stefan: *Die Welt von Gestern*, 42. Auflage, Frankfurt 2016

Zu den Autoren

Wolfgang Schultheiß wurde am 10.3.1945 in Pähl/Obb. geboren und verlebte die ersten sechs Lebensjahre in Bayern. 1951 zog er nach Bonn und wohnte dort mit beruflichen Unterbrechungen bis 1999. Von 1951 bis 1955 ging er in die Martin-Luther-Volksschule, von 1955 bis 1964 in das humanistische Beethoven-Gymnasium. 1964 bis 1974 Jurastudium in Tübingen, Genf, Bonn und Charlottesville, Va. (USA).

1974 trat er in den diplomatischen Dienst ein und war in Algerien, Wien und Kopenhagen auf Posten. In Santo Domingo (Dominikanische Republik, 1986-1989) und Athen (2005-2010) war er Botschafter, von 2001 bis 2005 als Leiter der Auslandsabteilung des Bundespräsidialamts außenpolitischer Berater der Bundespräsidenten Rau und Köhler.

Nach der Pensionierung gründete er die Beratungsplattform DiploConsult. Er ist (Mit)Herausgeber von „Meilensteine deutsch-griechischer Beziehungen“ (2010) und „Die Krise in Griechenland“ (2015). 2013 veröffentlichte er „Zuspitzungen. Anmerkungen zu ‚Das Amt und die Vergangenheit‘“ und 2019 „Umgangsformen. Protokoll und Etikette. Privat und im Beruf“. Er lebt in Berlin.

Kontakt über schultheissw@yahoo.de.

Autoren der Beiträge

Wolfgang Knapp, geboren am 8.4.1945 in Ulm. ...Volksschule . 1966 bis 1964 Beethoven-Gymnasium. Jurastudium in Tübingen, Paris, Hamburg, Bonn und Ann Arbor. Michigan, USA. Partner der Rechtsanwaltskanzlei Cleary, Gottlieb, Steen and Hamilton, Hongkong und Brüssel. Herausgeber der Anthologie „Spruchbeutel“ (2020)